

**Dieter Bohlen
mit Katja Keßler**

Hinter den Kulissen

**Dieses E-Book ist nicht zum
Verkauf bestimmt!!!**

Im Herbst letzten Jahres landete Dieter Bohlen mit seinem ersten Buch „Nichts als die Wahrheit“ auf Anhieb einen Megaseller. Ganz Deutschland war im Bohlen-Fieber, und Deutschlands erfolgreichster Musikproduzent wurde zum Liebling von Lesern, Buchhändlern und ja: sogar Kritikern! Der Mann, der seit mehr als zwanzig Jahren deutsche Pop-Geschichte schreibt, erklimmte nun auch mühelos die Spitze der Bestsellerlisten. Seinen nächsten großen Coup landete Dieter Bohlen als Jury-Mitglied des RTL-Fernsehevents „Deutschland sucht den Superstar“. Ohne jeden Zweifel war seine Mitwirkung ein entscheidender Erfolgsfaktor dieser TV-Show. Seine hinreißend gemeinen Sprüche beim Casting brachten mehr als einen jungen Sangeskünstler zum Heulen – was ihn nicht anfocht: „Ich bin schließlich nicht Dieter Theresa!“ Und sie eroberten ihm die Herzen der Fernsehzuschauer: Einschaltquoten von zeitweise über 12 Millionen beweisen dies eindrucksvoll. Doch am meisten beeindruckte Dieter Bohlens unglaubliche Professionalität und seine unbedingte Loyalität mit den Finalisten der Show, seinen „Schnuckelchen“, die er als „Herbergsvater“ nicht nur künstlerisch, sondern auch menschlich engagiert betreute. Der „Lackaffe mit Herz“ (Elke Heidenreich) hat sich endgültig als deutscher Publikumsliebling Nummer eins etabliert.

Umwelthinweis:

Dieses Buch und der Schutzumschlag wurden auf chlorfrei
gebleichtem Papier gedruckt.

Die Einschrumpffolie (zum Schutz vor Verschmutzung) ist
aus umweltfreundlicher und recyclingfähiger PE-Folie
Random House Entertainment ist ein Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage

© 2003 by Random House Entertainment, München, in der
Verlagsgruppe Random House GmbH

Lithografie: Lorenz & Zeller, Inning a. A.

Satz: DTP im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media Pößneck

Printed in Germany

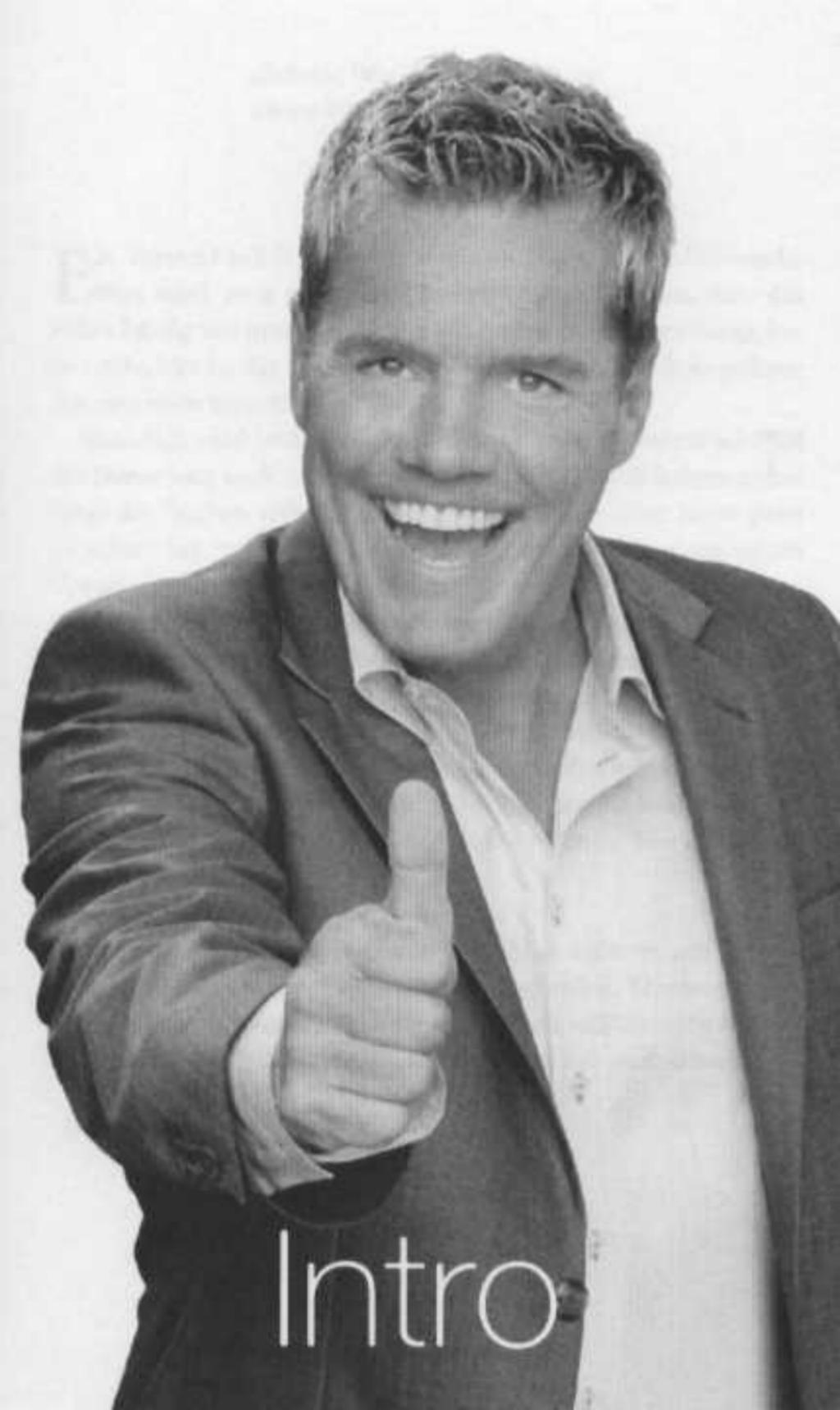
ISBN 3-7645-0173-1

www.randomhouse.de

INHALTSVERZEICHNIS

Intro	5
Pur. Oder: Mit Hartmut nackt im Pool	7
Rio. Oder: Am Zuckerhut steht nicht nur der Zuckerhut	17
Wolfgang Joop. Oder: Schnuckelige Schoko-Popos	28
Stephanie von Monaco.	
Oder: Wie ich beinahe, fast, eventuell, vielleicht und dann doch nicht Prinz Grimaldi wurde	36
Todesangst über Russland.	
Oder: Eine Hardcore-Sylvesternacht	44
Modern Talking.	
Oder: Warum Thomas immer Pucci-Mucci-Korsetts trug	55
Wuff, Miez, Wieher, Quak.	
Oder: Wie ich an Bambi rummachte	74
»Mrs. Flashdance« Irene Cara.	
Oder: Striptease auf dem Bett	101
Isabell Varell. Oder: Die Obertröte	111
Jens Riewa. Oder: So luchs ich mir 'nen Jaguar	115
Jenny Elvers. Oder: Die Queen Mum der Luder	129
Marina Hernandez.	
Oder: Abgestürzter Schmetterling der Nacht	135
Stefan Raab. Oder: Deutschlands heimlichster Millionär	145
Haffa, Sommer und Schmid.	
Oder: Ich & die Milliardäre.	153
Falco. Oder: Ich denk an Dich!	168
Eva Herman. Oder: Fisch an Himbeersoße	178
Mariah Carey. Oder:	
So kriegte ich meinen ersten Ohrgasmus	189
Harald Juhnke. Oder: Sieben Tage Heilkoma	196

Udo Jürgens & Dieter Thomas Heck.	
Oder: Deutschland, deine Radfahrer	206
Jeanette. Oder: Mein erster Milka-Hase	212
DSDS. Oder: Dieter sucht den Superstar	232
Daniel Lopes. Oder: Sexotos im Handy	252
Daniel Küblböck.	
Oder: Wildes Gerubbel am Oberschenkel	267
Michelle Hunziker.	
Oder: Grrroße Sorrrge um Miss Popo	280
Überfall in Tötensen.	
Oder: Nackidei-Ei durch den Garten	286
Rex Gildo. Oder: Klärende Klo-Gespräche	298
Nena. Oder: Birnchen im Dekolletee, Teddies unter den Achseln	
	308
Nicole Tepper. Oder: Meine Lieblings-Putzfrau	316
Register	320
Bildnachweis.	323



Intro

»Schöne Worte sind nicht wahr,
wahre Worte sind nicht schön.«
(geklaut bei Laotse)

Ein Vorwort soll ja so was sein wie ein Vorspiel, wie Vorfreude. Nun weiß man aus leidvoller Erfahrung beim Sex, dass das »Vor« häufig viel besser ist als das »Danach«. Doch keine Sorge, liebe Leute, hier ist das anders: Mein Vor-Wort ist nur halb so geil wie das, was noch kommt.

Natürlich wird immer wieder die Frage gestellt: Warum schreibt der Dieter jetzt auch noch ein zweites Buch? Will er sich denn unbedingt die Taschen voll machen? Antwort: Ja, klar. Aber leider passt da schon nix mehr rein. Deswegen musste ich mir einen neuen Grund überlegen:

Vor meinem ersten Buch mochten mich gerade mal ein Prozent aller Deutschen. Nach »Nichts als die Wahrheit« immerhin fünfzig. Den anderen fünfzig Prozent will ich jetzt Nachschub liefern, damit sie mich weiterhin richtig schön doof finden können.

Entschuldigen muss ich mich an dieser Stelle übrigens auch mal - und zwar für die vielen schlechten Nachahmer, die jetzt im Herbst mit ihren Autobiografien auf den Markt kommen. Sorry, das habe ich nicht gewollt!

Zum Schluss noch ein Tipp von mir! Man halte es mit diesem Buch bitte wie mit einer Currywurst: Reinbeißen. Schmecken lassen. A bissel verdauen. Und dann: Herzlich willkommen im Na-ihr-wisst-schon. Und jetzt: Guten Appetit, ich hab euch alle lieb!

Euer Dieter

2000

Pur

Oder: Mit Hartmut
nackt im Pool

Jeden Sommer bin ich ja für ein paar Wochen auf meinem kleinen Schnuckel-Schmuse-Eiland-Mallorca. Im Jahr 2000 noch mit meiner damals amtierenden Hauptfrau Naddel. Und wer war auch da?

Schlimmer als aufgescheuerte Blasen am Fuß und Zahnfleisch-Entzündung zusammen: Hartmut Engler, Sänger der Schwaben-Combo Pur. Seines Zeichens Fremdworte-Quäler und Plüschtier-Sammler. Wobei das ja noch sein Privatvergnügen ist. Womit er sich aber wirklich schuldig macht an der Menschheit, ist seine Singerei:

»... wO si-hind a-Hall di-hie I-hin-dAner hi-Hin?«

Nach achtundvierzig Semestern Dauer-Studium von Deutsch und Englisch hält er sich offensichtlich auch für einen grandiosen Texter. (Die armen Indianer, denke ich, sehen das anders. Die hat Hartmut wahrscheinlich schon lange in die ewigen Jagdgründe gesungen).

Nun, das hier ist ein faires Buch. Und Respekt, wem Respekt gebührt. Wie Hartmut und seine Jungs das hingekriegt haben mit ihrer Karriere - Hut ab! All die Jahre als mittelmäßige Tanzkapelle durchs Land zu tingeln, gesponsert von der BHW-Bausparkasse und der Puschenfirma »Romika« - Donnerwetter! Und mit genau dieser Mittelmäßigkeit auch noch Geld zu verdienen - das soll denen mal einer nachmachen.

Leider gibt es noch kein Flugverbot für Plüschtier-Sammler nach Mallorca. Und was so Port Andratx ist, mein Lieblings-Schnuckel-Dorf auf meinem Lieblings-Schnuckel-Eiland, das ist total klein. Deswegen laufen sich Urlauber hier fast zwangsläufig über den Weg. Eines Abends gingen Naddel und ich nach dem Essen noch auf einen Absacker in die »Nixe«, den In-Treff am Anfang der Hafenpromenade. Dort zwitschern auch Heino und Udo Lindenberg gern mal ein Bierchen (Udo vielleicht auch zwei). Und von der Terrasse aus hat man einen Traumblick auf das Meer und die Mole mit den dort ankernden

Luxus-Yachten.

»Oh, grüß dich, guten Abend!«, haute mich das Grauen von der Seite an. Der Mond verfinsterte sich, und ich sah zuerst nur Nase. Hartmut! Es gab kein Entkommen.

»Ja, Mensch, dann... ja... hallo!«, meinte ich zurück. Wir begannen so Anstands-Bla-Bla zu machen: Über das Wetter, die Leute. Und noch mal das Wetter. Man will ja im Urlaub nett sein und keinen Ärger haben.

»Ich habe ein neues Domizil erworben«, meinte Hartmut nach zwei Minuten stolz. »Eine wunderbare Perle des architektonischen Mallorca! Mit Panorama-Sky-Blick und einem in die Landschaft eingebetteten Outdoor-Pool! Etwas Edleres wirst du auf der ganzen Insel nicht finden. Premium-Class!«

Ja, ja! Mein Haus. Mein Auto. Meine Pferdepflegerin. Ich kenn das schon. Diese Anwandlung kriegen sie alle in meiner Nähe.

Wir hatten es mittlerweile kurz nach Mitternacht. Und was so zehn Sekt in der Birne sind, die machen einen schmerzfrei. Da hält man sogar den größten Aufschneider aller Zeiten aus.

»Weiβt du«, beugte sich Hartmut zu mir rüber, während seine Augen wie zwei Sabber-Saugnäpfe an Naddels Dekollete klebten, »mein neues Album ist exquisit. Ich kann nur betonen: hervorragend! Um nicht zu sagen: unique! Du darfst nicht versäumen, dir mal meine Stimme anzuhören! Ich garantiere dir: So was Deliziöses hast du - wirklich, glaub mir -, das hast du noch nicht vernommen!« Es gibt ja viele, die von sich überzeugt sind. Aber so was hatte ich noch nicht erlebt.

Von Zeit zu Zeit schwenkte Hartmut seine verbale Sprenkler-Anlage, um auch Naddel mit klebrigem Gelaber einzudecken: »... wawawa und rarara... Mann! Dieser dein Body ist aber deluxe! Absolut extraordinär! Highly attractive!«

Darauf erst mal drei Sekt.

Uijuijuii, dachte ich, siehe da! Hartmütchen, damals noch als treusorgendes Familienväterchen bekannt, stand augenscheinlich auch auf Multi-Kulti-Mädels. Die nächsten zwei Stunden grub er dann auch emsig an Naddel rum. Ich nahm das sehr locker, weil: Ich wusste ja, mit so einem Vorstadt-Rock'n'Roller macht sie eh nix. (Hätte ich damals geahnt, dass sie mal was mit Siegel haben würde, hätte ich das vielleicht nicht so locker gesehen.)

Irgendwann gegen zwei wurde es in der »Nixe« immer leerer. »Hättet ihr nicht Lust, mich auf einen kleinen Stop-Over in meine neue Dependance zu begleiten?«, schlug Hartmut vor. »Ein paar Freunde von mir kommen auch noch. Da können wir einen Aperitif zu uns nehmen.«

Wie gesagt: Mittlerweile hatte ich mit Hartmut schön getrunken.

Im Haus angekommen, zeigte Hartmut Naddel erst mal oben allein die Zimmer. Ich blieb unten im Wohnzimmer sitzen, umringt von Hartmuts Claqueuren. Irgendwelche Kumpels, die zu allem, was er machte, »Bravo, du bist toll, du bist toll! Ach Hartmut, was bist du toll!« sagten.

Während ich mich mit den Hohlbirnen in Konversation versuchte, hörte ich die ganze Zeit das Gekicher von Hartmut und Naddel, wie sie da oben von einem Raum zum anderen gingen. Ich kenn das ja bei ihr: Wenn sie nicht weiß, was sie sagen soll, fängt sie immer an zu lachen.

Mir war überhaupt nicht nach Lachen zu Mute. So ein gruselig eingerichtetes Haus hatte ich schon lange nicht mehr gesehen. Alles voll kalt, lieblos und ohne Seele. Als ob Hartmut einmal mit dem Einkaufswagen durch den Möbelmarkt »Neureich« geschoben wäre und alle Sonderangebote wahllos eingepackt hätte. Eine einzige Geschmacksverirrung.

Aber das Schlimmste und Frustrierendste war der von Hartmut angepriesene, millionenteure Ausblick. Jeder Mensch würde es doch kuschelig und anheimelnd finden, wenn er

abends dasitzen und auf die blinkenden Lichter des Hafens und der Stadt sehen könnte. Nicht so Hartmut: Der guckte tagsüber auf endloses Meer. Und abends, nach Sonnenuntergang, nur noch in sehr schwarzes Schwarz. Hallo, dunkles Loch. Wie ein Erstickungsgefühl. Als ob du mitten im Nirgendwo wärst. Dazu noch dieses anonyme Haus.

Aber natürlich - »Na, Dieter! Ist das nicht exzeptionell??? Zwei Millionen habe ich dafür auf den Tisch gelegt!« - wollte Hartmut bestätigt haben, wie toll das alles ist.

»Nö«, sagte ich aus voller Überzeugung, »ich würd die Bude geschenkt nicht nehmen. Echt nicht. Hier sieht man ja nüscht! Was nützt dir ein Ausblick wie dieser? Tagsüber biste eh nicht zu Hause. Und abends ist hier Mattscheibe. Düster wie der Popo von Whitney Houston.«

Wir wechselten lieber ganz schnell das Thema, und wieder ging es los mit Musik. Das war noch entsetzlicher. Nach Hartmuts Ansicht sprach ich gerade mit dem besten Komponisten, dem besten Texter, vor allem aber dem besten Sänger aller Zeiten. Über die Maßen erfolgreich. Überhaupt, da gab's niemanden, der so war wie er. Brian Adams, Joe Cocker, Tina Turner, egal, wer, alles kleine Lichter gegen dieses Stimmband-Genie.

»Ja, aber«, versuchte ich einen Vorstoß zu machen, »deine CDs sind doch echt schlecht produziert. Und ganz ehrlich mal! Du hast bestenfalls eine mittelmäßige Tanzkapellenstimme.« Da hätte ich aber auch genauso gut mit meinen Koi-Karpfen daheim in Tötensen sprechen können. Die wären einsichtiger gewesen. Hartmut war so was von verbrettet. Mehr Holz gab's eigentlich nur noch in einer finnischen Sauna.

»Sage mal, bist du des Wahnsinns fette Beute?«, war Hartmut entsetzt. »Ich bin unglaublich erfolgreich! Um nicht zu sagen: Exzellent erfolgreich! Ich fürchte, ich muss sogar formulieren: Ich bin unglaublich exzellent erfolgreich. Meine Plattenfirma

hat mir gerade für die nächsten zehn Jahre zig Millionen gegeben», prahlte er. »Die lieben die Songs von Pur. Wenn ich wollte, müsste ich sowieso nicht mehr arbeiten!«

Ich muss sagen: Ich war noch nie jemandem begegnet, dessen Image so konträr zu seinem wahren Ich war: Von außen auf der Bühne der bescheidene Kuddel von Nebenan, der mit seiner Family in einem Spießernest namens Bietigheim lebt. Von innen Graf Großkotz.

»Mensch, können wir hier mal irgendwelche Musik hören?«, fragte ich schließlich, weil das alles zu nichts führte. »Is ja null Stimmung. Ich schlaf gleich ein.«

»Ich hab aber nur Platten von Pur«, sagte Hartmut und läutete damit die härteste Prüfung des Abends ei«.

Und ich so: »Wie? Du hast nur Pur-Platten? Du musst doch noch was anderes haben. Das kann doch nicht angehen, dass du nur Platten von dir selbst hast.«

»Doch, doch,« meinte Hartmut, »ausschließlich Pur!«

Den Rest des Abends hörten wir also nonstop Pur, und zwar das gerade aktuelle Album »Mittendrin«:

»Aaaadler sollen fliegen...«

dudelte es da aus den Lautsprechern. Gefolgt von Songs mit so einfallsreichen Titeln wie »Schneckenfreund«, »Buckelwale« und »Einzug der Gladiatoren«. Mir war sterbenselend, sowohl vom Alkohol als auch von der Musik. Aber ich dachte mir: Lieber besauf ich mich jetzt weiter, als dass ich in nüchternem Zustand diese akustische Grütze hören muss:

*»... sie treffen sich zum Liebesspiel
der andren Dimension
göttliche Ekstase bis zum
allerletzten Ton...«*

Und da saß Hartmut, eine Art Ralph Siegel in jung, und kämpfte mit den Tränen vor Rührung über sein eigenes Werk.

Ja, ja, wie klasse war doch dieses Dilettanten-Album! Ich konnt's nicht mehr hören.

»Dies ist wieder eine gute Platte!«, hatte Hartmut - frei von jeder Selbtkritik - auch einer Schar Journalisten im Berliner »Soda Club« in die Füllfederhalter diktieren wollen. Ein Musik-Journalist namens Rudi Raschke sah das wohl anders und schrieb einen gemeinen Verriss in der *Badischen Zeitung*:

»Bei Abzug aller Emotionalität liegt der Gehalt von
›Mittendrin‹ auf Augenhöhe mit dem Spätwerk von Roberto
Blanco.«

Außerdem seien die Jungs von Pur fünf übergewichtige Familienväter, die mit dem Terror der Authentizität kämpfen würden.

Und Hartmut? Statt diesen Artikel sportiv zu nehmen, griff er gleich sechsmal zum Hörer, rief gleich sechsmal bei dem armen Rudi Raschke an und drohte ein »Man sieht sich immer zweimal im Leben!« in die Muschel.

»Sag mal«, unternahm ich einen Vorstoß - Naddel verdrehte auch schon die Augen und machte »Puh!« -: »Ist es nicht vielleicht möglich, die CD-Anlage komplett auszustellen?«

Doch Hartmut hatte im Moment ganz andere Probleme. Er war dank seiner Musik in akuter Kuschelstimmung. »Adler sollen fliegen« hatte ihn offensichtlich so angetörnt, dass alles andere jetzt auch in Wallung kam. Nun hatte mittlerweile selbst er gerafft, dass mit Naddel heute Abend nichts mehr laufen würde. So gab er einem seiner Heinis einen Wink. Ein Telefonat genügte, und keine zwanzig Minuten später kam Roberta Bianca für Arme den Weg zum Haus hochgetippelt.

Hartmut schnullerte ein bisschen an der Lady rum, dann wurde es ihm zu warm, und wir gingen zu viert auf die Terrasse. Er sackte auf eine Liege und zog seine Begleiterin mit sich. Dann spielten die beiden Dr. Stefan Frank, der Arzt, dem die Frauen vertrauen: Na, wo haben wir denn das Pfläumchen?

Nach zehn Minuten zog sich Hartmut das TShirt über den Kopf. Schwupps, folgten die zerknüddelten Shorts. Dann sprang er - hopphopp! - mit einem lauten »Juppieei!« splitterfasernackt in den Pool. Das fand ich doch jetzt mal eine gute Idee! So sprang ich nackig hinterher.

Nackt sein find ich voll okay. Bis vor drei Jahren bin ich sowieso immer nur FKK baden gegangen. Die Leute, die mich erkannten, guckten zwar ein bisschen komisch, aber das war mir wurscht. Das ging so lange gut, bis meine Kiddies mal meinten: »Mensch, Papi! Stell dir mal vor, die machen jetzt heimlich ein Foto von dir und schicken das zur BILD-Zeitung. Ganz ehrlich! Das kannst du nicht machen!«

»Ist mir doch egal!«, meinte ich. »Da steh ich drüber. Das dürfen die eh nicht drucken! Und wenn, müssten die einen schwarzen Balken drüber machen.« Aber schweren Herzens ließ ich's dann doch sein. Alles für die Family. Bleibt die Hose eben oben.

Naddel und Roberta Bianca guckten uns von den Sonnenliegen aus zu. Der Pool war wider Erwarten scheißkalt. Ich wollte eigentlich sofort wieder raushüpfen. Aber um vor den Mädels nicht ganz so dämlich dazustehen, drehte ich eine dreiviertel Anstandsrunde. Dann kletterte ich bibbernd und zitternd wieder aus dem Wasser. Hartmut musste natürlich beweisen, dass er es länger aushielt, und paddelte noch eine Extra-Runde. Aber eine Minute später war auch er draußen.

Wenn da so ein anderer Kerl nackig über den Beckenrand kraxelt, machst du als Mann natürlich gern mal den Nudel-Test. Dabei bin ich nicht ganz so gierig wie Naddel: Die guckt in solchen Fällen ja mindestens zehn Minuten. Und wie heißt es doch immer? Wie die Nase eines Mannes so sein Johannes. In dieser Hinsicht durfte man bei Hartmut ja viel erwarten.

»Gackergackergacker!«, fing Naddel spontan an zu lachen. Ist klar, durch extreme Kälte geht selbst die stolzeste Bandnudel

auf Tauchstation. Naddel konnte sich gar nicht mehr einkriegen.

In der Sekunde kamen Hartmuts Hohlbirnen aus dem Haus: »Ey, zieh dir man lieber wieder was an!«, meinten sie zu ihm. Sie wussten wohl auch, dass er einen im Tee hatte und sich mit dieser Nakedei-Aktion keinen Gefallen tat. Während sie seine Unterhose suchten, die er irgendwo auf eine Liege geschmissen hatte, hörte Naddel plötzlich auf zu kichern und wurde wütend. Sie hatte nämlich gecheckt, wo Roberta Bianca hinglotzte.

»Du, Dieter!«, zischte sie eifersüchtig. »Die blöde Kuh starrt dir voll dreist auf den Dödel! Die soll mal lieber Entwicklungshilfe bei ihrem Hartmut leisten.«

Langsam begann mich die Situation zu überfordern. Ich schnappte mir meine Hose, während Hartmut schon wieder mit Roberta Bianca auf der Sonnenliege lag.

Wie war das noch gleich? Hartmuts Songs sind doch angeblich alles gesungene Liebeserklärungen an seine Ehe-Frau. Und wie heißt es doch so gefühlig, so aufrichtig, so authentisch in seiner Schnulzette »Engel zu Staub«?

»*Auch wenn es Männer gibt
die Frauen nur des Sex wegen ewige Liebe versprechen
nie die Hoffnung aufgeben
denn es gibt solche und solche!*«

Wie wahr, wie wahr, Hartmut!

»Ja, tschüss dann!«, drängelten die Hohlbirnen Naddel und mich abrupt aus der Zwei-Millionen-Villa. »War nett mit euch!«

Und »Peng!« machte die Haustür hinter uns.

Morgens um fünf standen Naddel und ich plötzlich mutterseelenallein irgendwo in den Bergen von Andratx. Es blieb uns nichts anderes übrig, als zu Fuß ins Dorf runter zu latschen. Nette kleine Wanderung.

Am nächsten Nachmittag trafen wir Hartmut zufällig auf der Höhe vom »Cafe Wichtig« wieder.

»Seid ihr gut nach Hause gekommen?«, wollte er wissen.

»Ja, danke«, antwortete ich, »wir sind gelaufen.«

Hartmut wand sich wie ein Fisch am Haken, ihm waren die Ereignisse der vergangenen Nacht offensichtlich peinlich. »Ja, sagt mal... warum seid ihr denn so plötzlich gegangen?«, suchte er das Gespräch. »Ich hab das gar nicht mitbekriegt... Wir hätten uns doch noch ein bisschen weiter unterhalten können...«

Wir wechselten noch dreikommafünf weitere bescheuerte Sätze, dann kriegte ich schon wieder Sodbrennen. Gibt eben Leute, mit denen kann man sich nicht unterhalten, ohne das dringende Bedürfnis zu verspüren: Ich-hau-dem-gleich-aufs-Maul, Ich-hau-dem-gleich-aufs-Maul, Ich-hau-dem-gleich-aufs-Maul.

Wann immer wir ihn in Zukunft auch nur aus der Ferne sahen, sagte Naddel immer: »Pass auf, Feind von links!«, und wir bogen in die entgegengesetzte Richtung ab.

Epilog

Im Herbst 2002 trennte sich nach sechs Jahren - Überraschung! Überraschung! - das Ehepaar Engler.

Hartmut bekam außerdem den Auftrag, den deutschen Soundtrack zum Disney-Film »Spirit - der wilde Mustang« einzuspielen. Im Original sang den Brian Adams. Ein Mega-Mega-Hit.

Hartmuts Version war der Mega-Mega-Reinfall. Er sang den wilden Mustang zum lahmen Ackergaul. Nicht zum Aushalten. Dank ihm floppte auch der sonst überall auf der Welt erfolgreiche Soundtrack.

»Ich war noch nie so gut!«, würde Hartmut wohl sagen.

1997

Rio

Oder: Am Zuckerhut
steht nicht nur der
Zuckerhut

Solange ich denken kann, habe ich einen sexuellen Wunschtraum: Die schärfsten Bodys und die geilsten Bräute laufen ja bekanntlich in Rio rum. Und ich mittendrin, das stellte ich mir ganz toll vor. Wie das immer so ist: Tausendmal drauf rumgedacht, aber nie den Hintern bewegt. Doch dann bekam ich ganz überraschend meine Chance zu einem geilen Party-Pimper-Trip nach Rio. Und das kam so:

Ich saß mit meinem Kumpel Hubert im »Cliff« an der Hamburger Außenalster. Zusammen sind wir einfach ein rattenscharfes Duo. Hubbi ist Ex-Model: Ein Meter vierundneunzig groß, blaue Augen, schwarze Haare, breite Schultern. Er macht jeden Tag dreimal Bodybuilding und holt sich viermal einen runter. Hubbi kann sich vor Weibern nicht retten, so rennen sie ihm die Bude ein.

Und ich? Mich kennt ihr ja...

»Hello, sexy boys!«, sprach uns auch prompt eine exotische Schönheit an: Kaffeebraune Haut, lange schwarze Haare, schneeweisse Zähne und Titten wie zwei Medizinbälle.

Wie sich rausstellte, hieß sie Marie und kam aus Rio. Wir unterhielten uns über dies und das. Sie schwärzte von den klasse Nachtclubs dort und den wilden Partys am Beach, die bis zum Morgen dauerten.

»Hey, come and visit me!«, schlug sie mit einem vielversprechenden Augenzwinkern vor. Sie wollte am nächsten Tag zurückfliegen.

»Pass auf!«, meinte ich zu Hubbi. »Jetzt machen wir Nägel mit Köpfen! Wir düsen zehn Tage nach Brasilien. Das Mädel zeigt uns ein bisschen die Stadt, und wir machen so Copacabana-mäßig Party. Wirst sehen! Das wird voll geil!«

Ich war so heiß auf diesen Trip, dass ich Hubbi sogar einlud. Der war nämlich leider gerade ein bisschen klamm auf der Brust und hätte sich das Akkord-Daddeln in Rio sonst nicht leisten können. Kaum waren wir am Zuckerhut-Airport durch den Zoll,

winkte uns auch schon Marie aufregt zu:

»Welcome to Brasil!«, rief sie und hüpfte, dass ihr fast die Titten aus dem Top sprangen. »I have organized the best hotel in town, for you! Very, very, very good! You will love it. It's my favourite place!«

Erwartungsfroh und total gespannt stiegen wir in eine muffelig riechende Taxi-Klapperkiste, die uns zu unserer Unterkunft bringen sollte. Ich sah mich schon in einem ganz tollen Hotel direkt am Strand. Geiler Blick aufs Meer. Ich auf dem Kingsize-Bett, Pina Colada schlürfend.

Auf der Promenade der Copacabana kamen wir an einem klasse Hotel nach dem anderen vorbei. Und ich die ganze Zeit so in Gedanken: Ja, welches isses denn nu? Welches isses denn nu? Ja, ja, ja! Gleich sind wir da! Lechz!

Plötzlich bog das Taxi in eine Seitenstraße ein, wo die Hotels schon viel weniger hübsch und eindrucksvoll waren. Von hier ging's in eine noch seitigere Seitenstraße. Na ja, dachte ich, wir fahren das Hotel wahrscheinlich von hinten an! Man kennt das ja mit diesen Einbahnstraßen-Systemen.

In der Sekunde hielt das Taxi auch schon vor einer verdreckten Bruchbude, von der der Putz blätterte. Überall Siff und Gammel. Ich hätte das ganze für ein Abriss-Gebäude gehalten, wenn da nicht ein Neonlicht geblinkt hätte: »Grand Hotel Europa Intercontinental -Roomsfree!«

»Finish! Ä hundräd dollar!«, grinste uns der Taxifahrer durch seine Zahnlücken an. Dann streckte er uns dreist seine schmutzige Klaue entgegen. Mir blieb die Spucke weg.

»Häh?«, meinte ich.

Und der Taxifahrer: »Yes, yes, ä hundräd dollar!«

Ich noch mal: »How much?«

Und er so: »Yes, yes, ä hundräd dollar!«

Diskutieren war sinnlos. Der Kerl wiederholte immer nur

denselben Spruch. Mehr Englisch konnte er offensichtlich nicht. Zähnekirschen zahlte ich den unverschämten Wucherpreis, Hauptsache raus aus der Klapperkiste.

An der fleckigen Hotelrezeption die nächste böse Überraschung:

»Five hundräd dollar pör night«, verlangte der Mensch hinterm Tresen. Der sah aus wie der Bruder vom Taxi-Fahrer.

»Ey«, zischte ich Hubert zu, »das ist doch alles nicht wahr hier! Diese Marie steckt doch mit der ganzen Bande unter einer Decke! Die hat uns doch hierher gelockt! Die wollen uns abzocken. Wahrscheinlich kostet das Loch nur fünfzig. Und die Tussi kriegt zweihundert für die Vermittlung.«

Wir wollten schon zurück auf die Straße, als sich Marie mit fuchtelnden Armen vor uns aufbaute: »No-No! Nix gehen! Hotel is booked, you know?«

Aus den Augenwinkeln sah ich den Hotelbesitzer unter seinem Tresen rumfummeln. O Gott, der holt jetzt seine Knarre raus, dachte ich. Mir war mit einem Mal voll mulmig zu Mute. Ich sah schon die Schlagzeilen in der BILD-Zeitung: »Bohlen in Zuckerhut-Stundenhotel hingerichtet!«

Das Ende vom Lied war: Ich legte tausendfünfhundert Dollar Storno-Gebühr auf den schmutzigen Tresen. So viel hatten sie hier wahrscheinlich die letzten zehn Jahre nicht gesehen. Dann suchten Hubbi und ich uns schnell ein neues Taxi. Diesmal sicherheitshalber ohne Marie.

»Come on, show us the first place in town - so Copacabanamäßig!«, spornte ich den Fahrer an. »My brother and me - we like to have fun. If you know, what I mean.«

Er fuhr uns zurück an die Strand-Promenade. Hier setzte er uns vor einem Hotel ab, das aussah wie das Weiße Haus in Washington. Name: »Rio Palace«. Da fühlte ich mich auch gleich heimelig: In der Lobby hing nämlich ein Foto von Dickerchen-Nationale Helmut Kohl an der Wand. Ach, sieh an,

Dieter!, dachte ich. Der ist auch schon hier gewesen. Kann ja keine schlechte Adresse sein.

Ich gönnte Hubbi und mir zwei Suiten mit Blick auf den Ozean. Zimmerpreis: vierhundert Dollar pro Nacht. Doch jetzt wollten wir endlich zum schönen Teil der Reise kommen! Dem Grund, weswegen wir überhaupt hier waren: Rodeln. Wir schmissen unsere Koffer oben nur kurz aufs Bett, dann standen wir auch schon wieder unten vorm Portier: »Where are the hübschesten Mädels? Wo liegen die so rum am Strand?«, wollten wir wissen.

Der Portier zwinkerte uns vertraulich zu. Die Frage kannte er offensichtlich: »Ich sage nur: *Carlos!* Ihr müsst nach *Carlos* fragen. *Carlos* hilft euch weiter.«

Carlos war wirklich ein toller Tipp. Er brachte uns zwei Liegestühle und zwei Cola. Am Ende des Tages hatten wir jeder vier Cola. Und Carlos meinte zu uns: »Dreihundert Dollar!«

Und wir so: »Wie, dreihundert Dollar? Wir haben doch nur jeder ein bisschen Cola getrunken und auf dieser Liege rumgelegen!« Aber ein Blick auf uns, und Carlos hatte wahrscheinlich gleich gerafft: Das sind zwei fickerige, geile Voll-Spastis aus Deutschland ohne Plan. Mit denen kann ich so was machen.

Zu unserem Pech hatte Señor Carlos leider ein paar Cousins dabei, die alle zwei Meter hoch und knapp drei Meter breit waren und ziemlich miesepetrig aus der Wäsche guckten. Dieses Argument überzeugte mich: »Das ist ja voll preiswert hier!«, meinte ich nur noch, bevor ich Carlos dreihundert Dollar in die Hand drückte. Dann sahen Hubbi und ich zu, dass wir Land gewannen, bevor er noch die Mehrwertsteuer draufrechnete.

Am Abend versuchten wir unser Glück dann im »Help!«. Die Disco war mir schon in Deutschland empfohlen worden: Du bist als Mann nicht wirklich in Rio gewesen, wenn du nicht im »Help!« warst. Hier stapelten sich angeblich die voll

zutraulichen, supergeilen Bräute und warteten nur darauf, abgeschleppt zu werden.

Das stimmte sogar, trotzdem hatten wir Pech: Eine Woche vorher war Frank Farian da gewesen und hatte die Preise versaut. Statt der üblichen hundert Dollar hatte er den Girls dreihundert Dollar ins Höschen gesteckt. Jetzt kannte jedes Mädel hier »Fränk from Görmäny«. Hubbi und mir jagte das leise Schauer über den Rücken - da wollten wir natürlich nicht mehr ran, wo »Fränk from Görmäny« schon drin gewesen war.

Trotzdem hatten wir an dem Abend im »Help!« eine megageile Party. Es war dunkel. Es war eng. Es war schummrig. Überall sexy Körper und heiße Musik. Alle halbe Stunde spielte der DJ einen Song, der »Mambö! Mambö!« hieß. Dann liefen alle wie blöd auf die Tanzfläche, rissen die Arme in die Luft, gingen in die Knie und riefen »Tschiki-tschiки-tschiки-tschiии!«. Hubbi und ich immer feste mit dabei.

(Zu Hause in Deutschland traute ich übrigens später meinen Ohren nicht: Da hörte ich plötzlich aus dem Radio dieses »Tschiki-tschiки-tschiки-tschiии!«. »Fränk from Görmäny« hatte die Nummer flugs mit ein paar Schoko-Mädels nachproduziert und unter dem neuen Namen »Tic, Tic, Tac!« als seinen Song auf den Markt gebracht.)

Am Ende des feuchtföhlichen Abends hatten Hubbi und ich doch noch zwei Chicas gefunden, die »Fränk from Görmäny« nicht kannten. Die nahmen wir zwecks Kulturverständigung mit ins Hotel.

»No, no, Senores!« Der Portier machte mit dem Zeigefinger den Scheibenwischer: »Not here! Not here!« Da standen wir nun wie die Deppen. Oben warteten unsere vierhundert Dollar teuren Kingsize-Betten, und wir durften sie nicht benutzen. Zum mindest nicht zusammen mit den Chicas. Es war zum Heulen. So landeten wir schließlich mit den Senoras in einem fiesen Etablissement, das mich sehr an das »Grand Hotel Europa

Intercontinental« erinnerte.

Um acht torkelten wir fix und fertig und irgendwie auch ein bisschen enttäuscht (so überragend war das Privat-Tschiki-Tschi mit den Chicas nämlich nicht gewesen) ins »Rio Palace«, hauten uns noch zwei Stunden aufs Ohr und standen um zehn Uhr schon wieder auf, um das All-Inclusive-Frühstücks-Buffet nicht zu verpassen.

Wir trauten unseren Augen nicht: Der komplette Frühstücksraum war voll mit deutschen Touristen. Nur Männer. Bestimmt dreißig Stück.

»Boah! *Ich* hier gestern! Ihr *könnt* euch das nicht vorstellen! Das ist *so was* von abgegangen!« Plötzlich ging ein lautes Geprotze und Geprahle quer über die Tische los. Das war ein Typ von hinten links. »Ja, aber *ich* erst. Leute, wenn *ich* euch erst mal erzähle, was ich erlebt habe! Die hat vor Dankbarkeit *geweint!* *Geweint*, sage ich euch.« Das war einer vorne rechts.

Schon nach fünf Minuten war klar: Jeder hatte natürlich die geilste Frau des Jahrhunderts gehabt. Minimum Miss Rio. Da wurden mit den Händen sensationelle Titten-Größen in die Luft geformt und Erektions-Winkel wie Skischanken beschrieben. Und das ganze zwischen Cornflakes und Wurstplatten.

Ein Kaufmann aus Bremen, vielleicht fünfunddreißig Jahre alt, ganz attraktiv, rief in einem fort: »Endstand! Endstand! Endstand!«

Keiner hatte natürlich irgendwas gezahlt für die Braut. Alle hatten alles umsonst gekriegt.

Hubert und ich guckten uns die ganze Zeit nur an und dachten: Wir sind die Obertrötel. Wir hatten Lönen müssen. Und so sensationell war's, wie gesagt, auch nicht gewesen.

Am Abend liefen wir zu Fuß zum »Help!«, um die fünf Dollar fürs Taxi zu sparen.

Plötzlich kam eins von diesen knackigen, knapp angezogenen

Rio-Girls auf Hubert zu, umarmte ihn und leckte ihn ab.

»Mensch, endlich geht jetzt auch bei uns die Post ab!«, jubelten Hubbi und ich unisono.

Doch das Einzige, was dann abging, war Hubbis Portemonnaie, das die Tussi geklaut hatte. Darin: Fünfhundert Dollar Bargeld und alle Kreditkarten. Für Hubbi war danach der Abend gelaufen.

Am nächsten Morgen trafen wir wieder auf die trötende Männer-Frühstücks-WG. Durch den Raum schwirrten wieder jede Menge »Öijjjjj! Boah! Goooeil!« - Bums-Rekorde und Sex-Superlative. Diesmal waren Hubbi und ich vorbereitet und konnten mitbieten: »Siiiiiiebenmal hintereinander!!! Aaaaaaacht gleichzeitig!!!« War natürlich alles erstunken und erlogen.

An diesem Abend kam Hubbi auf dem Weg ins »Help!« erneut eine Frau mit offenem Mund und ausgestreckter Zunge entgegen. Hubbi kriegte voll die Panik. Er wollte sich nicht schon wieder nach Einheimischen-Art begrüßen lassen. Ey, die klaut mir jetzt meine letzten zehn Dollar! Er war sich da sicher und stieß die Lady zurück.

Worauf die Alte sich bückte, einen fetten Pflasterstein von der Straße hochnahm und ihn nach seinem Kopf warf. »Jetzt hab ich die Schnauze aber voll«, schimpfte Hubbi angepestet. »Scheiß Rio!«

Am darauf folgenden Morgen am Frühstücks-Buffet waren die Dödels mittlerweile so lang wie Billard-Queues, und die Rio-Muttis kamen vor Orgasmen nicht mehr in den Schlaf. Hubbi und ich konnten das nicht mehr ertragen und hielten uns die Ohren zu.

Nach dem Frühstückchen gingen wir an den Strand. Dort wollte uns eine Lady aus dem »Help!« besuchen. »Hey, komm doch, dann können wir ja zusammen baden gehen! Wird bestimmt nett!«, hatte ich sie eingeladen.

Schon von weitem sah ich das Girl suchend durch den Sand

stampfen und kriegte einen Mega-Schreck: Was abends jung, straff und lecker gewirkt hatte, sah bei Tageslicht grobporig, hängerig und verlebt aus.

»Sag, ich bin nicht da! Ich bin nicht da!«, beschwore ich Hubbi und krabbelte schnell unter die Strandliege.

Als die Tante nach fünf Minuten wieder abgezogen war, nölte Hubert: »Die Weiber sind alle schrecklich hier. Für mich ist gar nix dabei! Ich stehe ja viel mehr auf Blondinen.«

Und ich so: »Na, da musst du wohl nach Schweden fahren und nicht nach Brasilien.« Aber wo er Recht hatte, hatte er Recht. Irgendwie war das hier wirklich nicht das erwartete Stecher-Paradies. Eher die größte Verarsche aller Zeiten.

Am Ende der Woche wendete sich plötzlich und völlig überraschend auch in unserer Männer-Frühstücks-WG das Blatt.

»Nee, alles scheiße hier!«, war auf einmal der einhellige Tenor. »Leute! *Kuba!* Ich sag euch, *Kuba!* Da geht die Luzy ab! Da muss man hin!«

Da seien die Weiber noch nicht so verdorben und arrogant wie hier in Rio, lautete die einhellige Meinung. Außerdem müsse man da als Mann nur ein Viertel von dem abdrücken, was es hier kosten würde.

Hubbi und ich wollten nur noch ab und nach Hause. Nach zehn Tagen war endlich der Tag des Rückflugs gekommen. »Zwanzigtausend Dollar, please!« Mit diesen Worten händigte uns ein junges Mädchen an der Rezeption vom »Rio Palace« unsere Rechnung aus. Das ging so weit in Ordnung. Hubbi und ich hatten immer gut gegessen. Manchmal hatten wir dazu auch eine Flasche Schampus geköpft. Ich schob meine goldene Amex über den Tresen.

»Nee, Kreditkarten nehmen wir bei so hohen Summen nicht!«, erklärte mir das Mädel. »Nur bis fünftausend Dollar. Sonst müssen wir vorher eine Anfrage bei Ihrer Bank machen.« Dann schob sie mir meine Kreditkarte wieder zurück.

»Okay, okay«, meinte ich genervt. »Dann rechnen Sie mir das bitte in deutsche Mark um!«

Ich hatte noch eine hohe Summe deutsches Bargeld bei mir. Es gab ein bisschen Gewusel und Ratlosigkeit hinterm Tresen. Das Mädel diskutierte mit seinen Kolleginnen und hantierte ratlos mit einem Taschenrechner. Das dauerte und dauerte, und mir ging die Muffe, dass wir unser Flugzeug verpassen würden. Noch einen Tag mehr in dieser Touri-Falle hätte ich nicht ertragen.

»I am in a hurry. Ich muss los!«, rief ich dem Mädel zu.
»Mein Taxi wartet schon.«

Fünf Minuten später war sie dann endlich fertig mit Rechnen:
»... mmh... well... siebentausend Mark!«, teilte sie mir höflich mit.

Ich glaube, ich habe noch nie in meinem Leben so gern siebentausend Mark bezahlt. Wie ihr mir, so ich euch!, dachte ich mir. Jetzt kriegt ihr's zurück! Und schob das Geld abgezählt über den Tresen.

In der nächsten Sekunde saßen Hubbi und ich auch schon im Taxi. Während der ganzen Zeit drehte ich mich immer wieder um, hielt nach Verfolgern Ausschau und lauschte auf Polizei-Sirenen. Beim Checkin am Flughafen angekommen, schrien wir »Notfall! Notfall!« und drängelten uns an den anderen Wartenden vorbei. Im Warteraum verzogen wir uns gleich aufs Klo und blieben dort hocken, bis unser Flug aufgerufen wurde. Dann flitzten wir schnell an Bord.

Kaum war ich vierundzwanzig Stunden später zurück in der Villa Rosengarten, klingelte auch schon das Telefon. Am anderen Ende der Leitung: das »Rio Palace«. Die wollten natürlich ihre Kohle haben.

»Von wegen! Pustekuchen!«, meinte ich. »Ihr kriegt kein Geld mehr von mir!« Zur Strafe darf ich jetzt wohl nie mehr nach Rio. Aber das macht nix! Da wollte ich sowieso nicht

wieder hin. Einmal hat mir gereicht. Ich habe kaum eine Frau in Rio gesehen, die wirklich toll aussah. Ein Nachmittag im »Cliff« in Hamburg ist da fünfhunderttausendmal ergiebiger. In Rio waren alle Frauen, die wir gesehen hatten, total angemalt und zurechtgemacht. Sexy Rio, das ist eine Illusion. Das existiert nur in den Köpfen der Männer. Da geht es nicht um Erotik, sondern ausschließlich um Kohle. Wer das nicht checkt, wird bitter enttäuscht. Ich jedenfalls war geheilt vom Zuckerhut.

1998

Wolfgang Joop

Oder: Schnuckelige
Schoko-Popos

Eines Tages rief mich Sibylle Weischenberg, eine Redakteurin von der *Bunte*, an und fragte:

»Hätten Sie nicht Lust, zusammen mit Thomas Anders nach Monaco zu fahren? Wolfgang Joop lädt Sie herzlich ein. Wir haben ihn dafür gewinnen können, dass er Sie dort vor Ort für uns interviewt. Ganz exklusiv! Das soll super witzig und spritzig werden! So nach dem Motto: Kreativer Modeschöpfer trifft kreativen Musikproduzenten. Hätten Sie nicht Lust?«

Klar hatte ich Lust! Wenn mir jemand einen kostenlosen Flug nach Monaco spendiert, bin ich natürlich dabei. Hätte die Dame allerdings ein bisschen genauer recherchiert, hätte sie auch draufkommen können, dass Wolfgang und ich beide aus Hamburg stammen und uns hier eigentlich ständig über den Weg liefen. Er ging abends nämlich in dieselben Szene-Läden wie ich und hing zum Beispiel häufiger im »Gala« am Mittelweg rum.

Aber nun gut, why not? Flogen wir halt alle miteinander für einen Spaß-Tag ans Mittelmeer.

Wölfcchen ist ja prinzipiell klasse. Seine Klamotten sind auch klasse. Nur das Interview, das er mit uns machte, das war das Schlechteste, was ich je erlebt hatte.

Kaum in Monaco gelandet, stellte sich das Ganze nämlich als Adventure-Tour raus. Niemand hatte Ahnung von nix. Die *Bunte*-Redakteurin besaß noch nicht mal Joops Handy-Nummer. Wer-wie-wo-was-Treffen? So standen wir wie bestellt und nicht abgeholt auf dem Flughafen von Nizza rum. Schließlich war ich es, der über ein paar Umwege und Telefonate die Nummer rauskriegte und einen Termin vereinbarte:

»... ja, hallo, Wolfgang... ja also, okay... ja, wir kommen dann zu dir nach Hause... ja, zehn Uhr.« Wolfgang's Zuhause war ein Penthouse der ganz teuren Sorte, wunderschön gelegen direkt am Yachthafen von Monte Carlo. Mit Granatenblick aufs Meer, in dem er morgens immer schwimmen ging. Hier wohnte

er mit seinem Lover Edwin auf zweihundert Quadratmetern.

Ich bin ja so ein Super-Pünktlicher, deshalb hatte ich aufs Tempo gedrückt. Thomas und ich waren als Erste beim Appartement, noch vor Sibylle Weischenberg und Fotografen.

Wir klingelten.

Die Tür öffnete sich, und ich starre in eine von einem Frotteer Dingsbums umkränzte grüne Gesichtsmaske mit Gurken drin, hinter der ich das Gesicht von Wolfgang vermutete. Dazu Bademantel und Schlappen.

»Wolfgang?«, fragte ich.

»Ja, hach-Gottchen, der Dieter«, begrüßte mich das Gespenst fröhlich, »na, sag einmal! Du bist ja ein Schlimmer! Klingelst, und der kleine Wolfgang ist noch nicht fertig.«

Dann lief er geschwind wieder ins Badezimmer und prusselte, balsamierte und dödelte an sich rum, wie man das von jeder normalen Frau gewohnt ist. Da wurden Cremes unter die Augen geklopft, und ich hörte kleine Verzweiflungsschreie, wenn er Falten entdeckte, die gestern noch nicht da gewesen waren. »Ein Käfig voller Narren« war dagegen eine Macho-Story.

Nach und nach trudelten auch die anderen ein: die Bunte-Redakteurin, ein Fotograf, ein Licht-Assi und der Assi vom Licht-Assi. Keine zwei Stunden später war dann auch Wolfgang endlich angezogen. Wobei ich total überrascht war: Man denkt ja immer, was so ein echter Designer ist, der rennt klamottenmäßig total aufgebrezelt und nur in den tollsten Sachen rum.

Aber bei Wolfgang war's das genaue Gegenteil.

Wie er da so vor mir stand, dachte ich: Mmmh! Komisch! Sieht ja alles aus wie vom Flohmarkt: Die Hose sieben Nummern zu groß. Der Pulli dazu ganz kurz, viel zu klein, als ob er ihn einem Dreijährigen geklaut hätte. Also: In so was würde mein Gärtner noch nicht mal Rasen mähen. Hätte sich

Wolfgang in dieser Montur unten auf die Straße gestellt, ich bin mir sicher, man hätte ihm drei Francs in den Becher geworfen. Aber wer weiß? Vielleicht hatte Wolfgang auch nur den Trend 2003 vorhergesehen und ging schon '98 bauchfrei.

Wolfgang war allerbeste Dinge und meinte aufgeräumt zu Thomas und mir: »Na, dann kommt mal, ihr zwei Hübschen, ich zeig euch jetzt mal mein kleines Domizil.«

Überall standen Antiquitäten zwischen irgendwelchem postmodernen Design-Kokolores, dazu afrikanische Jagdtrophäen und blutrote Wände. Außerdem wuselten da zwei kleine wuschelige Wauwis rum, so Spitze, deren schnuckelige kleine Popöchen irgendwie schokoladig verklebt waren.

»Na, kommt zu Mama! Ihr Süßen!«, rief Wolfgang immer.

Schließlich ging's auf die Dachterrasse, wo Wolfgang sich über die Brüstung lehnte und ablästerte: »Da hinten, da, in diesem hässlichen Klo-Appartment, da wohnt die alte Lagerfeld'sche. Und da drüben - seht ihr? wie grauenvoll! -, da haust diese kleine zickige Boutiquen-Verkäuferin Rudolpha Moshammer.«

Ich muss sagen: Ich fand seine Art total amüsant und lustig. Und auch mein kleiner Thomas, hatte ich den Eindruck, blühte regelrecht auf in diesem Ambiente.

Die *Bunte*-Redakteurin wollte so langsam zu Potte kommen und gesellte sich zu unserer Besichtigungs-Gruppe: »Ja, also, Herr Joop was halten Sie denn davon, wenn wir hier jetzt vielleicht mit dem Interview beginnen würden?«

Wolfgang stellte seine erste Frage an uns, und das Lustige war: Diese Frage war zwanzig Minuten lang. Thomas und ich antworteten mit einem knappen »Ja!«, dann kam eine neue Frage über fünfundvierzig Minuten. Die *Bunte-Dame* saß nur sprachlos daneben und machte Bewegungen mit dem Mund wie ein Goldfisch beim Luftschnappen.

In seine Fragen haute Wolfgang alles rein, was er in den

letzten dreihundertachtzig Jahren mal gelesen oder gedacht hatte. Immerhin: Er hatte sich richtig vorbereitet. Nicht irgendwelche aus dem Ärmel geschüttelten Sponti-Fragen, sondern seitenweise handschriftliche Notizen auf einem Block, die feinsäuberlich mit Pfeilen, Kullern und Ausrufezeichen markiert waren. Man hörte artig zu und verstand kaum, worum es sich handelte. So ging es Referat um Referat. Irgendwie süß. Gedruckt las sich das dann so:

JOOP: »*Durch Schubladendenken und sexistische Bezeichnungen versucht man, Menschen zu kontrollieren. Das ist bald vorbei. Der Trend des nächsten Jahrtausends wird sein, dass sich diese ganzen Begriffe auflösen. Hinter einer stilistischen und auch kulturellen Evolution stecken sexuelle Motive, wie es einst mit der Pille war. Viagra wird es wohl nicht sein, denn in einer emotionslosen Gesellschaft werden die Männer nur feststellen, dass das Leben immer noch härter ist.*

BOHLEN: »Bei mir nicht.«

JOOP: »*Im 18. Jahrhundert galt es als ordinär, nicht geschminkt zu sein. Ungeschminkt waren da die Nutten.*«

BOHLEN: »Keine Ahnung. Da habe ich nicht gelebt.«

»Wie wär's, wenn wir vielleicht jetzt mal ein paar Fotos machen würden?«, schritt die Bunte-Redakteurin etwas entnervt ein.

»Kein Problem«, nickte Wolfgang.

In der Sekunde schrie Edwin aus dem Schlafzimmer: »Mensch, Wolfgang, komm rein, so kannst du doch keine Fotos machen lassen! Geh dich mal umziehen!«

»Mansch, diesär Ädwin, nä?! Dar is' aber auch was von drängalich!«, näselt Joop auf dem Tuck-Tuck-kanal, dann trottete er wie geheißen brav von dannen und kam kurz darauf in einer tadellos sitzenden Hemd-Hosen-Kombi zurück.

Der Fotograf hatte die Idee, dass Thomas, Joop und ich uns

alle zusammen so lümmelig auf ein Zebrafell legen sollten. Das sah natürlich megaschwul aus, als ob wir nicht Fotos für ein Lifestyle-Blatt machten, sondern für ein Gay-Magazin. Und wieder überraschte Wolfgang mich. Er war der Super-Profi, wusste ganz genau, wie er posen, wie er gucken, wie er lächeln musste, damit es gut rüberkam. Man merkte einfach, dass er da totale Ahnung hatte. Gutes Aussehen allein ist nämlich nicht alles. Man muss sich richtig zum Licht drehen, die attraktivere Seite des Körpers zur Kamera, das Gewicht vorteilhaft verlagern. Das machte er prima. Und es war toll, ihm dabei zuzusehen.

Für acht Uhr abends verabredeten Thomas und ich uns mit ihm und Edwin auf *Bunte-Kosten* in einem piekfeinen Restaurant in der Nähe des Casinos. Keine Flasche Wein war uns zu teuer. Wir hatten ja einen Kostenträger. Nach der achten 300-Euro-Flasche Rotwein fanden wir die *Bunte* richtig super. Wolfgang erzählte, was er alles so machte und trieb. Das war, muss ich ehrlich sagen, der amüsanteste Abend, den ich je mit irgendeinem Promi verbracht habe. Dieser Mann war so was von witzig, originell und intelligent-unterhaltsam, dass ich die ganze Zeit nur dasaß und mich mit Tränen in den Augen totlachte. Jeder Reporter, der uns belauscht hätte, hätte für die nächsten achtundvierzig Jahre was zu schreiben gehabt.

So hockten wir bestimmt bis fünf Uhr morgens zusammen, und alle halbe Stunde rannte Wolfgang auf Klo und hatte jedes Mal bessere Laune, wenn er wiederkam.

Das Problem mit solchen Abenden ist ja immer, dass man dieses Gefühl hat: Hey, wir sind die dicksten Freunde. Doch wenn man sich am nächsten Morgen zufällig trifft, sagt man noch »Hallo!«, geht dann aber weiter, weil man feststellt: Da ist nichts, an das du anknüpfen oder auf das du aufbauen könntest. Das ist eine künstliche Insel in der Nacht gewesen. Jetzt ist helllicher Tag. Und eigentlich kennst du die Person da vor dir gar nicht.

Ich erzähle diese Geschichte ja nicht, weil ich an dieser Stelle rumweinen will, sondern weil sie so typisch für die Branche ist, in der ich lebe. Du denkst, dass du denkst, dass du weißt, wie jemand ist. Aber eigentlich ist alles nur blubb. Da ist kein Unterschied zu Karl Schulze. Wenn der besoffen am Ballermann seinem Saufkumpel zubrüllt: »Ey, wir sehen uns in Deutschland!«, trifft man sich ja auch nie wieder.

Genau das, nämlich der Blubb-Faktor, traf auch auf Wolfgang und mich und unser Intermezzo in Monaco zu. Die totale Ex- und-hopp-Begegnung. Als wir nämlich früh morgens auseinander gingen, schworen wir uns ewige Freundschaft. »Du, Dieter«, meinte Wölfcchen, »wir dürfen uns *niemals* mehr aus den Augen verlieren. Wir treffen uns heute *auf jeden Fall* zum Lunch, okay?«

Das nahm ich Trotteltier mal wieder viel zu wörtlich. Als ich nämlich zur verabredeten Zeit anrief, war nur Edwin in der Leitung. Wolfgang habe hohes Fieber und liege todkrank im Bett, beschied er mir.

Wölfcchen und ich haben jetzt so eine Art Wir-sehen-uns-zweimal-im-Jahr-Freundschaft. Ab und an treffen wir uns zufällig auf irgendwelchen Partys, mal telefonieren wir auch, immer mit großem »Hallöchen!« und tausend »Hach Gott, Dieterchen!«

Neulich erst rief er mich aus New York an, völlig aufgeregt: »Dieter, Dieter, ich hab hier einen neuen russischen Freund sitzen. Der ist unheimlich geil drauf, deine Stimme zu hören. Sprich mal mit dem.«

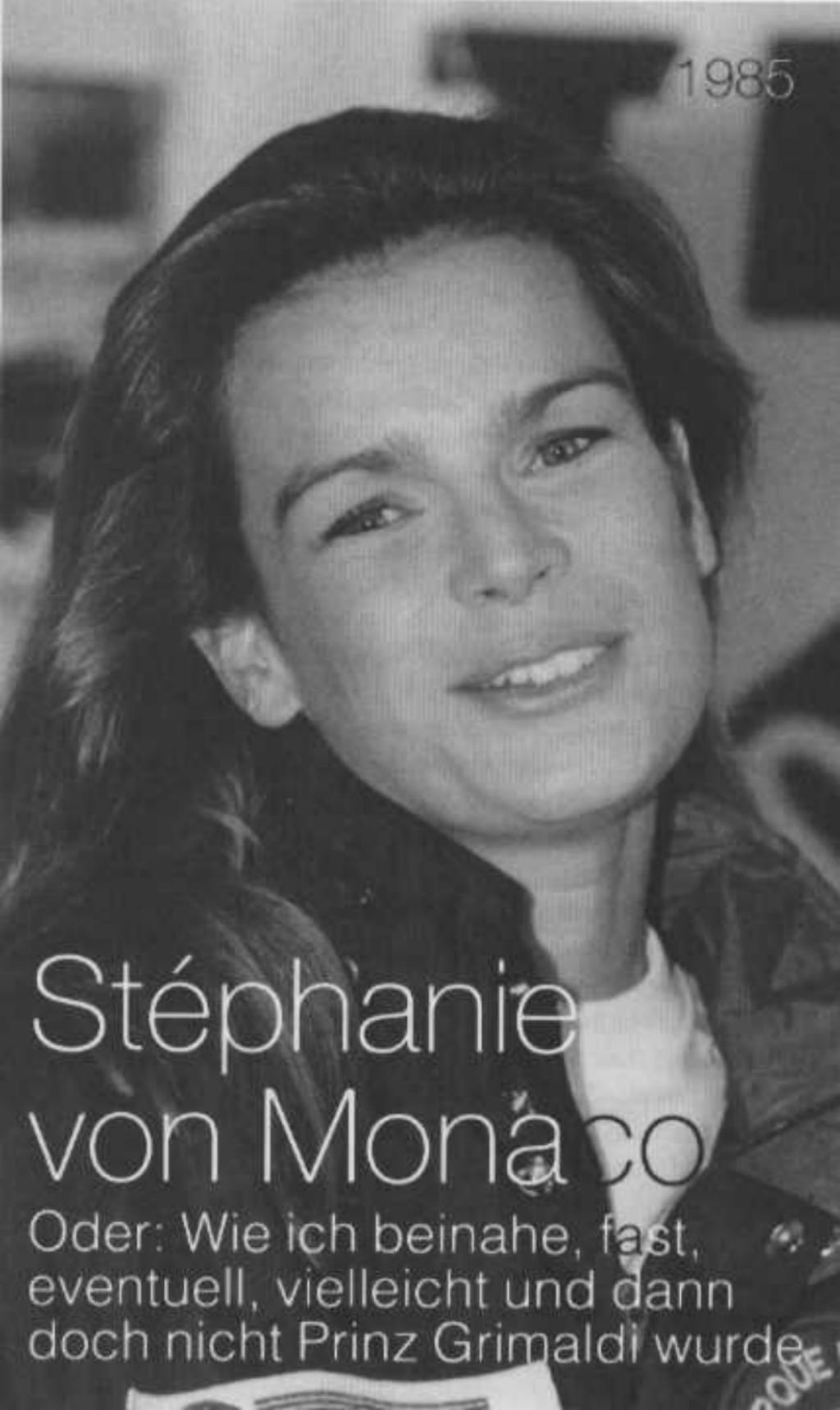
Und ich dachte so: Wie jetzt? Hab ich etwa eine 0190er-Telefonsex-Nummer? Klar tat ich ihm den Gefallen. Das ist halt eine von seinen klassischen Sponti-Aktionen, wo man nicht so richtig weiß, was man davon halten soll. Aber liebenswert sind sie allemal.

Dazu gehört auch schlussendlich folgendes Joop-

Gedichtchen, das irgendwann mal bei mir aus dem Faxgerät flatterte:

*Dem süßen Dieter Bohlen
Kann niemand mehr den Arsch versohlen
Er ist jetzt groß und kräftig
Der besorgt's euch allen deftig
Er ist mein Lieblingskomponist
Die andern machen Kompomist
Sein Look ist modern und apart
He is my soul, he is my heart!!
Mach weiter so, blick nicht zurück
Die Naddel geht durch dünn und dick
Und nach der Birthday-Feier
Leckt sie dir die blonden Locken!*

Ja, ja, der Wolfgang. Ich find den gut!

A black and white close-up photograph of Princess Stephanie of Monaco. She has dark hair styled in soft waves, a gentle smile, and is wearing a dark jacket over a light-colored turtleneck sweater. The background is slightly blurred.

1985

Stéphanie von Monaco

Oder: Wie ich beinahe, fast,
eventuell, vielleicht und dann
doch nicht Prinz Grimaldi wurde

Ich begegnete Stephanie von Monaco das erste Mal im Frühjahr 1986. Das war in Köln hinter den Kulissen einer großen ARD-Sendung. Mademoiselle Grimaldi sollte da das allererste Mal im deutschen Fernsehen ihren Megahit »Irresistible« trällern. Modern Talking war mit »Brother Louie« am Start.

Bislang hatte ich ja naiverweise geglaubt, ich und Modern Talking seien Stars. Aber jetzt kriegte ich vorgeführt, was es wirklich hieß, berühmt zu sein. Stephanie rauschte rein, und es war, wie wenn eine Boeing 707 in einem Provinz-Vorgarten landete. So was hatte ich noch nicht gesehen: Im Zentrum die Prinzessin wie eine Bienenkönigin. Drumrum ein riesiger Kranz aus menschlichem Hofstaat-Glibber. Zehn Bodyguards. Zehn Manager. Zehn persönliche Betreuer. Dazu ein Dutzend Tänzer. Keiner durfte dem Mädchen auch nur auf zwanzig Meter nahe kommen.

Nörchen, Thomas' Frauchen, wurde vollkommen hektisch und kriegte akute Hitzewallungen. Der Traum ihrer Kleinmädchen-Träume war: Einmal einer leibhaftigen Prinzessin die Hand schütteln. Adelig sein, das war für Nörchen der Inbegriff von Tollheit. Das kam in ihrem Blondinen-Kosmos noch vor dem lieben Gott. Sie hätte die linke Pobacke gegeben und fünfundzwanzig von ihren goldenen Cartier-Ketten, Hauptsache: ein Gespräch mit »Steph«.

Auch Thomas war am Hyperventilieren. Er saß in seiner Garderobe und wiederholte wie ein Roboter: »Kriegt man das nicht irgendwie hin, dass Nörchen und ich mal die Stephanie von Monaco kennen lernen? Das müsste man doch hinkriegen, dass wir die mal kennen lernen! Also, wie lernen wir die jetzt mal kennen? Ich bin sicher, die freut sich auch.« Es war kaum auszuhalten.

Ich fand das ganze Getue megaaffig. (Natürlich auch, weil ich mich selbst auf einmal so klein und mickrig und unbedeutend fühlte.) Gut, zugegeben! Die Lady sah damals noch aus wie eine

echte Zuckerpuppe: Super süßes Gesicht, super zerbrechlicher Körper. Eine kleine, niedliche Prinzessin auf der Erbse, wie aus dem Märchenbuch. (Vergisst man fast, dass sie mal so toll aussah, wenn man sie heute sieht: Kerlige Kampfschwimmerinnen-Schultern. Tausend Tätowierungen. Billige Camping-Klamotten. Dagegen war die Stephanie von damals aufgebrezelt, als ob die Welt-End-Ausscheidung zur »Miss Disco« unmittelbar bevorstünde.)

Aber die Wahrheit war doch: Dieses Bohei war einfach tierisch ungerecht. Denn in Monaco und Frankreich war »Irresistible« zwar ein Mega-Nummern-Hit. Aber in Deutschland nur Platz zwei hinter meinem kleinen »Brother Louie«. Das allerdings interessierte plötzlich kein Schwein. Ich und Modern Talking waren abgemeldet.

Zugegeben! »Irresistible« war eigentlich ein ganz toller Song. Aber so Tamtam-mäßig und überirdisch Stephanie als Prinzessin daherkam, so mickerig und unterirdisch war ihre Singerei: Sie piepste mit einem wasserdünnen Mi-mi-mi-Stimmchen und traf dabei keinen einzigen Ton. Heute wäre das natürlich kein Problem. Ein Druck aufs Knöpfchen, und moderne Sound-Computer würden ganz locker das Mi-mi-mi zum Brumm-brumm-brumm aufmotzen.

Damals retteten sich Stephanies Produzenten, indem sie das Mi-mi-mi tausendmal kopierten und übereinander schichteten. Dazu ließen sie Chöre aus vollem Rohr mitsingen. Gab einen geschmeidig-gefährlichen Klang-Kleister.

Das war aber letztendlich nicht entscheidend für den Erfolg von »Irresistible«. Viel wichtiger war, dass da eine waschechte, heiratsfähige, einundzwanzigjährige Côte-d'Azur-Prinzessin sang. Die Tochter von Grace Kelly. Die Schwester der armen-armen Caroline. Die von diesem fiesenfiesen Philippe Junot so böseböse betrogen worden war. So was beeindruckt halt eine Hausfrau aus Herne-Süd nachhaltiger als die Erschießung von John F. Kennedy.

Thomas und Nörchen lösten schließlich das Prinzessinnen-Treff-Problem auf ihre Art. Nachdem sie erfolglos alle Manager angehauen und jeden Gulli-Deckel hochgehoben hatten, um sich an das Objekt ihrer Begierde ranzuwanzen, wurde die Wahrheit einfach ein bisschen in Form geknetet.

»Wie ist die Prinzessin denn so? Haben Sie mit ihr gesprochen?«, wollte ein Reporter aufgeregt von Modern-Talking-Thomas wissen.

»Ja«, meinte der, ohne mit der Wimper zu zucken. »Eine tooooolle Frau! Und sooooo was von charmant! Nora und ich hatten ein suuuuper Gespräch mit ihr. So unter sechs Augen. Gaaaaanz intim!« Hier machte er eine bedeutungsvolle Pause. »Jaaaaaaa, ich denke, wir werden sie mal in Monaco besuchen...!«

Ich dachte, ich höre nicht richtig. Das war der größte Bullshit aller Zeiten. Wie gut, dass die Prinzessin kein Deutsch verstand. Sie hatte diesen kleinen Münchhausen unter Garantie noch nie gesehen.

Das nächste Mal traf ich Stephanie ein paar Monate später bei einem gemeinsamen Auftritt in Paris.

»Irresistible« hatte sich leider als One-Hit-Wonder rausgestellt, und in den europäischen Charts kriegte Stephanie kein Bein mehr an Deck. Aber schnurzegal. In Frankreich war sie nach wie vor ein Superstar. Da unterscheidet sich die Hausfrauen-Fan-Gemeinde aus Paris-Nord eben nicht von der Hausfrauen-Fan-Gemeinde aus Herne-Süd.

Mir war zu dem Zeitpunkt schon recht häufig zu Ohren gekommen, dass die Prinzessin ausgesprochen partyfreudig war. Die Buschtrommeln der Branche funktionieren in dieser Hinsicht ja immer sehr zuverlässig. Angeblich verschliss die Lady Männer wie andere Frauen Nylonstrümpfe. Ich konnte mir keinen Reim darauf machen. Entweder sie brauchte das für ihre Selbstbestätigung. Oder sie übte für die Olympiade in einer

Sportart, die ich nicht kannte.

Wie auch immer. Bei der Sendung in Paris hatte jeder Künstler ein eigenes Wohnmobil als Garderobe. Zufällig stand meines direkt rechts neben dem der Prinzessin. Kaum hatte ich mittags Quartier bezogen, ging es nebenan auch schon so richtig zur Sache: Das hoheitliche Domizil wackelte und bebte und juckelte hin und her. Dazu ein Gekeuche und Gestöhne, dass ich keinen klaren Gedanken fassen konnte.

Während ich die Darbietung noch genoss und dachte: »Aha! Soso! Na, Mensch! Geil! Wer hätte das geglaubt?«, riss dem Wohnmobil-Nachbarn zur linken der Geduldsfaden. Völlig entnervt klopfte er bei der Prinzessin an die Tür und rief, sie solle mal ein bisschen ruhiger werden.

Kaum war er wieder weg, ging es in ungebremster Lautstärke weiter. Ab und an wurde auch geredet, was ich aber nicht verstehen konnte, war ja leider alles Französisch. Der überwiegende Teil der Unterhaltung war aber ohnehin im außersprachlichen Bereich.

Nach zwanzig Minuten kam Stephanie ganz verzuselt aus ihrem Wohnmobil und hatte einen granatenmäßig zufriedenen Gesichtsausdruck. Sie rückte ein bisschen ihre Kleidung zurecht, dann ging's ab zur Probe. Ich wartete darauf, dass jetzt auch der Kerl erschien, der diese übermenschliche Leistung vollbracht hatte. Doch leider ließ er sich nicht blicken.

Ein halbe Stunde später war die Prinzessin wieder da. Kaum hatte die Tür des Wohnmobils hinter ihr »Klack!« gemacht, ging's schon wieder los. Auf zur nächsten Runde Rambazamba. Selbe Tonqualität, selbe Rüttelfrequenz. Nur die Vorhänge waren leider immer noch zugezogen. Es gab nach wie vor keine Bilder zu dieser beeindruckenden Vorstellung.

In meinem eigenen Wohnmobil ging mir gerade ein geschwätziger Betreuer von der Plattenfirma WEA gnadenlos auf den Senkel. »Mensch, halt mal das Maul!«, machte ich ihn

an. »Ich will mitkriegen, was da drüben abgeht.«

So verging der Nachmittag äußerst kurzweilig. Auch ich musste natürlich proben. Aber ich versuchte jedes Mal, möglichst schnell zurück zu sein, um die spannenden Fortsetzungen nicht zu verpassen.

Die Prinzessin musste leider auch noch dreimal weg. Aber sie kehrte jedes Mal mit einem Bärenhunger zurück.

Was war ich froh, dass ich zu dem Zeitpunkt häufiger nach Frankreich musste! Wir hatten nämlich mit Modern Talking gerade ein Abo auf den Platz eins in den Charts. Fast jedes zweite Wochenende hockten wir neben Jean-Paul Belmondo und Catherine Deneuve in irgendwelchen Sendungen und sangen »Atlantis is calling« oder »Cheri Cheri Lady«.

Ich kann mir an dieser Stelle einen Seitenheib auf die französische BMG nicht verkneifen. Wäre es nach den Schnarchnasen im Pariser Büro gegangen, wären wir in Frankreich nie auf den Markt gekommen.

»Non, non, scheiße diese Nummern! Ündert Prozent! So was funktioniert bei uns nischt!«, hatte man aufgeregt abgewinkt. Worauf sich die Konkurrenzfirma WEA die Rechte schnappte und mal eben eine Million Singles verkaufte.

Für eine große Samstag-Abend-TV-Familien-Show wurden wir Künstler im Erdgeschoss einer Pariser Fernsehstation untergebracht. Auf dem Weg zu meiner Garderobe kam ich auch an der offenen Tür meiner guten alten Freundin Monaco-Steph vorbei. Und ich muss sagen: Auf die Dame ist echt Verlass. Sie enttäuschte mich nicht. Diesmal saß ihre Hoheit mit einem Typen in recht merkwürdiger Haltung auf dem Garderobentisch rum. Leider kam ich nicht allzu weit mit dem Spannen. Denn als die beiden mich erblickten, trat ein Fuß die Tür zu.

Wie gesagt, ich fand die Dame beeindruckend und empfand sie als Herausforderung. Natürlich reizte sie mich auch. Und wer sich jetzt wundert, dass ich noch nicht persönlich Witterung

aufgenommen hatte, dem muss ich erklären: Ich bin wirklich, wirklich, wirklich schüchtern! Nie im Leben würde ich eine Frau einfach so von der Seite anquatschen. Da habe ich Ladehemmung. Und an eine Prinzessin würde ich mich schon mal gar nicht rantrauen. Auch wenn sie die letzte Frau auf diesem Planeten wäre.

Doch dann kriegte auch ich endlich meine große Chance, Prinz Grimaldi zu werden. Bei der After-Show-Party des Monaco Music Awards tauchte Ihre königliche Hoheit plötzlich ohne Bodyguards und Hofstaat-Glibber an der Tanzfläche auf. Sie parkte ihren blaublutigen Hintern nur eine Handbreit von mir entfernt, warf mir einen koketten Seitenblick von unten zu und machte blinzel-di-blinzel-di-blinzel. Ich dachte nur: Wow! Die meint dich. Jetzt bist du dran!

Manchmal weißt du als Mann einfach: Diese Frau wartet nur darauf, dass du sie jetzt ansprichst. Hätte sich ja auch überall anders hinstellen können! Gab ja tausend Möglichkeiten.

Nur: Ich bekloppter Hornochse kriegte natürlich kein Wort raus und stand da wie doof. Wie sollte ich sie bloß ansprechen? Was war, wenn die jetzt nur französisch sprach? Französisch konnte ich nicht. Da waren bislang nämlich immer die Mädels für zuständig gewesen. Es dauerte drei Minuten, dann hatte meine Stephie die Nase voll und haute wieder ab. Was für ein Pech!

Ich haderte wirklich wochenlang mit mir, dass ich nicht über meinen Schatten gesprungen war. Denn nur der schnelle Spatz fängt bekanntlich den Wurm. Aber wer weiß? Vielleicht ist mir auch viel menschliches Leid erspart geblieben. Nicht auszudenken, wenn Stephanie mich geheiratet hätte. Von meiner Schwägerin Caroline von Monaco wäre ich unter Garantie gemobbt worden. Und wahrscheinlich hätte Ernst August erst mal eine Kollektion Regenschirme bestellt.

Überhaupt: Will ein Mann als Kerbe im Bettpfosten verewigt

werden? Links die Striche von fünfzehn Fischhändlern, darüber dreiundvierzig Butler, unten zwölf Elefantendompteure? Nein, will er nicht.

Meine Überzeugung ist sowieso: Wenn man wirklich unglücklich sein möchte in diesem Leben, dann muss man nur Prinzessin werden. Das ist wie Gefängnis, nur ohne Bewährung.

2002



Todesangst über Russland

Oder: Eine Hardcore-Sylvesternacht

Sylvester 2002 wollte ich mal wieder auf zwei Hochzeiten gleichzeitig tanzen. Das brachte mich natürlich in Zeit-Schwülten:

Einerseits war Modern Talking für zwei nächtliche Konzerte in Moskau gebucht. Andererseits hatte ich mich von RTL breitschlagen lassen, am Neujahrstag beim Ski-Springen in Garmisch Partenkirchen aufzutreten. Hier sollten um punkt zwölf die »Superstars« ein kleines Ständchen singen. Ich dazu am Klavier.

Machte mal eben eine Entfernung von zweitausend Kilometern quer durch Weißrussland, Polen und Tschechien.

»Muss ich denn wirklich unbedingt dabei sein?«, probierte ich es bei den RTL-Leuten.

»Und wie!«, kriegte ich als Antwort. »Unbedingtest! Absolutest!«

Worauf ich zu Thomas eilte und es da versuchte: »Müssen wir uns denn wirklich diese komischen Auftritte in Moskau antun?«

Aber auch hier kam ich nicht weiter. »Doch, doch, pass mal auf: Wird alles voll easy! Sind doch nur zwei kleine Konzertchen. Das machste mit der linken Pobacke, Dieter. Die Fans freuen sich. Und am Ende kommt auch noch eine Menge Geld dabei rum.«

Die einzige Möglichkeit überhaupt, all diese Termine auf die Reihe zu kriegen, war schließlich, für den Flug Hamburg-Moskau-Garmisch einen Privat-Jet zu chartern.

Während Thomas und Claudia von Köln nach Moskau Linie flogen, wartete auf Estefania und mich am Einunddreißigsten nachmittags am Flughafen Hamburg-Fuhlsbüttel eine »Cessna Citation«. Das Sicherste, was es auf diesem Sektor zur Zeit gibt: Zwei Düsen-Triebwerke, siebenhundertsechzig Stunden-kilometer schnell, sechs Millionen Dollar teuer.

Als wir in Moskau landeten, war es schon zweiundzwanzig

Uhr, geschätzte minus hundert Grad kalt, und überall gab es Schnee-Verwehungen. »Ihr schiebt die Maschine doch über Nacht in den Hangar?«, wollte ich von den beiden Piloten wissen, als wir aus dem Ding kletterten.

»Ja, ja«, meinten die, »na klar schieben wir die in den Hangar!«

»Okay«, erinnerte ich sie noch, »wir starten dann morgen früh um sechs!«

Im »Hotel Fürst Grachnapow-Rumsti-Pumsti« trafen wir auf Thomas und seine Frau Claudia. Von hier aus sollte es in zwei auf Stretch-Limo gequälten Ladas weitergehen: die eine davon in Schneeköniginnen-Weiß (für Thomas und sein Schnucki), die andere in Höllenschlund-Schwarz (für mich und Estefania). Hatten alles Thomas und unser Tour-Manager Lutz organisiert.

»Hey, wie lange fahren wir denn jetzt eigentlich?«, wollte ich wissen.

»Och, vielleicht zehn Minuten, Dieter«, antwortete mir Thomas. »Ist gleich hier um die Ecke.« Dann bestieg er seine Karosse.

Unsere Wagen-Karawane setzte sich schlängernd und rutschend in Bewegung. Links und rechts türmte sich meterhoch das Packeis. Wir fuhren und fuhren. Irgendwann wurden die Lichter immer weniger und alles immer dunkler. Gleichzeitig hatten die Fahrer immer größere Probleme, die Wagen überhaupt auf der Straße zu halten. Zu allem Überfluss lag auch noch unsere Klimaanlage in den letzten Zügen. Estefania und ich sahen aus wie zwei Geschwister von »Rudolph, the red nosed reindeer«.

Plötzlich schoss es mir durch den Kopf: Hey, Dieter, das hier ist gar keine Konzertfahrt. Das ist eine Entführung! In der Sekunde fuhren auch schon beide Wagen mitten im Nirgendwo rechts ran. Die Fahrer stiegen aus und diskutierten lautstark: »Rödeldomski, schnawomski, blablabla.« Ganz offensichtlich

ging es um die Frage nach dem richtigen Weg.

Ich sprang total verfroren aus dem Wagen und klopfte bei Thomas an die Scheibe: »Sag mal«, schnauzte ich, »wo soll bitte hier dieses ominöse Konzert stattfinden? Das ist doch die absolute Pampa hier draußen. Und warum sitzen Estefania und ich eigentlich in so einer Salat-Schüssel und nicht in einem geländegängigen Jeep? So eine Scheiße wie hier hab ich nicht nötig! Das muss ich mir nicht geben! So ein Schwachsinn!«

»Ja, ja«, wiegelte Thomas ab, »ist ein bisschen dumm gelaufen. Aber wir sind ja jetzt gleich da.«

Nach geschlagenen eineinhalb Stunde - es war kurz vor zwölf, waren wir dann endlich am Ziel unserer Reise: Eine fiese Glas-kasten-Mehrzweck-Halle irgendwo in Schiottri-Niwotni-Niarsk am Arsch der Welt.

Wir gingen in den Aufenthaltsraum im ersten Stock. Ich war stinkesauer. In der Sekunde kriegte Claudia einen Hysterischen und machte auf Nörchen II: »Ich weiß gar nicht was du hast, Dieter! Stell dich nicht so an! Ist doch alles gar nicht so schlimm!« Dann kommandierte sie ihren Thomas zu sich; »Komm jetzt! Wir gehen nach unten in den VIP-Bereich. Ist doch scheißegal, was die zwei hier machen!«

Der VIP-Bereich entpuppte sich als ein Tisch in einem Saal voll trinkender, feiernder Russen. Hier löffelten Claudia und Thomas eine Runde Gratis-Kaviar.

Schließlich, eine Stunde nach Mitternacht. Unser Auftritt. Danach stiegen Estefania und ich wieder in unseren rollenden schwarzen Kühlschrank und sollten zum zweiten Gig gefahren werden. Angeblich auch nur zehn Minuten entfernt. Surprise, Surprise! Wir schlingerten und gondelten wieder eineinhalb Stunden durch die Wallachei.

So weit zum Thema: »Alles voll easy, Dieter! Alles linke Pobacke.«

Kaum hatte ich auch das zweite Konzert hinter mich gebracht,

schnappte ich mir Estefania. Nichts wie rein in die Limo und ab zum Flughafen. Es war schon fünf Uhr morgens. Die Zeit drängte.

Schon von weitem sah ich die Maschine. Sie stand nicht im Hangar, sondern mitten auf dem Rollfeld, total zugefroren. Das Ding erinnerte mich mehr an ein Iglu mit Rollen dran, denn an ein Flugzeug. Egal, dachte ich. Bloß weg hier. Knarzend und quietschend wurde die Gangway runtergelassen, und Estefania und ich kletterten durchgefroren und übermüdet ins Innere. »Mensch, könnt ihr vielleicht mal die Heizung anmachen«, rief ich schlecht gelaunt nach vorne Richtung Cockpit. Ich war mittlerweile sechsunddreißig Stunden ununterbrochen auf den Beinen.

»Ja, machen wir!«, kam's zurück. Dann hörte ich ein schabendes Geräusch, weil der Pilot noch mal ausgestiegen war, um sich von außen ein Guckloch in die vereiste Scheibe zu kratzen. Schließlich sprangen die Motoren an, wir rollten zur Startbahn, aber immer noch nix von wegen Heizung zu spüren. Wir starteten, hundert Meter Höhe, zweihundert, dreihundert...

Estefania und ich saßen da und rubbelten wie die Bekloppten an uns rum, um warm zu werden. Eine beißende Kälte, gegen die unsere Eisfach-Limo fast kuschelig gewesen war. Wir konnten gar nicht so schnell mit den Zähnen klappern, wie wir froren. Verdammte Scheiße, dachte ich. Wenn so ein Ding startet, dann wird's doch normalerweise ganz schnell warm. Warum diesmal nicht?

Endlich, nach einer dreiviertel Stunde in der Luft, spürten wir das erste warme Lüftchen. Und gleichzeitig meinte Estefania: »Ich seh Rauch!«

Und ich so: »Ja, ja, von wegen, du siehst Rauch!« Aber dann roch auch ich diesen typischen Geruch, der entsteht, wenn Elektrokabel gerade anfangen zu schmurgeln. »Stimmt!«, schnupperte ich, »das stinkt ja wirklich eigenartig.«

In der Sekunde hörten Estefania und ich auch schon das langgezogene Jaulen - »Tüüüüüüt! Tüüüüüüt! Tüüüüüüüt!« - einer Alarmanlage. Durch die Schwaden, die aus dem Cockpit drangen, sah ich ganz viele rote Lichtchen aufgeregt Blink!-Blink!-Blink! machen. Der Co-Pilot begann wie wild an irgendwelchen Knöpfen zu drehen.

Neben mir fing meine kleine Estefania an zu weinen. Auch ich hatte Todesangst.

»Ach so...«, drehte sich der Pilot, der zwei Meter vor uns entfernt saß, in der Sekunde um, »es könnte sein, dass Sie gleich in Ohnmacht fallen. Wir haben nämlich nur eine Sauerstoffmaske, und die brauch leider ich!«

Gesagt, getan. Da zog er sich auch schon das Ding, das aussah wie original aus dem Zweiten Weltkrieg, über die Nase. Ich dachte nur die ganze Zeit: Bleib ruhig, Dieter! Bleib ruhig! Du hast deine Kleine neben dir! Wenn du jetzt die Nerven verlierst, bricht die dir völlig zusammen.

Der Rauch wurde immer schlimmer, es stank total giftig und chemisch. Estefania zitterte wie Espenlaub. Ich merkte, dass auch ich anfing, die Kontrolle über meinen Körper zu verlieren. Innerlich wartete ich die ganze Zeit auf den großen Knall. Kann sich ja jedes Kind ausrechnen: Wenn's im Flugzeug irgendwo brennt, geht irgendwann auch das Kerosin in Flammen auf. Dann macht's »Peng!«, und weg bist du. Geschichte. In tausend Fetzen gerissen. So saß ich da und dachte die ganze Zeit immer nur im Karussell: Wann macht's bumm? Macht's jetzt gleich bumm? Sind das deine letzten Sekunden vor dem großen Bumm?

Die Piloten setzten zum Sturzflug an. Ich war davon ausgegangen, sie würden sofort versuchen, auf der nächsten Weide runterzugehen. Stattdessen kriegte ich mit, dass sie um jeden Preis und auf Deiwel-komm-raus Kiew erreichen wollten.

Was ich damals nicht wusste: Bei Piloten spielt nicht nur die

Sicherheit der Passagiere, sondern auch das Heilbleiben der Maschine eine Rolle. Da stecken knallharte wirtschaftliche Überlegungen dahinter: Wenn auf einem Acker ein Flugzeug im Wert von sechs Millionen Dollar zerscheppert, ist mit Sicherheit der Chef böse. Deshalb oberste Priorität: Erst mal die Maschine unversehrt und in einem Stück landen. Dann gucken wir nach dem Rest.

Verdammte Scheiße, Dieter Bohlen, fluchte ich. Nur wegen eines beknackten Neujahrsspringens in Garmisch Partenkirchen tust du jetzt hier irgendwo über Russland deine letzten Atemzüge! Nur für ein paar olle Platten, die dadurch mehr verkauft werden, riskierst du dein Leben, du Trotteltier! Warum bist du nicht brav Linie geflogen? Wie konntest du nur so bekloppt sein, für drei Minuten Rumgehacke auf einem Klavier dein Leben aufs Spiel zu setzen? Am liebsten hätte ich mir selber in die Fresse gehauen.

Ich guckte nach links, wo Estefania lauthals schluchzte. Wegen mir saß sie jetzt in dieser Absturz-Maschine. Ich war es, der sie da reingerissen hatte. »Du, passiert schon nichts«, versuchte ich sie zu trösten. »Wird alles gut...« Ich hatte wahnsinnige Schuldgefühle.

Mit einem Mal machte es so undefinierbar »Wummm!«, »Wummm!«, »Wummm!« Und die ganze Cessna fing an zu schütteln und zu rütteln. »Geht runter! Wir müssen runter! Wir müssen sofort runter!«, schrie ich panisch.

Durch das Bullauge sah ich die Skyline einer Stadt. Mit einem Mal tauchte ein Rollfeld unter uns auf. Gleichzeitig kamen aus allen Richtungen Feuerwehrwagen, Polizei und Ambulanz mit Blaulicht angerast.

Es machte »TatTTTTung!« und »Rums!« Das Fahrwerk der Cessna setzte auf der Piste auf. Wir huckelten noch einige hundert Meter weiter. Dann kam die Maschine endlich zum Stehen.

Ich hatte nur einen Gedanken: Los, raus hier! Nichts wie weg.

Ich fummelte den Sitzgurt los, schnappte mir die hilflos japsende Estefania und rannte zum Ausstieg, der in der Sekunde auch schon runterklappte. Das Erste, was ich realisierte, war eisig kalte, herrlich frische, herrlich saubere russische Winterluft. Dann als Nächstes ein vielstimmiges: »Ooooohr! Moderrrrn Tarrrrking!« von den Feuerwehrleuten und Sanitätern.

Ich war noch nicht ganz mit Estefania unterm Arm die Gangway runter, da wollten sie auch schon Autogramme. Tiefstes Absurdistan. Würde das in einem Drehbuch stehen, jeder würde sagen: scheiß plot! So stand ich da und kritzelle wie wild meinen Namen auf irgendwelche Helme und Uniformen. (Hinterher erfuhr ich: Die Herren hätten uns überhaupt nicht retten können. Das Löschwasser war nämlich eingefroren.)

Es stellte sich raus, dass der Flughafen Kiew über die Jahreswende dicht war und nur so eine Art Notbesetzung Dienst schob. Mit einem LKW wurden Estefania, das Gepäck, die Piloten und ich zum Terminal geschafft. Dort herrschten ebenfalls frischfrostige minus zehn Grad. Aus Kostengründen wurde nicht geheizt. Estefania und ich öffneten erst mal unsere Koffer und zogen fünf Pullis übereinander.

Unten im Keller, in einem schäbigen Zimmer, hockten ein paar Putzfrauen in dicken Wollstrümpfen. Mit dabei zwei männliche Verehrer vom Bodenpersonal. Lauter Hardcore-Russen mit ganz vielen schwarzen Zahnstummeln im Mund. In der Mitte ein Tisch mit Wurst, Brot und Schnaps. Man feierte offensichtlich Neujahr. Es roch ganz schön fies nach vergammeltem Essen.

»You drrrrinking Wodkarrrr!«, wurden wir begrüßt, dann kriegten wir zwei fleckige Gläser durchgereicht. »Verrry good!«

Die Babuschkas von der Reinigungs-Kolonne prosteten mir

aufmunternd zu, dann pfiffen sie sich auf ex ein ganzes Gläschen rein. Okay!, dachte ich. Warum eigentlich nicht? Auf den durchgestandenen Schreck kippten Estefania und ich uns ebenfalls einen hinter die Binde. Meine Augen fingen sofort an zu tränern. Das Gesöff war achtzigprozentiger Blindmacher-Rachenputzer-Lebertöter-Schwarzbrand. Estefania neben mir hustete wie wild. Ich schnappte nach Luft.

Zur Feier des Tages boten uns unsere neuen Freunde auch noch was von ihrer Wurst an: Marmeladenglas-Deckelgroße Fladen mit riesigen braunroten Flecken drin. Wahrscheinlich geschreddertes, gehäckseltes Taiga-Pony. Wobei? Vielleicht war es auch Fisch.

»Oh! Njet! Njet! Full! Full!«, klopfte ich mir entschuldigend auf den Bauch. Ich hatte das Gefühl, mein Kreislauf revoltierte. Diese olle Kackwurst war einfach zu viel für mich. Aber die Russen-Combo guckte uns ganz böse und beleidigt an. Also würgten Estefania und ich beide ein Stückchen runter. Anschließend spülten wir schnell mit Wodka nach. In der stillen Hoffnung, dass alles, was da in diesen Häppchen gekrabbelt und gelebt haben mochte, jetzt tot war.

»Drrrrink morrrre, drrrink morrrre!«, ermunterte man uns weiter.

»Nee, nee! Nix da morrre, morrre!«, winkte ich ab. Ich wollte zu Potte kommen und hier nicht Wurzeln schlagen. »Where's the VIP-Lounge here?«

Worauf die Babuschkas plötzlich sehr geschäftstüchtig wurden: Wir seien ja auf einer Rollbahn der Stadt Kiew gelandet. So was sei nicht umsonst. Ninehundred Dollars, please. Auch die VIP-Lounge könne man uns selbstverständlich aufschließen. Das würde aber noch mal fünfhundert Dollars extra kosten.



Die Superstars beim Auftritt in Garmisch-Partenkirchen. Statt Dieter Bohlen sitzt »Superstar« Alexander am Klavier.

Zähnekirschen zahlten die Piloten den Wucherpreis, dann durften wir alle zusammen im unbeheizten Promi-Wartebereich Platz nehmen. Die ganze Zeit von den Flughafenangestellten umgeben, die mit Argusaugen darüber wachten, dass wir uns keine Limo aus dem Eisschrank klauten.

In der Zwischenzeit hatte einer von den Piloten via Handy in Deutschland angerufen: »Gute Nachricht! Herr Bohlen!«, kam er angerannt. »Wir kriegen gleich eine Ersatzmaschine aus Berlin geschickt. Die bringt sie dann nach Garmisch-Partenkirchen.«

Wir warteten. Eine Stunde. Eineinhalb Stunden. Zwei Stunden.

»Mensch, Himmel, Arsch und Zwirn, wann kommt denn jetzt endlich der versprochene Flieger?«, pflaumte ich einen von den Brüdern an.

No Antwort.

Mittlerweile konnte ich Garmisch sowieso knicken. War nämlich gerade zwölf. Nach vier Stunden landete endlich die Berliner Ersatzmaschine. Noch mal eine halbe Stunde später konnten wir starten. Zurück blieben die beiden Piloten der kaputten Maschine. Sie hatten strikte Order aus Hamburg, ihre Sechs-Millionen-Cessna auf einer Minimalflughöhe von dreihundert Metern nach Hamburg zurückzubugsieren. War klar: So ein Teil unbewacht in der russischen Provinz. Da standen unter Garantie am nächsten Morgen zwei.

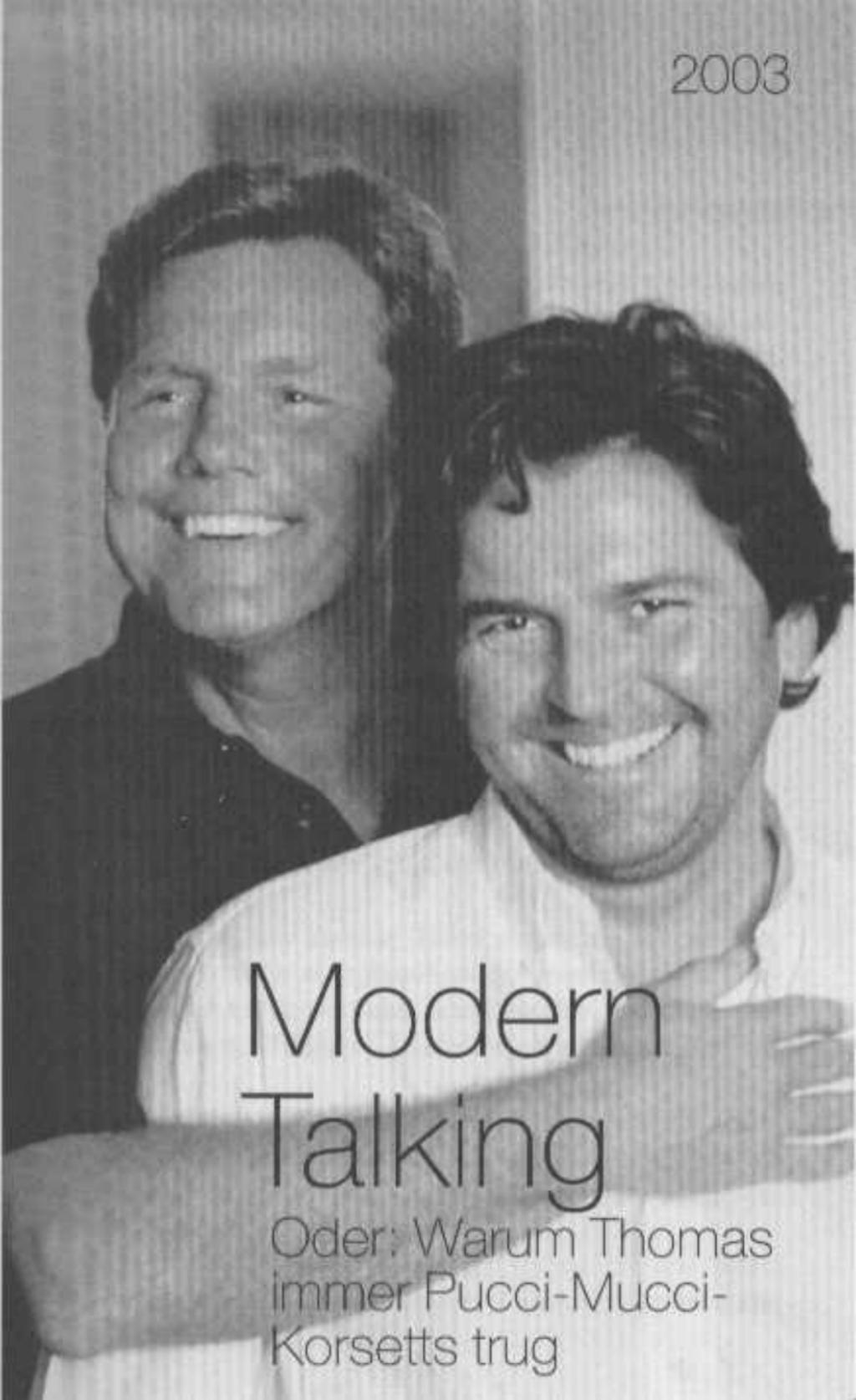
So kam es, dass Estefania und ich in eine Maschine stiegen, die exakt so aussah wie die, mit der wir kurz vorher beinahe abgestürzt wären. Machte ganz dunkle Visionen auf meiner Netzhaut.

Seither sage ich alles ab, was mit kleinen Maschinen zu tun hat. Mal ein Cessna-Charter-Flug von Mallorca nach Köln für einen zweistündigen Auftritt auf der Telemesse - ohne mich! Mal ein Flug nach Malta, um hier dem Bürgermeister die Hand zu schütteln. Muss er sich sein Ding halt selber schütteln.

Tausendmal lieber fliege ich für sechzig Euro mit LTU auf die Balearen. Da sitze ich in großen Maschinen und kriege von irgendwelchen Turbulenzen nix mit. Außerdem gibt es in großen Fliegern auch schöne große Toiletten - aber das ist eine andere Geschichte...

Fazit: Ein Gutes hatte dieser Horrorflug immerhin. Estefania sagt: »Dieter, dieses Erlebnis hat uns auf Lebenszeit zusammengeschweißt. Jetzt wird uns nie und nimmermehr was auseinanderbringen.«

Hugh! Kleine Squaw hat gesprochen.

A black and white photograph of two men. The man on the left has light-colored hair and is wearing a dark turtleneck sweater. The man on the right has dark hair and is wearing a light-colored button-down shirt. They are both smiling and appear to be in a friendly pose.

2003

Modern Talking

Oder: Warum Thomas
immer Pucci-Mucci-
Korsetts trug

Eene, meene, muh! Sag-ich's?-Sag-ich's-nicht?-Sag-ich's? Ich habe lange hin und her und vor und zurück überlegt, ob ich die Fakten über das Ende von Modern Talking auf den Tisch packen soll. Denn es wird böse. Um nicht zu sagen: bösi-böse! Aber: Ich will nicht wieder der fiese, gemeine Dieter sein, der alles putzgemacht hat. Deshalb öffnet Papa Bohlen jetzt noch ein letztes Mal das Kapitel »Thomas & Ich«, um zu erzählen, wie's echt und ungelogen und in Wirklichkeit war.

Für wiederbelebte Gesangs-Duos gilt das Gleiche wie für alte Lieben: Kann man nicht aufwärmen wie einen Topf Suppe. Wer was anderes glaubt, lebt leider im Wolkenkuckucksheim (oder in Tötensen). Und außerdem, zweite wichtige Erkenntnis: Menschen ändern sich nicht wirklich. Sie können sich nur neue Frisuren und andere *Zähne* zulegen.

Doch ich war echt voll blauäugig. Ich glaubte: Wenn jemand elf Jahre lang der Held von Schützenfesten, Eisdienlen und Schuh-Centern war, freut er sich den Arsch ab, dass er wieder vor großem Publikum auftreten darf.

Modern Talking war Thomas' Ticket zurück ins Rampenlicht. Endlich hatte er wieder ein moppeliges, gut genährtes Portemonnaie und konnte fleißig die Kohle rausshauen. Und plötzlich hieß es auch nicht mehr: »Thomas... wer?« Sondern: »Ach ja! Herr Anders!«

Es gibt doch so einen Spruch: »Man soll die Hand, die einen füttert, nicht beißen.« Ich hab bis zum Ellenbogen Leukoplast. Mit viel Aua musste ich nämlich feststellen: Der liebe Thomas hat nix dazugelernt...

Thomas setzte immer noch auf seine zwei alten Verbündeten: Divenhaftitis und Stinkefaulose.

Unsere Arbeitsaufteilung war wie folgt: Ich quälte mich neun Monate lang allein im Tonstudio, um zwölf neue, möglichst tolle Hits zu komponieren. Und Thomas' Anteil an der neuen Platte sah dann so aus, dass er sich für vier Stunden von Ibiza

einfliegen ließ, wie Graf Koks vors Studio fuhr und von mir das Mikro gereicht bekam. Dann nudelte er völlig gelangweilt, desinteressiert und ausdruckslos die Songs runter. Mir kam dabei immer die Galle hoch. Das war quasi seine Macht-Demonstration: Ich hab zwar von nix 'ne Ahnung, aber ohne mich kannste auch nicht. Ätschibätsch, Dieter.

»Könntest du vielleicht den Refrain noch mal singen?« versuchte ich ihn ein bisschen auf Touren zu bringen und noch ein besseres Ergebnis herauszuholen. Doch ich kriegte nur seinen berühmten treudoofen Dackelblick: »Wieso denn, Dieter? Den hast du doch! Stimmt was nicht?«

Es wollte nicht in meinen Kopf rein, wie jemand so bocklos und dumm sein konnte. Denn ich habe auch nach fünfundzwanzig Jahren noch den Ehrgeiz, absolute Top-Hits zu landen und es allen zu zeigen. Doch Thomas machte mit seiner Art zu singen jeden meiner Songs fix und fertig. Was als fetzige Teenie-Dance-Floor-Version gedacht war, kam dann nur noch als Omi-Puschen-Gedudel daher. Kurzum: Thomas verschmalzte sogar noch Schmalz, er war wie ein Blindenhund, der Blinde frisst. Die Zusammenarbeit hatte stark destruktive Züge.

Mit ein Grund dafür ist Thomas' Gesangs-Technik. Die hat er sich nämlich bei Schnulzen-Opis wie Al Martino und Frank Sinatra abgelauscht. Nur: Frank Sinatra ist schon gefühlte tausend Jahre tot, und Al Martinos letzter großer Hit »Blue Spanish Eyes« hat auch schon Mottenlöcher. Sprich: Thomas' Stimmtechnik ist voll altbaksch und tränendrüsig. Er singt die Töne zu lange aus, haucht sie ohne Druck und Drive.

1985, beim Start von Modern Talking, war seine Art zu singen tatsächlich noch voll geil. Sie passte in die Zeit wie seine Kleinnädchen-Frisur und sein erdbeerfarbener Lip-Gloss. Aber in unserer Branche muss man - zack! zack! - mit den Trends gehen.

Außerdem rächt es sich, wenn man seine Stimme nicht pflegt: Stimmbänder funktionieren über Muskeln, ohne Training hängen sie schlapp durch. Und Thomas' Körper zeigt ganz deutlich, dass sein Besitzer nichts für schweißtreibende Übungen übrig hat, eher was für Nudeln und Rotwein: Niedliche Rettungsringchen um die Hüften, knuffige kleine Schwabbel-Bäckchen im Gesicht. Und ein deutlicher Trend zum sexy Dritt-Kinn.

Das Nicht-in-shape-Sein seines Körpers kaschiert Thomas gern mit maßgeschneiderten Sakkos und Pucci-Mucci-Korsett. Was nämlich die wenigsten wissen: Er ist ziemlich eitel. Alles ist geschnürt und gewickelt, damit unten ja nicht der Bauch raushüpft. Du kannst schließlich nicht peppige Trend-Mucke singen und ein gemütliches Papi-Bäuchlein vor dir herschieben. Beim Singen störte das Korsett übrigens auch nicht - für Voll-Playback muss man nicht groß Luft holen. Nur leider! Leider! Für Stimmbänder gibt's noch keine Designer-Korsetts.

»Mensch«, ermunterte ich meinen kleinen gemütlichen Muckelhasen immer wieder, »hör dir doch mal die Backstreet Boys an. Oder Ronan Keating. Oder Westlife, wie *die* singen.«

»Mmh, mmh...«, kam es zurück, und alles blieb beim Alten. Okay, dachte ich mir. Jeder darf in Deutschland singen, wie er möchte. Wir leben ja schließlich in einer Demokratie. Nur: Ständig saß mir diese Angst im Nacken, dass wir uns lächerlich machten und nicht mehr »Modern Talking«, sondern »Op Talking« waren.

Pünktlich nach zweieinhalb Stunden hinterm Mikro ließ Thomas immer schon seinen Fahrer anrufen: »Ja, du kannst in eineinhalb Stunden kommen.«

War Thomas wieder weg, ging die eigentlich Arbeit los. Ich warf den Computer an, zerschnitt sein Bocklos-Gesinge in zweihundertfünfzig Einzelworte und verschob jedes dieser Worte innerhalb der Tonspur so lange, bis es endlich da war, wo

es sein sollte: voll auf dem Groove.

Anschließend machte ich noch allen vermurksten Tönen den Garaus. Hatte Thomas »*gis*« gesungen, gab ich »*a*« in den Computer ein. Aus »*cis*« wurde »*c*«. Irgendwann war die ganze Tonleiter durch und aus einer Nähmaschine ein Caruso geworden. Es war eine nervenaufreibende, zeitfressende Fummelarbeit.

Aber auch meinem Sound-Computer sind Grenzen gesetzt. Selbst mit den ausgeklügeltesten Tricksereien konnte ich unsere Songs irgendwann nicht mehr auf den Level tunen, den ich mir wünschte.

Cover, Booklet und Video der neue CD waren natürlich auch mein Privatvergnügen. Thomas interessierte sich nicht die Bohne dafür. Der lag währenddessen mit seiner lieben Claudia wieder auf Ibiza in der Sonne und machte einen auf Beckham. Zumindest das, was man sich in Koblenz-Süd darunter vorstellt: Prada-Badehöschen, Armani-Sonnenbrille, Rolex-Wecker.

Thomas, das Eichhörnchen

Im Juni 2003 schoss unser letztes Album »Universe« auf Platz zwei der Charts. Doch ich machte mir nichts vor: Wir profitierten nur von dem Hype um »Deutschland sucht den Superstar«. Alleine und aus eigener Kraft hätte Modern Talking das nicht mehr geschafft. Ob Thomas das auch peilte? Da hatte ich so meine Zweifel. Auf jeden Fall hielt ich es nicht für wirklich schlau, in dieser Sekunde auch noch eine große Tournee zu starten.

»Burghard, lass uns die Tour canceln«, rief ich unseren Konzertveranstalter Burghard Zahlmann an. »Ich bin matschig! Ich hab Schuppenflechte! Estefania beschwert sich, dass ich keine Zeit mehr für sie hab. Meine Kiddies hab ich auch schon

seit Wochen nicht mehr gesehen. Und... öh... außerdem - ich hab meine Tage!«, erfand ich tausend Gründe.

Aber Zahlmann heißt ja Zahlmann, nicht Verschenkmann: »Um Gottes willen«, meinte der nur panisch, »die Bühnen sind gebucht, der Kartenvorverkauf läuft. Dieter! Dieter! Die Kosten, die Kosten! Die können wir jetzt nicht mehr stoppen!«

Auch Andy Selleneit, mein alter BMG-Kumpel, stieß ins selbe Horn: »Ooooch, Dieterchen! Mensch! Nächstes Jahr habt ihr ja zwanzigjähriges Betriebsjubiläum. Da hab ich schon ganz tolle Pläne für euch zwei. Ich sage nur: Deutschlands Muttis werden in die Knie gehen und weinen. Die CD's werden weggehen wie warme Semmeln.«

»Mensch, Andy, is ja 'n dufter Plan!«, wehrte ich ab. »Gegen Geldverdienen hab ich ja auch nix! Aber ich weiß nicht, ob ich das noch weitere eineinhalb Jahre mit Thomas aushalte.«

Ich wollte endlich raus aus dieses Scheinehe. Waren wir bei Raab und Co. eingeladen, sorgte ich sowieso immer schon dafür, dass die Auftritte getrennt stattfanden.

»Pass auf!«, legte Andy nach. »Das war doch kaufmännisch völlig bekloppt, wenn du jetzt schon aufhörst. Fürs nächste Jahr habt ihr die garantierte Zusage für einen Auftritt bei ›Wetten, dass...?‹. Dazu plant noch das ZDF ein riesen Jubiläums-Special. Und wir werfen noch ein »Best Of«-Album auf den Markt. Ich versprech dir: Die Kassen werden ordentlich klingeln.«

Andys Augen leuchteten in Erwartung von zwanzig Millionen Umsatz. Wo andere Männer mit dem Dödel denken, hatte er seit jeher einen Taschenrechner in der Hose. Ich war am schwanken. Mensch, Dieter! Gab ich mir einen Ruck. Sei kein Frosch! Die paar Auftritte machste jetzt noch, und danach ist halt Schluss. Die Rolling Stones gehen schließlich auch nicht immer wieder auf Tour, weil sie so gerne »Satisfaction« singen. Kohle machen ist halt ein geiles Gefühl.

Ich wusste: Thomas wäre super einverstanden damit, wenn ich uns noch ein bisschen am Leben ließ. Modern Talking als Gesangsgruppe war ihm zwar scheißegal, aber als gigantisches Geld-Vermehr-Programm sein liebstes Kind. Trotz seiner Trägheit hatte er sich sogar aufgerafft, einen Thomas-Anders-Fan-Club zu gründen. Normalerweise sind solche Clubs ja kostenlos. Nur für diesen speziellen mussten die Fans ein paar Euro Mitgliedsgebühr lohnen. Dafür kriegten sie dann zum Geburtstag und zu Weihnachten irgendwelche Popel-Karten zugeschickt. Angeblich von Thomas persönlich unterschrieben, tatsächlich war's aber ein oller Schreibcomputer.

Dass Thomas Geld ganz doll lieb hat, war mir schon lange klar. Dabei war die Idee mit dem Bezahl-Fan-Club noch einer von seinen kleinen Taschenspieler-Tricks. Nicht unbedingt die feine englische Art, aber auch nicht illegal.

Wie viel kriminelle Energie aber wirklich in ihm steckte und wie hemmungslos und skrupellos er sein konnte, das hatte ich erst vor ein paar Monaten gecheckt. Auch wenn ich ihn da schon seit zwanzig Jahren kannte. Ich war nämlich dahinter gekommen, dass mich mein Duett-Partner immer mal wieder hinterging. Mit seinen kleinen Grabbelfingern erwischte ich ihn in der Haushaltstasse, wo er sich auf meine Kosten fleißig bediente. Pucci-Mucci-Korsetts kosten halt...

»Sag mal, Dieter«, hatte mich unser Konzertveranstalter Burghard Zahlmann im Sommer letzten Jahres ziemlich abgervert angerufen. Wir waren mit Modern Talking für unseren Tournee-Auftakt 2002 gerade in Magdeburg eingetroffen.

»Thomas' und deine Spesenvorstellungen werden ja immer utopischer! Das ist ja, als ob der Papst verreist! Sag mal, wollt ihr euch diesmal mit der Sänfte tragen lassen?«

Ich verstand nur kariert. Was meinte der Kerl? »Nee, Burghard, Quatsch! Was soll denn da so teuer sein?«

»Ja, zum Beispiel eure Chauffeure. Die stehen hier auf dem Kostenvoranschlag mit siebenhundertfünfzig Euro pro Tag pro Nase.«

»Wie, siebenhundertfünfzig Euro?«

»Siebenhundertfünfzig Euro eben! Eine Sieben, eine Fünf, eine Null. Du verstehst?«

»Nee, nee«, meinte ich zu Zahlmann, »das ist ein Fehler! Da hat sich bestimmt Tobi, unser Fahrer, verschrieben! Ich knöpf mir den Kerl mal vor!«

Ich stellte Tobi bei nächster Gelegenheit zur Rede: »Sag mal, bist du komplett großenwahnsinnig geworden? Wie kannst du siebenhundertfünfzig Eier fürs Fahren veranschlagen? Jeder andere macht das für hundert.«

»Aber ich hab doch nur fünfsiebzig berechnet«, versicherte mir Tobi verletzt und mit Nachdruck.

Ich verstand nur noch spanisch. Jetzt wollte ich's genau wissen. Logischer nächster Ansprechpartner: unser Tourmanager, verantwortlich für alle Kosten und die gesamte Planung von Konzerten. Da der ohnehin immer mit Thomas rumhing und die beiden ganz dicke waren, schnappte ich sie mir gleich im Doppelpack:

»Sagt mal, diese Tobi-Kosten für die Tournee hier, die sind doch bestimmt ein Irrtum?!«, wollte ich von den beiden wissen.

»Nee, alles voll im Plan, Dieter!«, beteuerte Thomas. Dabei klang er wie einer dieser Typen, die vor Karstadt stehen und einem Gurkenhobel aus Taiwan aufschwatzten wollen. »Das Auto zu mieten, das kostet so viel! Du fährst ja so eine furchtbar teure S-Klasse.«

»So ein Käse!«, wurde ich richtig fuchsigt. »Ich bin doch nicht blöd! Erzähl mir doch nichts vom Pferd! Die S-Klasse, die kriegen wir doch gesponsert.«

»Nein!«, beharrte Thomas, »die müssen wir mieten!«

Der Tourmanager nickte dazu eifrigst mit dem Kopf: »Ja, ja, die müssen wir mieten.«

Ich wieder zu Tobi, unserem Fahrer: »Sag mal, seit wann müssen wir denn was für die S-Klasse bezahlen?!«

Und Tobi so: »Nö, wieso bezahlen? Die kriegen wir doch für lau!«

In der Sekunde bestätigte sich mein böser Verdacht: Da hatten sich also zwei kleine Eichhörnchen gefunden, die sich feißig die Backentaschen voll machten und hamsterten, was sie kriegten.

Jetzt fing ich erst recht an zu recherchieren.

Unter jedem Stein, den ich hochhob, fand ich neue, vom Eichhörnchen-Duo Thomas-Tourmanager angelegte Wintervorräte. So hatten sie gern mal ein paar tausend Mark für Suiten abgezwackt, die uns von Hotels für umsonst zur Verfügung gestellt worden waren. Oder es waren Bodyguards bezahlt worden, die nie einen Body geguarded hatten. Wenn ich alles hochrechnete, kam ich darauf, dass auf mindestens siebentausendneunhundertneunundneunzig der achttausend Kacheln im Pool von Thomas Villa auf Ibiza stand:

»Inofficial Sponsor: Dieter Bohlen«.

(Ein Pool übrigens, den Thomas gar nicht benutzen kann - außer mit Schwimmflügelchen. Er kann nämlich nicht schwimmen.)

Aber das war nur die Spitze vom Eisberg.

Mit einem Mal wurde mir klar, wie viel Freiraum Thommy und der Tourmanager für kreative Geldgeschäfte gehabt hatten. Zum Beispiel hatte dieser im Namen von Modern Talking immer alle Verträge für unsere Konzerte in Russland abgeschlossen. Wollte ich irgendwas Schriftliches zu unserem Auftritt in Usbekistan sehen, war seine Standard-Antwort:

»Ach, Dieter, du siehst doch: >Schnowskowskaja,

radadumsdings, nastrowje! Das ist alles auf kyrillisch. Das versteht eh kein Schwein. Und du willst doch jetzt nicht im Ernst, dass ich mich hinsetze und alles übersetze. Glaub mir, das läuft schon!«

Damit gab ich mich zufrieden. Lief ja scheinbar wirklich alles. Und pünktlich nach jedem Konzert hatte ich meine vermeintliche Gage auf dem Konto.

Jetzt reichte es, ich stellte sie zur Rede: »Sagt mal, ihr Zwei! Wie lange habt ihr eigentlich geglaubt, mich so bescheißen zu können? So was Dummdreistes wie euch beide hab ich noch nicht erlebt!« Die beiden standen da wie A Hörnchen und B Hörnchen. Der Tourmanager hatte sein übliches schmieriges Verkäufergrinsen im Gesicht, Thomas guckte besonders dackelig aus der Wäsche.

Ich drehte mich zu Ersterem: »Du kannst gehen! Du bist gefeuert! Fristlos! Mach deinen Scheiß in Zukunft woanders!«

»Aber Dieter!«, kam es jammerig retour, »ich würd dich doch nie hintergehen! Wie kannst du das nur annehmen! Also wirklich! Also echt! Also nein! Also ich fass es nicht! Dass du so was von mir denkst!«

»Ja, genau!«, schaltete sich jetzt auch Thomas ein. »So war das alles nicht! Das war alles ganz anders! Das war nämlich so und so. Und das andere, das war so und so. Und überhaupt: Lass uns doch reden! Wir sind doch Freunde.«

Plötzlich war ich mir nicht mehr so sicher, was ich machen sollte. Klar, es war offensichtlich, dass die beiden mich betrogen hatten. Aber ich hatte ich ja keine hieb- und stichfesten Beweise in der Hand. Und wenn ich Thomas jetzt rausschmiss, bedeutete das, dass Modern Talking dadurch vor die Wand gefahren wurde. Aber ich war noch nicht bereit dazu, mein Baby zum zweiten Mal für gescheitert zu erklären.

Also schluckte ich diese mördermäßige Wut in mir runter und versuchte die Sache professionell anzugehen. Okay, Dieter,

sagte ich mir. Aus Schaden wird man schlau! In Zukunft lässt du dir jeden Pups-Vertrag vorlegen. Und du wirst auf alles, selbst auf die Klopapier-Einkäufe, ein Auge haben. Ich muss gestehen: Tat ich aber dann doch nicht. Ich hatte weder Zeit noch Bock, wegen jedes Fieselkrams nachzurecherchieren.

War Thomas mir vorher schon fremd gewesen, rückte ich jetzt natürlich noch weiter von ihm ab. Wobei »weiter« eigentlich gar nicht mehr möglich war.

So startete dann trotz aller negativer Vorzeichen unsere Tournee 2003 wie geplant am 7. Juni in Rostock.

Vor dem Auftritt hockte ich wie immer in meiner Garderobe und nuckelte zur Beruhigung an frisch gepresstem O-Saft. Währenddessen stand Estefania draußen auf dem Flur und machte mit Anne Jeschke, meiner Lieblings-Sekretärin bei der BMG, ein bisschen Blubberdiblubb.

».... tja«, meinte Anne in einem Halbsatz, »Thomas Anders ist ja mit den Jungs von der Band in Amerika gewesen...«

»Wie?«, hakte Estefania nach. »Amerika...?«

»Ja, ja, Amerika«, bestätigte Anne Jeschke. »Er hat mich noch angerufen, dass ich ihm die Flüge organisiere...«

»Ding-dong! Ding-dong! Ding-dong!« Bei Estefania läuteten so ungefähr alle Glocken, die läuten konnten.

»Du, Dieter«, rannte sie atemlos und aufgeregt nach dem Gespräch mit Anne Jeschke in meine Garderobe, »du kannst dir nicht vorstellen, was ich gerade gehört habe! Das ist unglaublich! Da bleibt dir die Spucke weg!«

Durch diesen kleinen dummen Zufall kam eine riesen Hinterhältigkeit von Thomas ans Tageslicht:

Vor neun Monaten waren wir nämlich für drei Konzerte in den USA angefragt worden. Dort wollten uns Tausende von

russischen Emigranten singen hören. Für unsere russischen Fans ist Modern Talking das Größte seit Erfindung des Wodkas. Wir kommen in Russland sogar noch vor den Beatles. Diese tiefe Verbundenheit und Zuneigung stammt aus den Zeiten des eisernen Vorhangs, als wir eine der ganz wenigen Bands waren, die sich überhaupt in den Ostblock trauten. Wenn wir im Kreml spielten, küsstens uns die Fans jedes Mal im wahrsten Sinne des Wortes die Schuhe. So ausgehungert waren sie nach westlicher Pop-Musik. Aber so dankbar waren sie auch dafür, dass wir überhaupt gekommen waren. Für mich immer wieder ein bewegendes Erlebnis. Ich denke, jeder kann nachvollziehen, dass mir diese Menschen besonders am Herzen liegen.

»Mensch«, hatte ich laut vor Thomas hin und her überlegt, »würde ich ja wahnsinnig gern machen! Aber momentan hab ich einfach soviel um die Ohren mit ›Superstars‹ und der Tournee und unsere CD. Lass es uns doch einfach ein halbes Jahr nach hinten schieben.«

»Okay«, kam als Antwort von Thomas. »Ich organisier das, Dieter.«

Ich war erstaunt. So emsig und beflissen kannte ich meinen kleinen Thomas gar nicht. Aber ich dachte: Na gut. Lass ihn mal machen.

Drei Wochen vor dem Termin, der auf dem USA-Fax gestanden hatte, hakte ich noch mal nach: »Was ist eigentlich aus diesem Konzert-Ding in Amerika geworden?«

Und Thomas strahlte mich mit seinen warmen braunen Augen und seinen gebleichten Beißenchen an: »Alles paletti, Dieter. Ist alles verschoben.«

Von wegen alles verschoben! Dank Estefania kam nun ans Licht, dass Thomas sich hinter meinem Rücken unsere Band geschnappt hatte und heimlich nach Amerika gedüst war. Den russischen Fans hatte er erzählt: »Der Dieter ist leider krank«, der Band hatte er eingetrichtert: »Schnauze halten!«

Dann hatte er ein paar Modern-Talking-Kassetten eingelegt, auf der Bühne ein bisschen den Mund bewegt und war juppidu und guter Dinge wieder nach Deutschland geflogen. Mit dieser Modern Talking-Light-Version hatte er auf die Schnelle jede Menge Dollars eingesäckelt.

Ich fand das so würdelos, so eine Vergewaltigung von Modern Talking, dass ich mich am liebsten an Ort und Stelle übergeben hätte. Was für ein unglaublicher Verrat! Was für eine Verarschung der Fans! Für wie dumm hielt mich eigentlich diese kleine Kanalratte? Glaubte er wirklich, er konnte unter dem Namen Modern Talking heimlich durch die Weltgeschichte fliegen und Konzerte geben? Wir schrieben immerhin das Jahr 2003. Vielleicht beschränkte man sich ja in Bad Münstereifel, Thomas' Heimat-Örtchen, noch auf Rauchzeichen und Trommeln. Aber der Rest der Welt hatte Fotoapparate und Internet. So was musste doch rauskommen.

Ich wollte mir diesen kleinen Sack natürlich sofort zur Brust nehmen. Aber der war, wie sollte es anders sein, noch nicht da. Wie immer kam Monsieur Anders auf den letzten Drücker. Divas müssen halt nicht pünktlich sein. Dabei war es nur noch eine Viertelstunde bis Konzertbeginn.

»Du wolltest mich sprechen, Dieter? Was ist denn los?«, schlenderte Thomas fünf Minuten vorher gut gelaunt und in aller Seelenlaune in die Garderobe. Draußen vor der Tür hörte man schon das Johlen und Jubeln der Fans.

»Weißt du was, Thomas?«, antwortete ich ganz ruhig. »Schön, dass du da bist. Ich hab das gerade mit deiner Extratour durch Amerika erfahren. Das war jetzt definitiv das letzte Mal, dass du mich beschissen hast. Wir machen jetzt noch diesen Gig zusammen, und danach ist Schluss. Endgültig.«

»Okay«, antwortete Thomas, »wenn du meinst.« Drehte sich auf dem Absatz um und ging wieder raus.

Das war das wahre Ende von Modern Talking. Hätte ich einen

Wunsch frei gehabt: Ich hätte es mir wirklich anders und nicht so lieblos krach-bumm-bauff gewünscht. Unsere Fans taten mir furchtbar Leid. Für die kam das Aus wie ein kalter Guss, wie ein Schlag ins Gesicht.

Wie zwei Marionetten gingen wir auf die Bühne. Ich hatte ein Dejà-vu-Erlebnis: Wie Thomas da so von links kam und ich von rechts, das war genau wie vor sechzehn Jahren. Wir spielten unsere Songs runter, wie wir das schon tausend Mal vorher gemacht hatten, und würdigten uns dabei keines Blickes.

Nach dem letzten Song vor der großen Pause griff ich mir das Mikro. Dann wandte ich mich an unsere ahnungslosen Fans: »Leute, ihr wisst ja - man soll dann aufhören, wenn es am schönsten ist. Deswegen haben Thomas und ich beschlossen, dass es Modern Talking in Zukunft nicht mehr geben wird. Seid nicht traurig!«

Dann machte ich einen Abgang. Aus den Augenwinkeln sah ich noch, dass Thomas erst überrascht guckte, dann beleidigt die Lippen zusammenpresste und mit eingekniffenem Arsch ebenfalls die Bühne verließ.

Nach dem Konzert knöpfte ich mir die treulosen Tomaten von meiner Band vor.

»Nee, nee, Dieter«, ging das Weggeducke auch hier weiter, »uns trifft keine Schuld! Wir haben mit Engelszungen auf Thomas eingeredet. ›Sprich mit dem Dieter‹ haben wir ihm immer wieder gesagt. ›Das kannste doch nicht ohne sein Einverständnis machen.‹ Aber er meinte nur so: ›Dieter ist mir scheißegal. Ich mach diesen Gig!‹ Er wollte unbedingt diese Kohle mitnehmen.«

Wie sich rausstellte, waren fast alle mit Thomas in die USA geflogen. Gerade auch die, für die ich mich immer besonders eingesetzt und denen ich sogar Jobs bei anderen Künstlern vermittelt hatte. Nur mein Bassist David nicht. Und auch nicht Remis, der Percussionist. Das waren die einzigen Getreuen. Das

musste ich erst mal verdauen.

Aufgrund der bestehenden Verträge war Rostock leider dann doch nicht unser letztes gemeinsames Konzert. Thomas, die Band und ich mussten zwei Wochen später in Berlin noch mal zusammen auf die Bühne. Von allen anderen Verpflichtungen hatten uns Burghard Zahlmann und die BMG loseisen können. Nur von dieser einen nicht.

Wie immer wartete ich in meiner Garderobe auf meinen Auftritt.



Thomas blieb bis zu allerletzten Sekunde mit seiner Tussi Claudia in einem gesponserten VW Phaeton hocken. Ja nicht zusammen treffen und sprechen müssen, war die Devise. Und bloß nicht links und rechts gucken.

Punkt acht Uhr gingen wir auf die Bühne. Wir wurden mit jeder Menge herzlichen »Buh's!« und Pfiffen begrüßt

»Ja, ja! Buht mal schön!«, meinte ich zu den Fans. »Dann weiß ich wenigstens, dass es euch Leid tut, dass wir zum letzten Mal auftreten.«

Dann fingen wir an zu spielen.

Zu unseren Füßen lag bei solchen Konzerten immer - für das Publikum unsichtbar - ein Zettel. Hier waren alle Titel in der Reihenfolge aufgelistet, wie sie Playback vom Band dudelten. Bei all unseren siebentausend Konzerten vorher hatte da immer als Vermerk vor den zwei letzten Titeln das Wort »Zugabe« gestanden. Zeichen für Thomas, die Band und mich, so zu tun, als ob wir fertig seien, von der Bühne zu rennen, nach zwei Minuten wiederzukommen, einen Bückling zu machen und die letzten zwei Songs zu spielen.

Nur: Diesmal war da nichts vermerkt.

Stattdessen sang Thomas nach dem vor-vorletzten Song einfach weiter.

Ich überlegte: Was sollste machen, Dieter? Tja, bleibste halt stehen, entschied ich. Im Prinzip wurde mir die Entscheidung auch abgenommen. Ich konnte ja schlecht mitten im Song von der Bühne gehen.

Nach dem letzten Ton verschwand Thomas sofort von der Bühne. Ich winkte noch einmal unseren Fans zu, dann stapfte ich hinterher. Keine dreißig Sekunden später ging wieder ein wildes Pfeifkonzert und Gebuhe los, weil alle auf eine Zugabe gehofft hatten und wir nicht mehr zurückkamen. Was sollte ich machen? Thomas weg, keine Songs mehr übrig, die wir nicht schon gesungen hatten. Und ich konnte mich ja schlecht allein

auf die Bühne stellen und a capella: »Schön ist es, auf der Welt zu sein, sprach die Biene zu dem Stachelschwein« singen. Also machte ich auch eine Biege.

Das war also der Abschied von unserem Publikum. Völlig missraten und verkorkst und ganz anders, als ich mir das nach neunzehn Jahren gewünscht hätte.

Danke, Thomas. Auch hier an dieser Stelle noch mal: Du bist ein Schatz.

Und eine Entschuldigung an meine Fans: Das habt ihr nicht verdient!

Aus der Zeitung habe ich jetzt erfahren, dass Thomas eine »große Solo-Karriere« anpeilt. Das finde ich lustig. Und um sicherzugehen, dass wir alle unter »solo« das Gleiche verstehen, hat ihm die BMG schriftlich verboten, mit meinen Playbacks durch die Gegend zu tingeln. Bei der Gelegenheit hat sie ihm auch gleich noch seinen satt dotierten Künstlervertrag gekündigt.

Jetzt bleibt ihm wohl gar nichts anderes übrig, als mit seinen eigenen Songs zu touren. Das mit den »eigenen Titeln« ist bei Thomas allerdings so eine Sache...

»Klar kannst du auch was komponieren, und wir veröffentlichen das mit auf unseren Modern-Talking-Alben«, hatte ich ihm vor unserer Re-Union 1998 versprechen müssen. Leider war Thomas auch an dieser Stelle nicht klar, dass einem gute Titel nicht ohne Arbeit zufliegen und dass es ohne Schweiß keinen Preis gab. Die Muse küsst einen halt nicht, wenn man permanent mit seinem Frauchen bei Escada hockt, Kleider für zehntausend Euro aussucht und Schampus dabei säuft.

Wann immer er mir dann während der folgenden fünf Jahre per Kurier Demotapes mit seinen neusten Kompositionen aus Ibiza zuschickte, waren die grottenschlecht. Ich sah damals keinen anderen Ausweg, als die Plattenfirma einzuschalten und als Schiedsrichter vorzuschicken. Die sollten aussuchen und ja

oder nein sagen. Wenn *ich* die Songs abgelehnt hätte, wäre Thomas beleidigt gewesen. Er hätte mir bestimmt unterstellt, dass ich bloß neidisch auf seine hübschen Kompositionen war und ihm seinen Erfolg nicht gönnte.

»Och Mensch, du«, meinte ich zu Thomas, »schick die mal lieber dem Andy. Der hat da ein feineres Öhrchen!«

»Das ist das Schlechteste, was ich seit Stefanie Hertel gehört habe«, rief mich Andy würgend zwei Tage später an.

Thomas war trotzdem unbelehrbar. Um ihn schließlich nicht zu verprellen, einigten wir uns auf einen Schmachtfetzen namens »Love Is A Rainbow«. Die Nummer klang schon als Demo so antiquiert, als ob sie aus dem Nachlass von Trude Herr und den Don-Kosaken stammte. Gerade dieses Passage mit »Love« und »Rainbow« hatte ich mindestens schon siebenhundachtachtunddreißigtausend Mal in irgendwelchen anderen Liedern verbraten. Thomas sah das anders.

»Das Ding ist der Hammer«, war er sich sicher.

Natürlich liebte er das Ei, das er gelegt hatte. Es ist nicht so, dass ich das nicht verstehen konnte.

Wir gaben unser erstes Konzert. Bei allen Titeln vorher hatten die Fans die Hände in der Luft gehabt und waren mit dem Rhythmus mitgegangen.

»Hier kommt jetzt was ganz besonders Duftes«, kündigte ich an. »Jetzt aber voll mitklatschen!«

Doch kaum hatten wir die ersten Takte von »Love Is A Rainbow« angespielt, fielen die Arme runter wie abgehackt. Die Fans guckten uns mit großen Augen an, nach dem Motto: Was soll das jetzt bitte sein? Haben wir uns im Konzert geirrt? Gibt Roger Whitaker hier einen Gastauftritt?

Thomas war sichtlich erschüttert.

Für die Zukunft blieb mir nichts anderes übrig, als Thomas ein paar Kompositionen von mir zu schenken. So kam ich

unserer Vereinbarung nach, dass er als Songwriter im Booklet genannt wurde. Und ich musste nicht irgendwelchen schrecklichen, gefühlstriefigen Kram singen, geschweige denn veröffentlichen.

Schwanengesang.

Ich kann an dieser Stelle nicht wirklich behaupten, dass ich Thomas für die Zukunft alles Gute wünsche. Aber was ich mit tausendprozentiger Sicherheit weiß: Es wird keine Re-Re-Union von Modern Talking geben.

Mein guter Rat an ihn zum Schluss: Solltest du ein Angebot von den Flippers oder den Kastelruther Spatzen kriegen, schlag sofort zu, bevor sie es sich anders überlegen können.

Wuff, Miez, Wieher, Quak

Oder: Wie ich
an Bambi
rummachte



Ich liebe Pferde! Die haben so wunderschöne, große braune Augen und riechen geil. Bekanntlich alles Sachen, auf die ich abfahre. Vielleicht schlagen bei mir einfach nur die Bauern-Gene durch. Jedenfalls: Niemals würde ich Mäntel aus Pferdefell kaufen oder Wurst aus Pferdefleisch. Früher dachte ich sogar immer, das heißt Rossbratwürstchen, und hab die Dinger deswegen nie gegessen.

Schon als ich noch Little Dieter war und mit meinen Eltern in einem Tausend-Einwohner-Pief-Kaff bei Oldenburg wohnte, wollte ich immer ein Pony haben. Ging nicht, weil wir jeden Pfennig umdrehen mussten. Ein Vierteljahrhundert später hatte ich meine erste eigene Million auf dem Haufen und war obendrein noch stolzer Besitzer von drei Hektar saftig grünem Weideland. Mensch, Dieter!, sagte ich mir. Jetzt oder nie. Da kommen jetzt ein paar Hoppi-Hoppis drauf.

Problem Nummer eins: Woher nehmen und nicht stehlen? Pferde stehen ja nicht bei Karstadt im Regal.

Problem Nummer zwei: Als Anfänger wollte ich kein teures Pferd. Was nämlich ein Pferd teuer macht, ist seine Ausbildung. Aber da ich selber nicht reiten konnte, brauchte ich auch kein Pferd, das sein Diplom an der spanischen Hofreitschule abgelegt hatte.

Und Problem Nummer drei: Ich wollte ein Pferd, das genauso lieb war wie ich und brav tat, was ich wollte. Beim Reiten gibt es nämlich keine Demokratie. Du musst den Viechern beweisen, wer der Chef im Ring ist. Und leider sehen die dir schon an der Nasenspitze an, ob du Ahnung hast oder nicht. Viel »Brrrr!« rufen und streicheln, damit der Zossen Erbarmen hat, bringt gar nix. Pferde haben da ein Naschen für. Die gucken dich nur einmal an und wissen: Okay, Flachwichser aus der Stadt. Die dreiundachtzig Kilo landen gleich im Gebüsch.

Schließlich, nachdem ich bestimmt hundert Reitschulen und Züchter zwischen Husum und Harz abgeklappert hatte, wurde

ich an der Autobahn-Abfahrt A9 fündig. In der hintersten Box einer Reitschule stand mein Traumpferd. Ein Rücken wie ein »U« und jede Menge kleiner gelber Stummel im Maul, die mal die Zähne gewesen sein mussten.

»Das ist Chrischa«, erklärte mir die Reitschullehrerin beflissen, »ein ganz ruhiger Vertreter. Etwa zwanzig Jahre alt, Wallach, ein super Reitpferd, vor allem für Nicht-Reiter.«

Na ja, dachte ich, Wallach ist der bestimmt schon aufgrund seines Alters. Bei tausend Mark wurden wir uns handelseinig. Das waren sogar noch fünfhundert Mark unterm Schlachtpreis. Das allein hätte mich eigentlich stutzig machen sollen. Aber bei mir kommt ja bekanntlich nur Freude auf, wenn ich was ganz besonders billig schießen kann.

Mit meinem neuen vierbeinigen Freund meldete ich mich im Golfclub bei uns um die Ecke an. Nicht weil das Pferd jetzt golfen lernen sollte. Sondern weil hier praktischerweise eine Reithalle mit Boxen angegliedert war. Hier konnten die gelangweilten Ehefrauen von irgendwelchen reichen Geschäftsleuten ihre Fünfzigtausend-Mark Zossen reiten, während ihre Kerle einlochen gingen.

Leider waren diese Ladys entweder sehr dick oder sehr alt oder sehr hässlich, oft aber auch alles zusammen. So geriet selbst ich nicht in Gefahr, als Witwenströster in Versuchung zu geraten. Dazu kam, dass die Ladys nur selten da waren und sich viel lieber bei Hermes auf Shopping-Tour verlustierten. Dann mussten Stallburschen die Pferde bewegen, damit die nicht genauso dick wurden wie ihre Frauchen.

Umgekehrt fanden mich die Weiber wahrscheinlich genauso abartig wie ich sie. Ich hockte da immer auf meinem struppigen Chrischa wie der Affe auf dem Schleifstein. Rücken krumm, Beine hochgezogen, Hände in die Mähne gekrallt, so zuckelte ich der Kolonne aus blank gestriegelten Pferdeärschen hinterher. Umgeben von einer Wolke aus Pferde-Pups und Chanel No. 5.

Ich muss sagen: Ich lernte viel fürs Leben. In der Reiterei spricht man zum Beispiel von »Schlauchgeräuschen«, wenn der Pferdepimmel beim Trab gegen die Bauchdecke klatscht. Und wenn das Pferd bläht, dann ist das »Reiterehre!«. Merke: Pimmel- und Pups-Geräusche sind nicht gleich Pimmel- und Pups-Geräusche. Beim Reiten okay. Beim Essen und Bücken doof.

Kaum dass ich mich auf Chrischa ein bisschen sicherer fühlte, wagte ich mich im Schritt-Tempo raus ins Gelände. Das war die Stunde der Offenbarung. So musste sich Micky gefühlt haben, als er Maus fand. Von da an saß ich sechs Stunden am Tag auf dem Gaul. Die tollsten Momente meines Lebens, wenn ich da so mutterseelenallein durch den Wald ritt. Wenn es anfing zu regnen, der Geruch des dampfenden Pferdekörpers, der Dunst der Blätter. Dabei war ich so konzentriert darauf, nicht runterzufliegen, dass ich alles andere vergaß. Sogar meine Probleme.

Galoppieren mit Chrischa war immer so ein Ding. Nicht, dass ich nicht oben geblieben wäre. Nur Chrischa hatte die Angewohnheit, mit seinen vier Hufen durch den Tüdel zu kommen - wo war jetzt gerade welcher? - und sich dann volle Kanone auf die Schnauze zu legen. Meist flog ich bei diesen abrupten Stopps zwischen seinen Ohren hindurch nach vorne auf den Boden, siebenhundert ängstlich schnaubende Kilos dicht hinter mir. Nach dem dritten Segelflug dieser Art rief ich den Tierarzt an. Der stellte fest, dass Chrischa nicht zwanzig Jahre alt war, sondern siebenundzwanzig, und voll senil und eigentlich nicht mehr geritten werden durfte. »Siebenundzwanzig Pferdejahre sind neunzig Menschenjahre!«, rechnete mir der Tierarzt vor.

Von da an ließ ich das mit dem Galoppieren. Mehr noch: Immer wenn ich ein Stöckchen auf dem Boden liegen sah, zog ich meinen vierbeinigen Senior-Partner energisch am Zügel und machte auf Blindenhund: »Ey, Achtung! Nimm mal deine Hufe

hoch, Kumpel..«

In der Dressursprache nennt man so eine Hilfe eine »halbe Parade«. Am Ende eines jeden Ritts waren wir bei sechshundert Paraden, und ich hatte vom vielen Ziehen Schwielen an den Pfoten. Ehrlich mal: Eigentlich hätte das Pferd eine gelbe Binde mit drei schwarzen Punkten drauf tragen müssen.

Schließlich siegte die Vernunft bei mir: Mensch, Dieter!, sagte ich mir. Sparen ist zwar okay. Aber Selbstmord in so jungen Jahren? Irgendwie bescheuert! Wenn du nicht riskieren willst, dass du irgendwann noch mal unter, auf oder mit deinem Gaul stirbst, dann schickst du Chrischa lieber aufs Altenteil.

Ich selbst dackelte los und kaufte mir ein neues Pferd. Diesmal ließ ich es richtig krachen: zehntausend Mark für Sunny. Sunny war ein Hannoveraner Fuchs-Mädchen, das buckelte und stieg, sobald irgendwo eine Blattlaus nieste. Ansonsten war sie ein fantastisches Pferd, mit dem man wunderbar über die Äcker presen und Ben Cartwright spielen konnte. Mit ihr sagte ich auch endgültig den Hühnern im Golfclub ade. Denn für fünfhundert Mark hatte ich aus »Obi-Markt«-Holz, -Türen und -Nägeln ein Deluxe-Pferde-Zuhause für den Hintergarten zusammengeschraubt. Nun hatte ich meine eigene Ponderosa.

Damit Sunny nicht so einsam war, kaufte ich eine Woche später bei einem Bauern in Tötensen Jenny, eine Hannoveraner Rapp-Stute mit Stammbaum. So lieb und fromm und dösig - die hob noch nicht mal den Schweif, um Fliegen zu vertreiben. Für sechstausend Mark wurde sie mein. Wir ritten auf dem Nachhauseweg an dreispurigen Autobahnen vorbei und über zehn Meter hohe Brücken drüber - nix. Wo jedes andere Pferd nervös gescheut hätte, musste ich aufpassen, dass Jenny nicht einschlief.

»Guck mal, Naddel, was für ein Engelchen!«, schwärzte ich, als ich Jenny auf der Weide hinterm Haus freiließ und die

daraufhin in den Schatten eines Baumes trottete und sich fast an den Stamm lehnte. Ich sonnte mich in dem schönen Gefühl, ein super Pferdeeinkäufer zu sein. Mit der Gewissheit, das liebste Pferd von der Welt erworben zu haben, gingen wir schlafen.

Am nächsten Morgen war es, als ob jemand einen Groschen in einen unsichtbaren Automaten geworfen hätte: Jennys Hals stand im rechten Winkel hoch, die Ohren rotierten um hundertachtzig Grad. Und als ich den Versuch unternahm, anzureiten, veranstaltete sie gleich ein Rodeo mit mir: Kerzengerade Beine, katzenrunder Buckel - so jumpte sie vorwärts, als ob man einen Frosch eingekreuzt hätte.

Ich hatte nur eine Erklärung dafür: Da musste in der Nacht jemand gekommen sein und heimlich mein liebes Pferd ausgetauscht haben.

Erst später hörte ich, dass es eine nette Sitte unter Züchtern ist, den Viechern vorm Verkauf ein paar Benimm-Pillchen ins Fresserchen zu geben, damit sie artig sind und sich besser verkaufen lassen. Ein Pferdekenner hätte das natürlich sofort an den Augen des Tieres erkannt. Aber wenn die Bauern einen Typen wie mich mit blondierten Haaren und angeschoppten Ärmeln sehen, der mit dem Ferrari aufs Gelände gefahren kommt, ist das wie Ostern und Weihnachten zusammen. Ready for Verarsching.

Doch wenn so ein Pferd dann erst mal bei mir auf der Weide steht, dann gewinne ich es auch ganz schnell lieb. Und was ich lieb habe, das geb ich nicht einfach so zurück wie einen Pulli mit einem Webfehler. Jenny blieb also.

Nun habe ich ja schon in »Bohlen I« betont, dass Naddel ein echtes Reittalent war. Jetzt konnte sie das zum ersten Mal auch auf Pferden unter Beweis stellen. Siehe da: Jenny kriegte eine Spezial-Brems-Trense ins Maul, die das Kommando des Zügels wie eine Gangschaltung übersetzt. Und innerhalb eines Jahres waren die beiden so weit, dass sie gemeinsam megaerfolgreich

an Spring-Turnieren teilnahmen.

Zu meinem Glück fehlten mir im Prinzip jetzt nur noch ein paar Milch-Kühe. Aber ich hatte Angst, dass Naddel mal unter einer von denen aufwachte und sagte: »Fein! Einer von euch vier Jungs bringt mich aber jetzt nach Hause.«

Okay, okay! Ich fang nicht schon wieder an...

Als Naddel vor drei Jahren auszog, wollte ich die Pferde natürlich bei mir behalten: »Das sind meine, die bleiben bei mir«, meinte ich zu ihr.

Und sie so: »Nee, das sind meine Pferde, ich hab mich immer um die gekümmert.«

»Na gut«, überlegte ich kurz, weil ich keinen Streit wollte, »dann sind's deine Pferde. Aber vielleicht - was hältst du von der Idee? - stellst du sie doch bei mir unter. Und dann kommst du immer zum Reiten vorbei.«

Aber Naddel war so muksch mit mir, dass sie Sunny und Jenny lieber an eine flüchtige Bekannte gab. Nach zwei Monaten hatte sie sich dann wieder abgeregelt.

»Mensch, Dieter«, räumte sie ein, »hast ja eigentlich Recht gehabt! Ich vermiss Jenny und Sunny so! Ich hol die Pferde zurück und stell sie bei dir unter. Und dann komm ich zum Reiten vorbei.«

So rief sie dann bei der Bekannten an. Und kriegte als prompte Antwort: »Klar, kein Problem, Naddel! Natürlich kannst du die Pferde wiederhaben. Macht fünftausend Mark pro Stück.«

Ich war drauf und dran, den Anwalt einzuschalten. Aber es stellte sich raus, dass Naddel die Stuten nicht nur weggegeben, sondern komplett verschenkt hatte. Und geschenkt ist geschenkt, da kommst du juristisch nicht dagegen an. Ich überlegte kurz, Naddel eine Freude zu machen.

Ich testete meine Idee, indem ich Naddel fragte: »Wie oft

willst du denn zum Reiten vorbeikommen?«

Und Naddel so: »... Mmh, weiß noch nicht so genau.«

»Und wie willst du denn rauskommen nach Tötensen? Hast du denn überhaupt einen Wagen?«

»... tja... nö... aber ich schau mal! Ich krieg das schon irgendwie hin. Ich kann ja mit dem Bus fahren...«

Als ich Naddel und Bus hörte, wusste ich: Lass mal stecken, Dieter. Die siehst du hier, wenn's hoch kommt, ein Mal im Jahr. Und den Rest der Zeit darfst du dich kümmern.

Später erfuhr ich dann, dass Naddel es selbst zwölf Monate nach unserer Trennung noch nicht geschafft hatte, ihre fünfeinhalb Umzugskartons auszuräumen.

Dickie III 1999

Zum Schutz vor Einbrechern hatte ich immer jede Menge Hunde: Rambo, Rocky, Dickie, Dickie II, Dickie III. Alles Rottweiler, bis auf Rocky, einen Golden Retriever.

Außerdem gab es da noch Shaky, einen leicht gestörten Malteser, der vierundzwanzig Stunden rund um die Uhr zitterte. Eigentlich kein Hund. Eher ein zu groß geratenes Meerschweinchen. Aber Naddel hatte endlich was, das sie bemuttern konnte.

Einmal setzte sich Dickie II beim Spielen auf Shakys Schnauze und quetschte ein bisschen die Luftröhre.

»Hilfe, Hilfe, Shaky stirbt!«, schrie Naddel mich an. Dann fing sie an zu heulen und lief völlig konfus durch den Garten.

Ich beugte mich runter zu Shaky und guckte, was los war: Tatsächlich wischte schon der Glanz aus seinen Augen, die Augäpfel wurden ganz matt. Zum Glück erinnerte ich mich an meinen letzten Erste-Hilfe-Kurs: Ich nahm sein Köpfchen, das gerade mal groß war wie eine Klementine, und steckte mir seine Nase in den Mund. Dann blies ich ihn auf. Das Wunder geschah: Mit einem Mal klimperte Shaky wieder mit den Augen und schüttelte sich. Alles so weit wieder okay. Nur das ohnehin kleine Hirn hatte wohl einen Ditscher abgekriegt. Für den Rest seines Lebens zog er den rechten Lauf ein wenig nach.

Naddel und ich hatten immer riesen Streit um Wauwi-Pipi und Wauwi-AA. In meinem Garten wuchsen nämlich uralte Buchsbäume. Bis unsere Hunde kamen. Das waren alles Rüden. Und was so ein Rüde ist, der will natürlich sein Revier beprieschen und markieren. Ich hätte meine geliebten Köter dafür umbringen können, dass sie regelmäßig meine Buchsbäume zu Tode strullten. Erst wurden die Blättchen braun, dann fielen sie ganz ab. Heißt nicht umsonst Harnsäure. Das war ganz schön traurig. Ein drei Monate alter Welpe hebt sein

Beinchen an einem einhundert Jahre alten Pflanzen-Leben und pisst es in den Grünzeug-Himmel. Manchmal taten mir die Gewächse Leid. Ich bin ja so: In stillen Stunden rede ich sogar mit meinen Pflanzen.

Das Ganze nahm manchmal groteske Züge an. Ich fuhr immer zu von Ehren, einer großen Baumschule, und kaufte für mehrere tausend Mark Bäumchen und Sträucher. Und kaum hatte ich die Teile eingepflanzt, waren meine Rottweiler damit beschäftigt, die Dinger wieder auszugraben, mit Pipi zu beregnen oder die Rinde aufzufressen. Ein gigantisches Geldvernichtungs-Programm.

Auch unser Rasen strotzte vor Hundehäufchen und war völlig unbegehbar. Alle sieben Meter türmte sich da etwas, das Stunden zuvor noch Frolic und Chappi gewesen war. Das ging so weit, dass meine Kinder und ich vor dem Haus noch nicht mal mehr Fußball spielen konnten. Mit dem Ball flogen nämlich auch immer gleich zehn Gramm Hundekacke durch die Luft.

Eigentlich gab es ja in unserem Haushalt eine klare Aufgaben Verteilung. Dieter: Geld verdienen. Naddel: Auf der Couch sitzen.

»Mensch, Naddel, tu auch mal was!«, meinte ich genervt. »Es sind schließlich auch deine Hunde. Denen kann man beibringen, wo sie hinpissien sollen. Und wo sie ihre Häufchen zu machen haben. Kümmere dich doch mal!«

Kümmern hätte geheißen: Hundeschule. Hätte geheißen: sich Minimum zwei bis drei Stunden am Tag mit den Tieren beschäftigen. Ich hätte auch kein Problem damit gehabt, wenn Naddel diese Aufgabe an Waldi, unseren Gärtner, delegiert hätte.

So nahm das Schicksal seinen Lauf. Dickie III genoss seine Freiheit und legte sich ein schickes Hobby zu: Rehe hetzen. Schließlich war er so in Übung und durchtrainiert, dass er tatsächlich ein armes Reh zu fassen kriegte. Das Tier lag

zerfleischt und in Häufchen verteilt in unserem Wald rum. Mir blieb nichts anderes übrig, als den Förster anzurufen. »Verantwortungslos! Wie können Sie nur! Schimpf. Schimpf!«, dröhnte es aus der Leitung. Zur Strafe musste ich fünfhundert Mark bezahlen.



Seit diesem Vorfall hatte Dickie Blut geleckt. Von einem Tag auf den anderen begann er Sunny und Jenny anzugreifen, indem

er sich von hinten anschlich und sie anbellte. Sunny fackelte nicht lange und knallte ihm mit ihren Hufen volle Kanone eins vor den Schädel Jeder andere Hund wäre sofort ausgeknockt gewesen. Nicht so Rottweiler. Die haben irgendwie ein unerentwickeltes Schmerzempfinden! Dickie III wackelte nur einmal ein bisschen mit dem Kopf, dann bellte er wieder los.

Sein erstes zweibeinige Opfer wurde die Frau von Heini unserem Hausmeister. Eine ältere Dame von fünfundsechzig, die er in den Arm biss. Sie musste genäht werden. Das ging mir natürlich voll an die Nieren. Gleichzeitig hatte ich aber auch Angst, dass die Presse von dem Vorfall Wind kriegte und mich die Frau von Heini gleich auf dreihundert Millionen Schmerzensgeld verklagt. Schlagzeile etwa:

»Bohlen hetzt Bluthund auf alte Omi
- sie wollte ein Kind von ihm!«

Ich entschuldigte mich hunderttausend Mal und schickte einen großen Strauß Blumen. Dann griff ich mir Naddel: »Du musst die Hunde besser erziehen! Das geht nicht so weiter!«

Natürlich erzog Naddel gar nichts. Dafür knurrte jetzt Dickie III immer häufiger mich an. Als mich meine Kinder mal besuchten, fiel Marielin, meine Jüngste, plötzlich hin. Sofort sprang Dickie III auf sie drauf. Mir blieb die Luft weg vor Entsetzen. Doch der Hund wollte Gott sei Dank nur spielen.

Dennoch: Mit jeder Minute wurde er mir unheimlicher. Dann saßen Naddel und ich eines Nachmittags zum Kaffeetrinken im Garten. Dickie III hatte seine Pfoten auf meinen Schultern und hechelte mich mit offener Schnauze an. Ich wollte ihm gerade ein Stückchen Torte ins Maul schieben, da schlug mir eine volle Welle seines Mundgeruchs ins Gesicht. Voll Ekel wich ich zurück, das rettete mir die Nase. Denn plötzlich, ohne Warnung, ohne Knurren, biss er mich mitten ins Gesicht.

Ich lief gleich zum Spiegel. Von der Lippe bis zum Kinn war alles offen wie eine Hasenscharte. Das Blut spritzte in hohem

Bogen aus der Wunde. In meiner Wut griff ich nach einem Gartenstuhl. Aber der Hund sah den hoch erhobenen Stuhl, wedelte mit dem Schwanz und wollte spielen.

Da konnte ich nicht mehr zuschlagen.

Um die Blutung zu stoppen, presste ich mir ein Handtuch gegen den Unterkiefer. Nach nur wenigen Minuten war das Ding klitschnass wie ein Feudel.

Wie ein Irrer fuhr ich ins Harburger Krankenhaus, wo mich ein junger iranischer Assistenzarzt wieder zusammenstichelte. Man konnte die Wunde leider nicht kleben, dafür war sie zu groß. »Mensch«, meinte ich mit letzter Kraft, »nimm bloß einen dünnen Faden, sonst seh ich nachher aus wie Frankenstein!«

Der Assistenzarzt kriegte es tatsächlich wunderbar hin. Die Narbe ging völlig in meinem Knautschgesicht unter. Man sieht: Falten haben auch Vorteile. Dann kam der unangenehmste Teil. Ich musste mich bücken und kriegte eine Spritze gegen Tollwut hinten rein. Wahrscheinlich, damit ich nicht meinerseits durchdrehte und zu Hause den Hund biss. Dann durfte ich heimgehen.

Praktischerweise ist eine meiner Nachbarinnen Tierärztein. »Herr Bohlen, wenn Sie Sicherheit haben wollen, dann müssen Sie das Tier abschaffen!«, riet sie mir.

Nach dem Kinn blutete mir jetzt das Herz. Komm, Dieter, sagte ich mir, noch sind Hopfen, Malz und Frolic nicht verloren. Dickie III ist ja noch ein ganz junger Hund. Erst zwei Jahre alt. Sozusagen noch in der Pubertät. Wer von Hundehaltung Ahnung hat, kann den noch umerziehen. Mein Gärtner Waldi fand ein warmes Plätzchen bei einem hundelieben Bauern.

Ich allerdings musste schweren Herzens einsehen, dass ich nicht zum Hundepapi tauge.

Dickie III war mein letzter Kläff-Kläff.

Miez, miez, Mietzekatze. 2002

Alle Sommer wieder sind Estefania und ich in unserem Penthouse auf Mallorca. So auch 2002.

Eines Abends ging ich so dumdidum in unsere Küche. Was luschert mich da durch die Scheibe hindurch an? Eine miauende, bis auf die Rippen abgemagerte, ziemlich hässliche Katze: Ihr Fell war überall gekleckst und gesprenkelt, das rechte Auge grün, das linke blau. Und die Ohren hatte das Ungeziefer halb weggeknabbert.

Sie tat mir echt Leid, deshalb füllte ich Milch in ein Schälchen, stellte es auf den Fußboden und öffnete die Tür zum Balkon. Während die Katze gierig »Schlapp! Schlapp!« machte, kam Estefania dazu: »Was für eine hässliche Katze!«, meinte auch sie spontan. »So was habe ich ja noch nie gesehen!«

Trotzdem verstanden sich die beiden auf Anhieb prima, sie ließ sich sogar von Estefania kraulen. Bei mir blieb sie auf Distanz. Ich vermute stark: Es war ein Kater.

Trotzdem war ich es, der für unseren kleinen Quasimodo Essen besorgen durfte. Während Estefania Katzen-Amme spielte - »Muss ja jemand hier bleiben und aufpassen!« -, kletterte Vati Bohlen ins Auto und fuhr zum Super-Mercado in Port Andratx.

Hier kaufte ich ein paar Tütchen Whiskas-Deluxe-Premium-Katzenfutter, Genießer-Richtung Thunfisch. Zurück im Penthouse, verschlang unser neuer Untermieter gleich drei Portionen und schnurrte zufrieden.

»Wir brauchen einen Namen«, meinte Estefania.

»Paul!«, schlug ich vor. Wir wussten ja nicht sicher, ob es ein Junge war. Und ein »-ine« ließ sich bei Bedarf ratzfatz ankleben.

Am nächsten Tag stand ich wieder im Super-Mercado vor

dem Whiskas-Regal. Scheiße, dachte ich, viel zu teuer das Zeug! Muss ja nicht schon wieder fünf Sterne sein. War ja schließlich ein Mallorca Kater. Der fraß sonst bestimmt nur Abfälle und Reste. Und an sechs Tagen pro Woche hungerte er wahrscheinlich sowieso. Also kaufte ich preiswertes No-Name-Katzen-Happi-Happi. (Aber dafür zumindest Pauls Lieblings-Sorte Thunfisch.)

Doch ich hatte die Rechnung ohne Miez gemacht. Paul warf nur einen Blick in seinen Napf. Dann guckte er mich mit einem Das-meinst-du-ja-wohl-jetzt-nicht-ernst?-Blick an und stellte den Schwanz auf wie Effe seinen Mittelfinger. Er rührte keinen Bissen von dem Zeug an.

Ich also wieder hin zum Supermarkt und gleich eine ganze Palette Whiskas-Thunfisch in den Einkaufswagen gelegt.

So ging das ein paar Tage lang. Aber keine Spur von Dankbarkeit, Paul zickte mich weiter an. Von da an war mir klar: Paul musste eine Pauline sein.

Anfassen war nicht. Dann fauchte sie und zeigte ihre Zähne. Wenn ich Glück hatte, ließ sie sich dazu herab, mich huldvoll auf meinem eigenen Sonnenstuhl zu dulden. Den hatte sie nämlich sofort annektiert und zu ihrem Lieblingsplatz erkoren.

Eigentlich hätte ich sie am liebsten auf den Mond geschossen. Aber Pauline hatte so eine liebenswerte kleine Angewohnheit. Sie kackte immer mit Wucht und Wonne in die Blumentöpfe unserer Nachbarin von schräg gegenüber links unten. Einer Frau Doktor aus Deutschland. Derart doof und eingebildet, die hatte Strafe verdient.

So war sie jetzt halt dauernd am Neue-Pflanzen-Kaufen, weil ihre anderen aus mysteriösen Gründen ständig verreckten. Was für ein Genuss, ihr dabei zuzugucken, wie sie mit der Chanel-Brille auf der Nase beim Umtopfen in der Scheiße wühlte. Da guckte ich gern ganz genau hin. Pauline versprach ich im Geiste zur Belohnung noch fünf Extra-Whiskas.

Unser Bündnis endete nach einem heißen Abend auf dem Balkon. Ich schlief auf meiner Sonnenliege, weil es im Schlafzimmer einfach zu warm war. Ausgerechnet in dieser Nacht beschloss Pauline, die Freundschaft auszurufen und sich neben mich zu kuscheln. Kriegte ich natürlich im Schlaf nicht mit. So drehte ich mich während der Nacht um. Und hundertsechsundsechzig Pfund rollten mal eben über ganze sechs drüber. Vor Schreck biss mich Pauline volle Granate in den nackten Oberschenkel.

Das Ende vom Lied: Ich durfte mir mal wieder eine Tetanus Spritze abholen. Und Miezmiez fing jedes Mal an zu fauchen, wenn sie mich sah. Dafür hatte ich aber wenigstens meine Sonnenliege wieder ganz für mich allein.

Eines Morgens dann war Pauline schließlich ganz verschwunden.

Wie ich Bambi rettete. Und Donald Duck in die ewigen Entengründe beförderte.

Für mich gibt es nix Anrührenderes, nichts Schöneres als kleine, schnuckelige, getupfte Rehkitze. Geschöpfe, die praktisch nur aus tellergroßen braunen Augen bestehen. (Sie wissen ja, ich stehe auf Brünnett.) Jeden Sommer habe ich ganz viele von den Teilchen auf meinem Hunderttausend-Quadratmeter-Wald-und-Wiesen Grundstück in Tötensen rumliegen. Das ist eigentlich total schön. Mein privater Garten Eden für Bambis. Doch leider sind die Kleinen oft Waisen, weil die Mamis unfreiwillige Bekanntschaft mit Autos oder Mähdreschern gemacht haben.

Natürlich rufen die hilflosen Kitze nach ihren Müttern. Ohne ihre Milch müssen sie nämlich sterben. Diese Hilfeschreie klingen wie das Weinen von kleinen Menschenbabys. Es zerreißt dir das Herz. Du wirst komplett irre dabei.

Nun darfst du auch als Dieter Bohlen nicht so mir nichts, dir nichts irgendwelche Mini-Rehe aufheben und nach Hause schleppen. Auch wenn sie dir noch so Leid tun. Hast du nämlich das Bambi einmal angefasst und das Muttertier hat sich vielleicht doch nur verspätet, nimmt sie ihr Kind wegen deines Menschengeruchs nicht mehr an. Also musst du dir stundenlang das Gejammer anhören, bevor du sicher sein kannst, dass die erziehungsberechtigte Ricke auch wirklich im Reh-Himmel ist.

Hatte ich dann den zitternden warmen Flausch-Körper zu Hause, stand ich immer vor dem nächsten großen Problem: Die Teile sind so klein, die können noch nicht alleine kacken. Nicht umsonst leckt die Mama dem Nachwuchs immer am Hintern rum: Nur dann ist Bambi in der Lage, sich zu »lösen«, wie der Jäger sagt. Dieses Aa auf Bestellung hat die Natur extra zum Schutz der Bambis eingerichtet: Die Mama frisst die »Duftpakete« - urrrrgh! - einfach auf. So kann kein Raubtier Witterung aufnehmen.

Und an dieser Stelle kommt der heroische Einsatz von Didi der Reh-Retter-Bohlen:

Ich mache einen auf Mama-Reh und fummel den lieben Kleinen ein bisschen hinten am Stummelschwänzchen rum. Innerhalb von zehn Minuten macht es dann meist ein gepflegt-herhaftes »Pfffftbrrrt-brrrt!« auf den Rasen. Und Bambi guckt ganz selig und hat mich lieb.

Leider kommt an dieser Stelle immer der Förster. Der nimmt mein kleines Waisenkind mit. Und mir bleiben zu Erinnerung nur zweihundert Gramm Bambi-AA auf dem Rasen. Schnief!

Aber damit jetzt niemand denkt: Was ist denn mit Macho Bohlen los? Wird der etwa noch sentimental auf seine alten Tage? hier meine dunkle Vergangenheit in Sachen Tier:

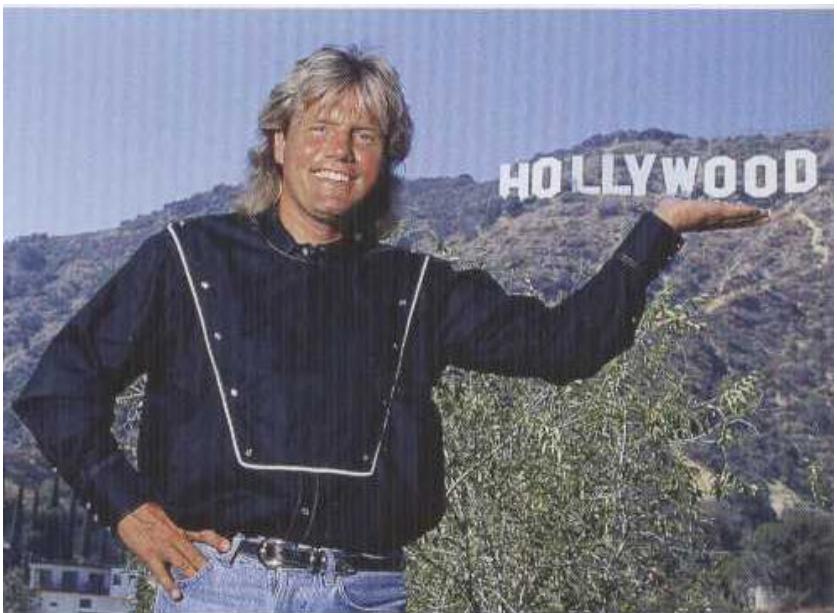
Vor acht Jahren war ich mit meinen Kiddies - damals neun, sechs und fünf Jahre alt - zum Entchen-Gucken am Duvenstedter Weiher. Die Enten waren ungefähr dreißig Meter

entfernt. Da drehten gemütlich und arglos drei Donald Ducks ihre Runden. Wie langweilig!

»Los, Papi, mach mal Action. Mach mal, dass die fliegen«, drängelten meine Zwerge.

In meinem Haus
in Quickborn, 1991





Hollywood, ich komme!



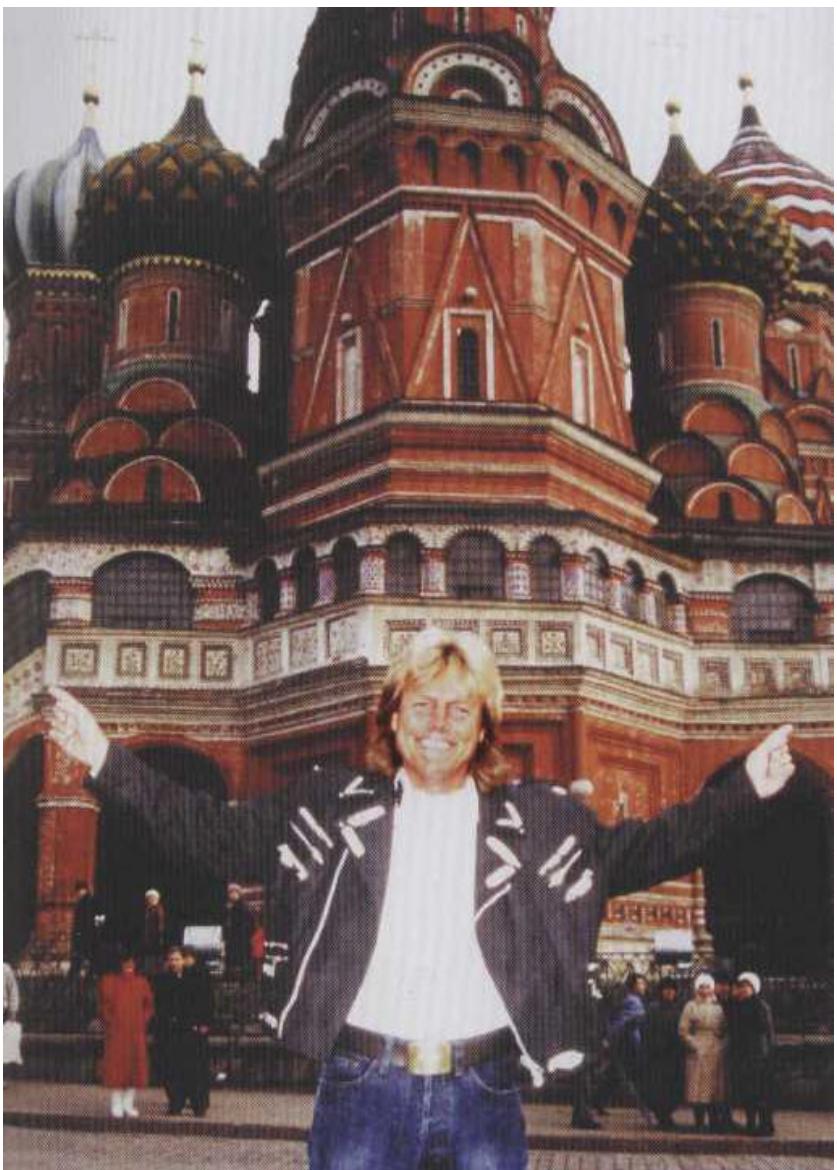
Mit meinem Freund Andy Selleneit



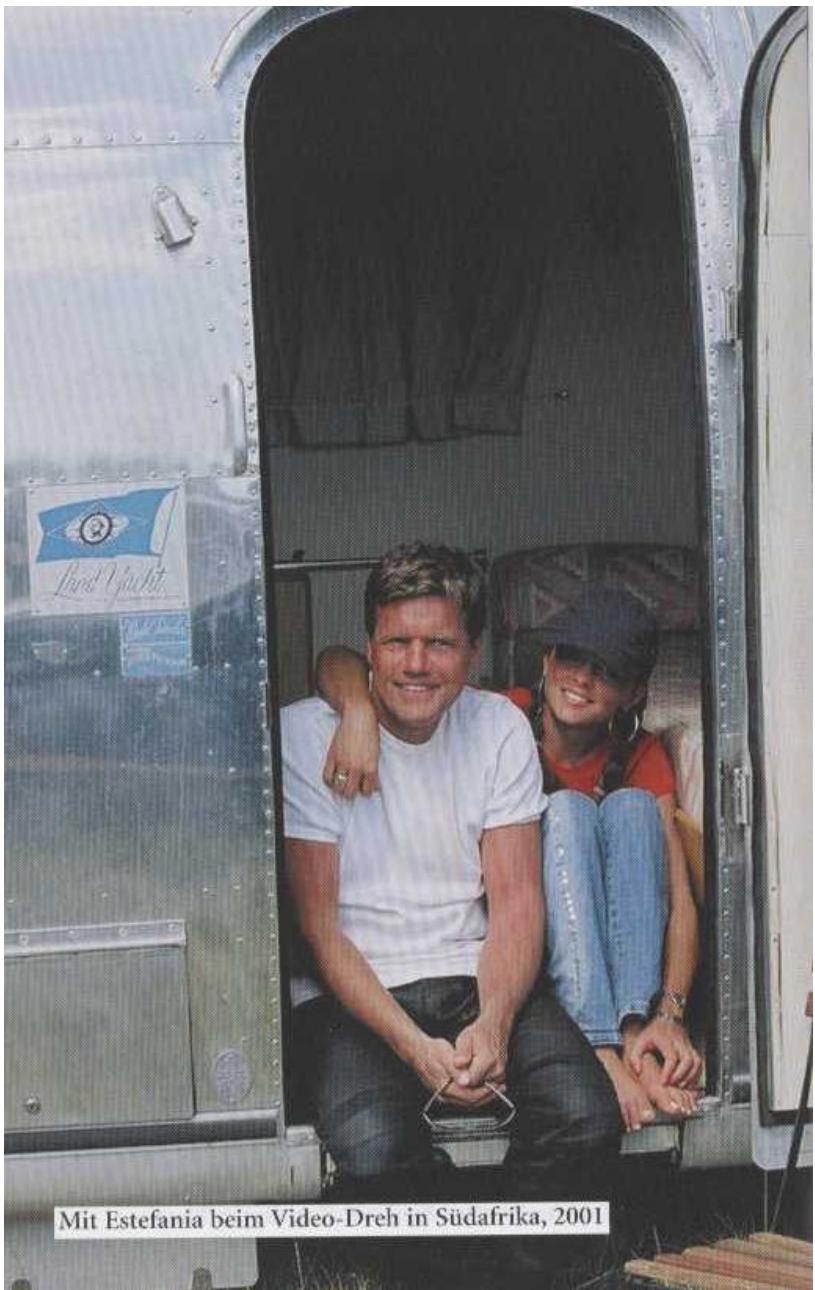
In Los Angeles, 1992



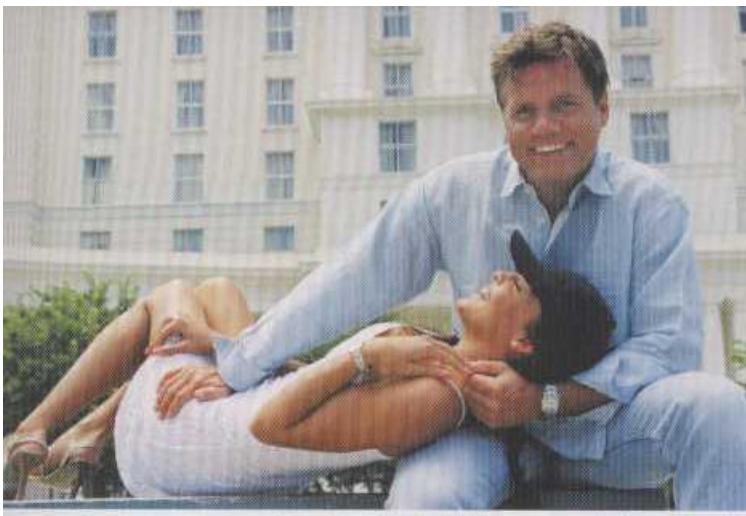
Auch mein Hund Rocky stand auf Nutella



Bei meinen russischen Fans auf dem Roten Platz



Mit Estefania beim Video-Dreh in Südafrika, 2001

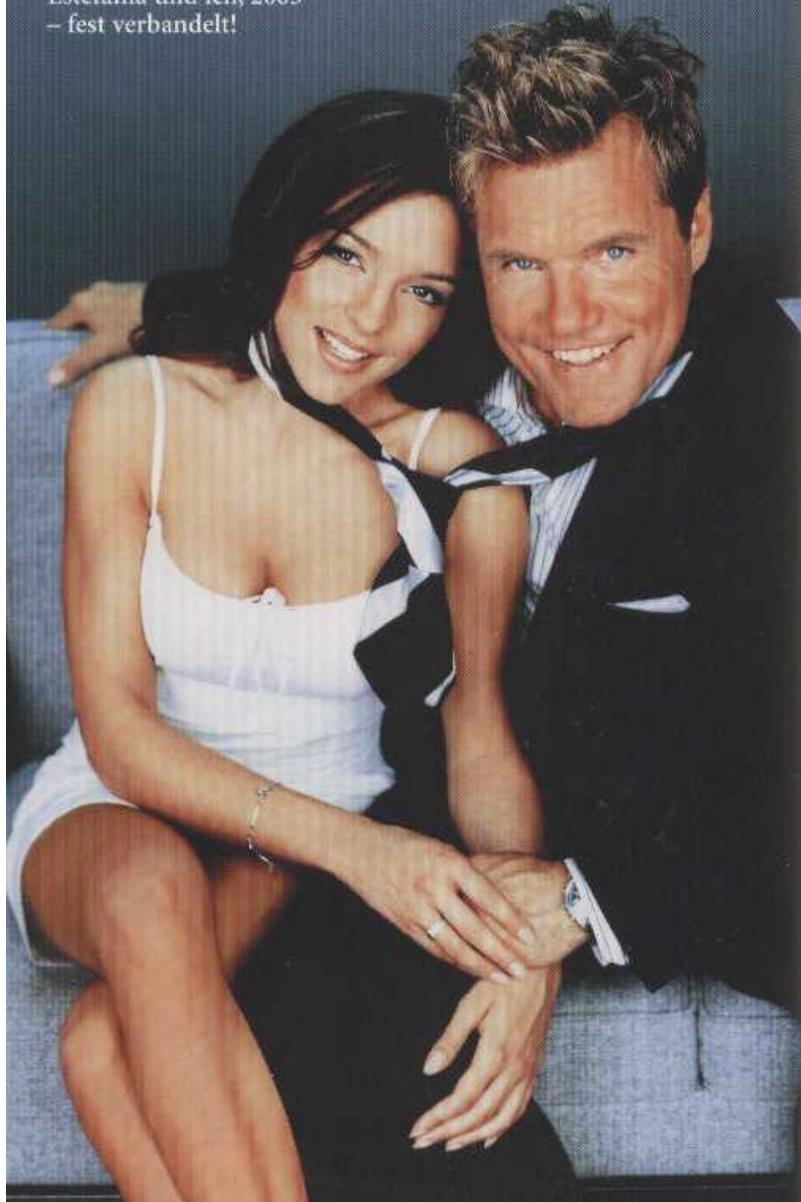


In Johannesburg, 2001



Bei Wolfgang Joop in Monte Carlo auf dem Zebrafell, 1998

Estefania und ich, 2003
– fest verbandelt!



Klaro, dachte ich mir. Why not? Schmeißte halt mal einen Stein rein. Sieht dich ja keiner. Die Viecher sind eh zu fett. Denen tut Bewegung gut.

Ich nahm einen Kiesel hoch und schleuderte ihn mit aller Kraft. Meine einzige Sorge war, ich könnte mich vor meinen Kindern blamieren: Die Quakmänner waren nämlich, wie gesagt, mindestens dreißig Meter entfernt.

Der Stein flutschte wie geschmiert über die Wasseroberfläche, und es machte kräftig plitschi-platschi.

Zwei der Enten flatterten empört und mit viel Gequake hoch. Nur Kumpel Nummer drei nicht: Der trieb plötzlich mit den Plattfüßen nach oben im Wasser. Ich hatte ihn wohl - doing! - an der Rübe getroffen. Was für eine phänomenale Weitwurfleistung! Ich wollte gerade ein bisschen stolz sein auf mich, da zupfte mich Marielin, meine Kleinste, von unten am Ärmel: »Du, Papa? Schläft das Entchen?«

Und ich ganz hektisch: »... öh! Ja, ja! So schlafen die!«

In der Sekunde kamen die beiden anderen Quakmänner zurück, landeten auf dem Teich und stupsten ihren Kollegen mit dem Schnabel an. Der blieb aber weiter auf Tauchstation.

Was so ein Bohlen-Kiddie ist, das zählt natürlich eins und eins zusammen und kriegt auch zwei raus: Plötzlich war Papi ein Entenmörder: »Du, das Entchen macht ja gar nicht Heia!!!«

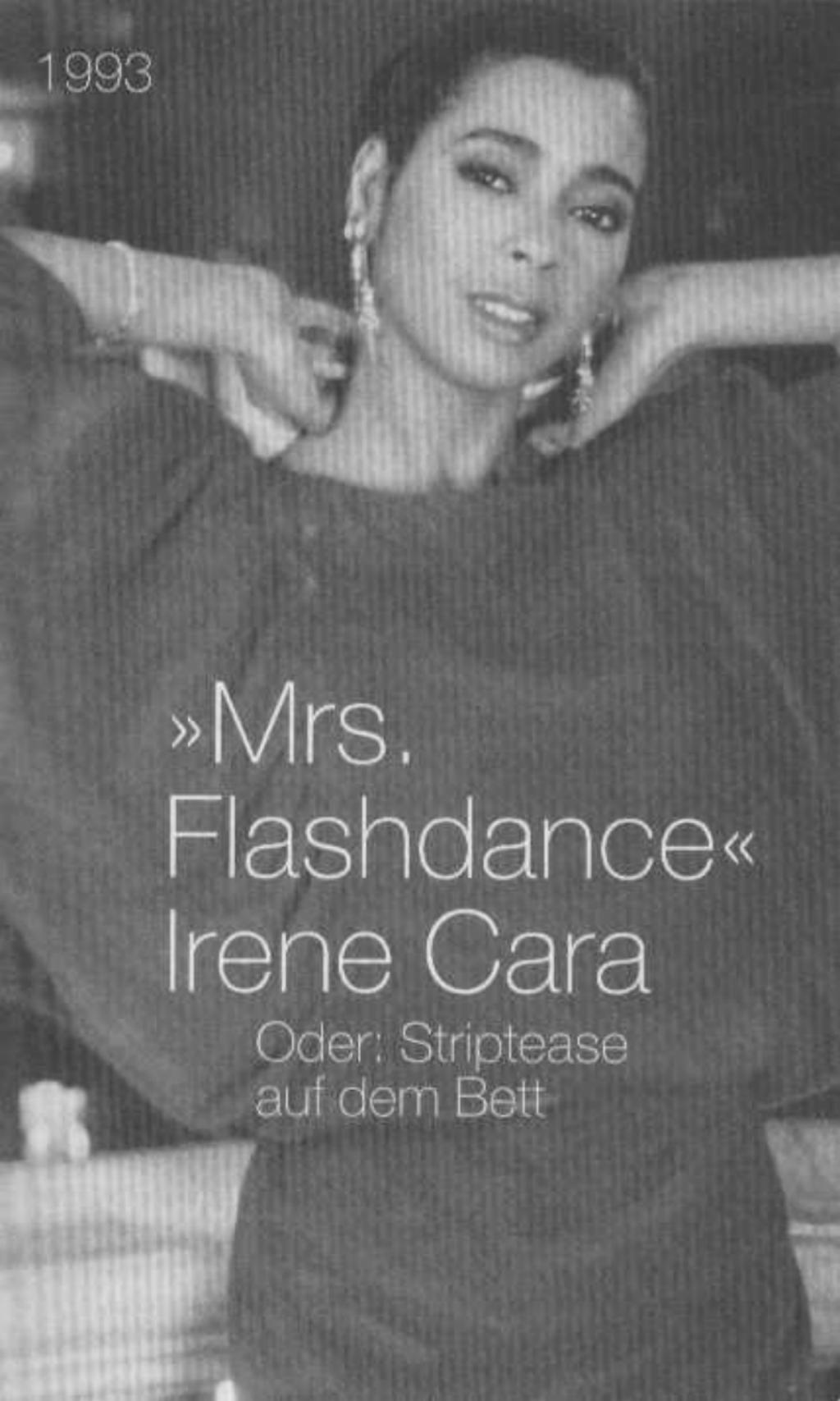
Ich beschloss, dass das ein absoluter pädagogischer Notfall war. Ich krallte mir meine Kinder und schlepppte sie zum nächsten Eisstand: Es gab so viele Kugeln, bis sie nicht mehr »papp« sagen konnten. Außerdem drückte ich für jeden eine Runde Taschengeld-Erhöhung ab. Schweigegeld gibt's eben nicht nur bei der Mafia.

Apropos Vögel! Zum Schluss sei noch erwähnt, dass ich das teuerste Fischreiher-Aufzuchtprogramm Norddeutschlands durchführe. Dazu fahre ich immer nach Hittfeld zu »Fisch-Matthies« und kaufe mir tolle Koi-Karpfen. Mal kosten die

zweihundert Euro das Stück, mal gönne ich mir auch einen für tausend. Die setze ich dann in meinen Gartenteich. Auftritt: der Fischreiher. Der denkt: Hey, lecker! Und bindet sich eine Serviette um. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden ist der Teich leer.

Am Anfang hatte ich ja noch den Verdacht, der verdammte Vogel bringt die Kois direkt zurück ins Geschäft, damit ich sie am nächsten Tag wieder kaufen kann. Doch dann begriff ich: Fisch apportierende Fischreiher gibt's nicht, und all das Reiher-Kecki rund um den Teich ist der Rest von meinen Kois.

Noch habe ich den Kampf nicht aufgegeben. Mal sehen, wer länger durchhält: Mein Portemonnaie oder der Magen vom Reiher. PetriHeil!



1993

»Mrs.
Flashdance«
Irene Cara
Oder: Striptease
auf dem Bett

Erinnern Sie sich noch an den 80er-Jahre-Kino-Welterfolg »Flashdance«, in dem Jennifer Beals eine tanzende Stahlarbeiterin mimte?

Irene Cara war die riesen Stimme im Hintergrund, die »What a feeling!« sang.

Davor? Zwei Chart-Erfolge. »Fame« und »Out here on my own«.

Danach? Nichts mehr. Das klassische Three-Hit-Wonder. Womit wir beim ewig gleichen traurigen Märchen vom schönen Show Sternchen wären, das eine Zeit lang in der Publicity-Sonne glänzt und funkelt. Und dann in einem Sumpf aus Beratern, Größenwahn, Gluckgluck und exzessivem Schnupfschnupf versinkt.

Ich gab dem subtilen Drängen unserer gemeinsamen Plattenfirma BMG nach: »Mach doch mal was mit der Mutti. So für die deutschen Charts...!« und verabredete mich mit Miss Cara zum kreativen Brainstorming in Los Angeles.

»... aber pass bloß auf.« war der zweite Teil der Botschaft, den man mir vorenthielt, bis ich schon fast im Flugzeug saß. »Die hat Geld-Probleme. Die hat dies Problem. Die hat das Problem. Die hat jedes Problem, das es gibt auf diesem Planeten. Aber du machst das schon.«

Ich dachte nur: Respekt! Respekt! Das mit dem Pleite-Sein musste man ihr erst mal nachmachen. »What a feeling!« war ja nicht nur in den USA eine Nummer eins gewesen, sondern einmal rund um den Globus. Zusammen mit »Fame« und »Out here on my own« hatte Irene locker im zweistelligen Millionen-Dollar-Bereich verdient. Mit ihrem großen Namen war sie anschließend noch fünf Jahre weiter tingeln gegangen: so von Show zu Show, in Las Vegas, in der ganzen Welt. Und wenn am Ende gar nix mehr lief, hatte man als abgehälfterter Star immer noch die Möglichkeit, zu Dieter Thomas Heck und seinem »Musik ist Trum pf« zu gehen. Also, um's kurz zu machen: Kein

Geld mehr zu haben war schon eine reife Leistung.

Die Oberzentrale der deutschen BMG hatte mit dem amerikanischen Management der Diva ein Date im »Spago« verabredet, einem schwer angesagten Gourmet-Tempel am Sunset Boulevard. Spezialität des Hauses: die Kaviar-Designer-Pizza mit geröstetem Tralala und gehacktem Pipapo für mal eben hundert Dollar. Dafür saß, wenn man Glück hatte, Arnold Schwarzenegger am Nachbartisch.

Für den Business-Talk hatte ich meinen alten Anwalts-Freund und Vertrags-Experten Götz »die alte Socke« Kiso an der Seite. Markenzeichen: weißer Vadder-Abraham-Bart und so was von vermittelnd und diplomatisch, dass man manchmal das Gefühl hatte: Der Kerl arbeitet für die Gegenseite. Nix und niemand, für den er nicht findig ein Schlupflöchlein oder Kompromisschen fand. Ein Meister auf dem Spezial-Gebiet: Rückwärts Zucker in den Hintern und vorne Zähne ziehen. Ein Jongleur der Extra-Klasse. Eben mein Anwalt.

Wir waren ein bisschen vor der Zeit im »Spago« und bekamen einen Tisch in der Mitte des Raums zugewiesen. Von hier aus durften wir dann den Einlauf von Frau Cara bestaunen: Bodyguard links, Manager rechts, Fahrer hintendran. Und mittendrin, als sich die Wolke aus Begleitern lichtete, eine Frau im Business-Kostüm, Cappuccino Haut, Figur klasse, Kopf toll. Holla, Dieter, dachte ich, die guckste dir aber mal genauer an! Dann erwischte ich ihren Blick - so was von vergnatzt, schlecht gelaunt und grimmig, dass der kleine Dieter einen Mörder-Schrecken kriegte und gleich wieder auf Tauchstation ging.

Fahrer und Bodyguard verabschiedeten sich, Irene und Manager nahmen uns gegenüber Platz.

»Hey, how nice to meet you!«, machte ich voll einen auf fröhlich und dynamisch und kriegte als Quittung ein Zähnefletschen. Kurz zuvor hatte ich einen Film über australische Schafscherer gesehen, die ihre Hammel mit den

Zähnen zu kastrieren pflegen. Ms. Cara schien mir dazu auch durchaus in der Lage. Eines konnte als gesichert gelten: Sie hatte offensichtlich null Bock drauf, dass ich ihr jetzt einen schönen neuen Welterfolg schreiben sollte.

Das gilt eigentlich für alle Weltstars, denen ich in meinem Leben bisher zu einem Comeback verhelfen habe, von Al Martino über Engelbert, von Chris Norman bis Hot Chocolate. Sie wollen alle nur das Beste von Deutschland, nämlich unser Geld. Leider ist die Einstellung weit verbreitet: Läuft's daheim in Amerika oder England nicht mehr so recht, dann gehe ich halt nach Good Old Germany und mach da noch mal richtig Money. Hier haben sie dann die gönnerhafte Haltung von Missionaren, die einen Besuch im Entwicklungsland machen.

»Nö«, meinte Irene denn auch, kaum dass ich ihr erklärt hatte, dass ich Komponist bin. »Ich will das lieber selber machen. Ich will selber schreiben. Ich will selber komponieren.« Wobei sie diese Haltung genau dahin gebracht hatte, wo sie jetzt war, nämlich in eine künstlerische Sackgasse, ins Abseits. Wo keiner mehr Interesse zeigte an ihren unverkäuflichen Eigen-Kompositionen, sie aber auch nicht gewillt war, sich weiterzuentwickeln.

Irgendwann nach dreißig Minuten zäher Konversation verschwand Irene mal für kleine Mädchen. Als sie wiederkam, saß da auf einmal ein anderer Mensch. Amüsant, aufgekratzt, super drauf. Mit einem Mal fluppte das auch mit dem Reden: große Pupillen, große Gespräche. Alles klasse.

»Where do you stay in Los Angeles?«, wollte sie ganz interessiert wissen.

»Äh, yes, äh...«, antwortete ich, »in the ›Beverly Hills Hotel‹ - da... there... you know?«

Sie war anschließend bestimmt noch zweimal auf dem Klo, und ihr Zustand besserte sich deutlich.

»Which room number?«, wollte Irene jetzt dezidiert wissen.

Ich erklärte ihr: »I have no room... I mean, I have a litte Haus hinter the pool...«

»Can I come with you?«, wollte sie wissen und beugte sich voll gedröhnt und sehn suchtsvoll über den Tisch. Puh! Ein ganz schönes Tempo, das die Lady da vorlegte. Aber ich nahm an, dass sie heute Abend wohl nichts Besseres vorhatte.

Nach vier mal Schickimicki-Pizza und reichlich Schlampanier kletterten wir alle ins Auto und fuhren ins »Beverly Hills Hotel«, um uns hier an die Bar zu setzen und weiterzusüffeln.

»Also, ich weiß nicht, ich weiß nicht«, flüsterte Götz mir unterwegs verspannt zu, obwohl er sonst aus Prinzip und überhaupt und immer pro und optimistisch ist. »Ich weiß nicht, ob wir mit der was auf die Beine gestellt kriegen. Also, ich bin mir wirklich nicht sicher...« Womit er in seiner Einschätzung nicht ganz falsch lag. Denn trotz Bombenlaune war Irene im Gespräch nicht bereit gewesen, im Falle einer Zusammenarbeit nach Deutschland zu kommen und ihren Song hierzulande zu promoten.

Aus dem gleichen Grund (der Reise-Unwilligkeit der Künstlerin) hatte BMG seinerzeit mein Projekt abgeschossen, mit Kim Garnes, der Sängerin von »Bette Davis' Eyes«, ein Comeback in Deutschland zu starten.

»Ja, eididaus! Warum kommt denn die liebe Frau Garnes nicht?«, wurde ich in der NDR-Talkshow auf das gefloppte Projekt angesprochen. Und ich? Um sie zu schützen und nicht zu verraten, dass sie ihren kostbaren Hintern einfach nicht nach Deutschland bewegen wollte, antwortete ich flapsig: »Och, Mensch! Die sieht doch viel zu alt aus!« Was mich natürlich unglaublich sympathisch und liebenswert machte und von null auf gleich alle Emanzen Deutschlands gegen mich aufbrachte. Im Nachhinein schwor ich mir: In Zukunft sagst du nichts als die Wahrheit, Dieter.

Kaum im »Beverly Hills Hotel« angekommen, gab's die alte

Standard- und Klassiknummer, die wahrscheinlich schon Clark Gable und Grace Kelly benutzt hatten.

Ich vorneweg: »Öh... ich geh mir dann mal die Hände waschen...!«

Und Irene hinterher: »Tja, also, dann entschuldigt mich auch mal für ein Momentchen...!«

Zurück blieben Irenes dusseliger Manager, der entweder nix schnallte oder eine ähnliche Situation schon achttausendmal erlebt hatte. Und der arme Götz Kiso mit einem panischen Blick, weil er wohl ahnte, was ihm bevorstand. (Noch heute kriege ich Drohungen, dass er mir diese anschließenden zwei Stunden Qual-Gelaber mit einem Idioten irgendwann in Rechnung stellen wird.)

Ich musste nicht lange warten - ich hatte es gerade noch geschafft, zum Hörer zu greifen, den Room-Service anzurufen und »Champagne for two, and ein bisschen quicky, wenn ich bitten darf.« zu bestellen -, da klopfte es auch schon von draußen an den Bungalow.

Ich öffnete die Tür und das ganze »Beverly Hills Hotel« strömte ins Zimmer: Der Duft von Aberhunderten von Lilien, die überall in Schalen und Vasen auf den Gängen und Wegen arrangiert waren. Ein warm-feuchtes Tropen-Aroma, unglaublich süß, unglaublich betörend, unglaublich erotisierend. Ich war wie betäubt, zumal Irene aufs »Hello!« verzichtete und mich gleich aufs Bett warf.

Nun bin ich ja einer, der permanent von seinem schlechten Gewissen getrieben wird. Wenn mir da jemand Fremdes, in diesem Falle die Plattenfirma, mein Hotel bezahlte und den Schampus, der auf dem Tisch stand, dann wollte ich erst mal Leistung bringen. Ich fühlte da eine tiefe moralische Verpflichtung in mir. Also schob ich Irene mit einem »Äh, wait! Wait!« von mir weg.

Ich warf meinen Kassettenrekorder an, der auf Reisen zur

Standard-Ausrüstung gehört wie meine Zahnbürste, und meinte: »Listen!« Und als sie immer noch kicherte und an mir rumfummelte: »Psst! You hear the refrain?«

Aber das interessierte sie alles gar nicht. Auch dass ich extra fünf Songs für sie geschrieben hatte, war ihr schnurz. Sie hatte so ganz offensichtlich was anderes im Sinn. Plötzlich, der Room-Service hatte gerade die Flasche und zwei Gläser abgeliefert, rannte sie zum Bett und feuerte die Kissen in hohem Bogen durchs Zimmer. Dann sprang sie auf die Matratze und hüpfte drauf rum wie auf einem Trampolin. Hoch - runter - hoch - runter. Dazu sang sie: »What a feeling!«

Klasse!, dachte ich. Und noch mal: Klasse! Klasse! Ich lass mich ja von nichts mehr erweichen als von einer guten Stimme. Da bin ich Fetischist. Egal, ob jemand einen Pickel auf der Nase hat. Aber wenn eine Etage tiefer aus dem Mund ein guter Sound kommt, bin ich hörig. Im wahrsten Sinne des Wortes. Und wie Irene da sang - live und außer Puste vom Toben -, klang das immer noch zu achtzig Prozent wie im Film. Hammermäßig! Ein fantastisches Volumen. Mensch!, gab ich die Hoffnung noch nicht ganz auf. Das müsste man doch hinkriegen mit der...

Aus heiterem Himmel begann Irene plötzlich zu strippen: Erst das Business-Kostümchen, dann das Hemdchen und so weiter. Bis da nix mehr war, was man werfen konnte, außer die Arme hoch. Und ich schob meine Überlegungen für die nächste halbe Stunde beiseite.

Im Nachhinein betrachtet: Eigentlich war Irenes Lockerheit nicht wirklich Lockerheit, sondern ein Zeichen von totalem Aufgelöstsein. Sie stand komplett neben sich. Im Prinzip hätte man sie nach Hause schicken müssen. Aber ich bin ein Mann, kein Psychiater.

Nach dem Kuscheln war plötzlich große Redestunde angesagt. Und zum zweiten Mal im Laufe von nur ein paar Stunden saß da eine vollkommen neue Irene vor mir. Die

Geschichten sprühten aus ihr raus wie aus einer geschüttelte Flasche Selters. Das alte Drama: Alle, weinte sie fast, hätten sie nur um ihr Money betrogen. Die scheiß Boys, von denen sie nur ausgenutzt worden war. Man habe sie verprügelt und vergeiß-was-t. Autos habe sie kaufen müssen und Uhren. Und jetzt seien sie alle weg, ihre Lover.

Da saß eine einsame, todunglückliche Frau vor mir, die einem Leid tun konnte. Auf der anderen Seite hatte ich genau diese Geschichte schon hunderttausend Mal von anderen Künstlern gehört. Immer sind alle anderen schuld, nur man selber nicht. Eine Aneinanderkettung von »gut gemeint und dumm gelaufen«. Halt die übliche Geschichte aller Gestrandeten. Eine Geschichte, die ich jedes Jahr aufs Neue mit irgendwelchen neuen Künstlern erleben muss. Und bei der man irgendwann zwangsläufig das Herz und die Ohren zumacht, weil man es nicht mehr erträgt. Und weil man sonst für immer aufhören müsste, Musik zu machen und Sänger zu produzieren.

Irgendwann morgens um vier stieg Irene wieder in ihre Klamotten und entschwand mit einem »Bye-bye!« Richtung Bar, wo sie ihren Manager wählte. Ich war zu müde und blieb gleich im Bett. Wie sagte meine Omi immer? »Nach harter Arbeit soll sich der Junge Schlaf gönnen.« Good Night, Germany.

Am nächsten Tag stand Irene - wie so oft in ihrer Karriere - an einer Kreuzung und müsste sich entscheiden, in welcher Richtung sie abbog. Aber da war wahrscheinlich nur wieder dieses Brummen in ihrem Schädel und die Erkenntnis, dass sie zu nichts Lust hatte. Von wegen: »Lasst mich alle in Ruhe und Rollläden runter!«

Ich glaube, manche Künstler müssen erst ganz tief fallen, bis sie sich am Riemen reißen und ernsthafte Versuche unternehmen, ihr Leben und ihren Beruf wieder in den Griff zu kriegen. Ansonsten ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis sie beim TV-Sender »Neun live« landen.

Ich hing noch den ganzen Tag etwas desorientiert mit einem rachsüchtigen Kiso - »Na warte, das zahl ich dir heim!« - am Pool rum und wartete darauf, über die Lautsprecher-Anlage ausgerufen zu werden: »Mr. Bohlen, please call Ms. Cara!«

Aber es kam kein Anruf. Nicht um zehn, nicht um elf. Auch nicht um zwölf oder um drei. Je länger ich da auf meiner Sonnenliege rumlag, desto frustrierter war ich, aber desto klarer sah ich auch: Es hatte einfach keinen Sinn mit dieser Frau.

Irene zu überreden, einen Song aufzunehmen, hätte bedeutet, vielleicht einen kleinen Hit mit ihr abzureißen. Aber da wäre nichts zum drauf Aufbauen gewesen. Nichts, auf das man sich hätte verlassen können. Das gleicht Leichenfledderei an einer Karriere, die tot ist. Und von Caras Seite war da kein Willing und kein Maching. Nur passives Rumhänging.

Etwas hilflos rief ich in Good Old Germany an. Einhelliger Tenor war: »Wenn du da so riesen Probleme auf uns zukommen siehst,

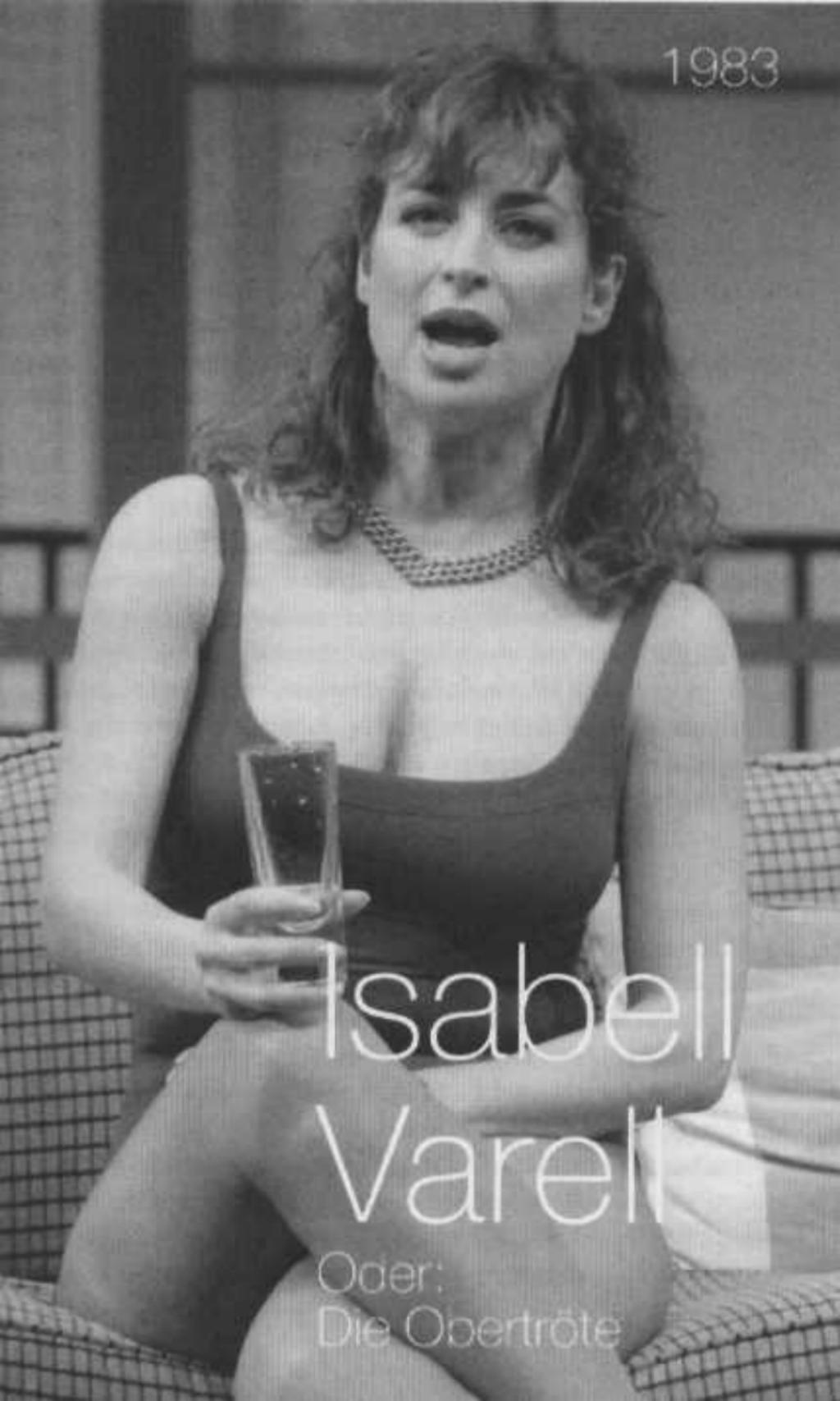
dann lassen wir lieber die Finger von der Cara.« Ich sah aus den Augenwinkeln Götz Kiso, der das Gespräch mithörte und jetzt fleißig mit dem Kopf nickte wie ein Wackel-Dackel.

Irene Cara und ich sahen uns nie wieder.

Es brauchte dann noch zehn weitere Jahre des Abstiegs und Verfalls, bis sie es sich antat, nach Deutschland zu kommen, gemeinsam mit DJ Bobo aufzutreten und wieder »What a feeling!« zu singen.

Keine Ahnung, welches Feeling sie dabei hatte.

1983

A black and white photograph of actress Isabell Varell. She is shown from the waist up, wearing a dark, ribbed, sleeveless top and a thick, dark necklace. Her hair is curly and voluminous. She is looking directly at the camera with a slight smile, her mouth slightly open. She is holding a clear glass filled with a dark liquid, likely wine, in her right hand. The background is a soft-focus indoor setting.

Isabell Varell

Oder:
Die Obertröte

Was ich immer besonders spannend finde - wenn es in der Bibel um die Liebe geht, heißt es immer so schön vornehm: »Adam erkannte Eva, Abraham erkannte Sara.«

In Anlehnung an diesen Bestseller möchte ich es so formulieren: Ich erkannte Isabell Varell unterm Tisch. Und das kam so:

1983 war Isabell in der Hamburger Hitparaden- und Schaubuden Szene ein echter Star. Nicht so sehr ihrer Platten wegen. Aber alle Programm-Chefs waren sich einig: Man hatte noch nie so große Dinger gesehen. Isabell war berühmt für ihre Giga-Tröten.

Außerdem war bekannt, dass sie einen heißen Draht zu allen wichtigen Leuten der Fernsehbranche hatte. Sie hatte zwar nie einen Hit, trat aber trotzdem immer in allen großen Sendungen auf. Womit ich ihr natürlich nicht Pamela Andersons Karriere-Rezept unterstellen will. Die sagt ja bekanntlich: »I showed my möpse to the right people and did knatter-knatter with them.«

Im Sommer desselben Jahres war ich Gast auf einer Bertelsmann Vertriebsparty in München. Ich war damals noch ein kleiner Musikus ohne Hits. Bloß ein oller Angestellter beim Intersong-Musikverlag in Hamburg. Und wer war auch da? Die berühmte Isabell.

Die legendären Hupen in ein krachend enges Oberteil gestopft, dass mir der Schweiß auf die Stirn trat. Ich dachte, ich müsse wahnsinnig werden. Ich robbte mich sofort an sie ran und begann wie wild draufloszubaggern: »Na du! Du siehst echt mega scharf aus!«

Ich hätte genausogut versuchen können, ihr Kochtöpfe anzudrehen. »Hey, was willst *du* denn? Hau ab!«, blaffte Isabell völlig desinteressiert und von oben herab und ließ mich einfach stehen.

Zwei Jahre später traf wir uns auf einer After-Show-Party wieder. Diesmal war ich der große Dieter Bohlen von Modern

Talking. Und siehe da!

»Hey, du bist doch dieser frische Typ von Modern Talking«, flirtete sie mich an. »Deine Songs sind einfach der Hammer! Wo nimmst du bloß diese Kraft, diese Inspiration her? Du musst ja eine irre Power haben!«

Nach ein bisschen Hin und Her und Geshaker griff sie sich meinen Arm und presste ihn an ihr großes Herz. »Bist du überall so kräftig gebaut?«, fragte sie und befummelte sachkundig meinen Bizeps. Dabei strahlte sie mich mit großen, leuchtenden Augen an, schürzte ihren Schmollmund und machte auf Klein-Schulmädchen.

Ich dachte: Uih-jui-jui, hier knutscht mich das Mondkalb! Und riskierte einen Blick in ihr Dekollete: Man konnte bis Honolulu gucken.

»An einigen Stellen bin ich noch viel kräftiger gebaut«, gab ich ihr artig Auskunft.

»Wooooo denn?«, flötete Isabell mit treuem Augenaufschlag.

So balzten wir Runde um Runde, während sie immer wieder andere Teile meines Körpers wie zufällig berührte. Nicht schlecht, Herr Specht. Das konnte sie richtig gut.

Gleichzeitig brachte Isabell das Kunststück fertig, so zu tun, als ob sie eigentlich ein bisschen schüchtern wäre und Angst vor mir hätte. Sie machte auf scheu und wisch Stück um Stück vor mir zurück. Ich immer wieder hinterher. Motto: Hasch mich, ich bin die Waldfee! So spielten wir fangen wie die Kinder. Wir bewegten uns rückwärts in Slalombewegungen durch den Raum, drängten uns teilweise zwischen den Leuten durch, die ein Schwätzchen hielten, bis Isabell plötzlich ganz zufällig mit ihrem Popo an eine Tür stieß.

Zehn Sekunden später standen wir beide allein in einem unbenutzten, halbdunklen Konferenzraum. Hier griff ich zu und wollte endlich meine Geschenke auspacken.

»Nein, Dieter! Nicht! Das geht doch nicht!«, wand sich Isabell in meinen Armen. So sehr sie vorher mit ihren weiblichen Reizen gespielt hatte, so spröde war sie auf einmal. »Das können wir hier doch nicht machen, Dieter! Wenn uns jemand sieht! Ich habe einen Ruf zu verlieren.«

Aber egal. Im Prinzip hatte sie Recht. Jederzeit konnte jemand reinkommen. Das fand ich eigentlich besonders prickelnd.

Mit einem Mal ließ sich Isabell auf alle viere fallen, hob die herunterhängende weiße Tischdecke hoch und krabbelte unter einen der herumstehenden Konferenztische. Ich sah gerade noch das kurze Röckchen und ihre Pfennigabsätze verschwinden. Nix wie hinterher. Es lebe die Höhlenforschung!

Isabell versuchte mir zu signalisieren, dass das alles für sie völlig neues, neuartiges Neu-Neuland war. Ständig hörte ich: »Huh!« und »Warte doch!« und »Nicht so schnell!« Und: »Sollten wir uns vielleicht nicht erst mal besser kennen lernen?«

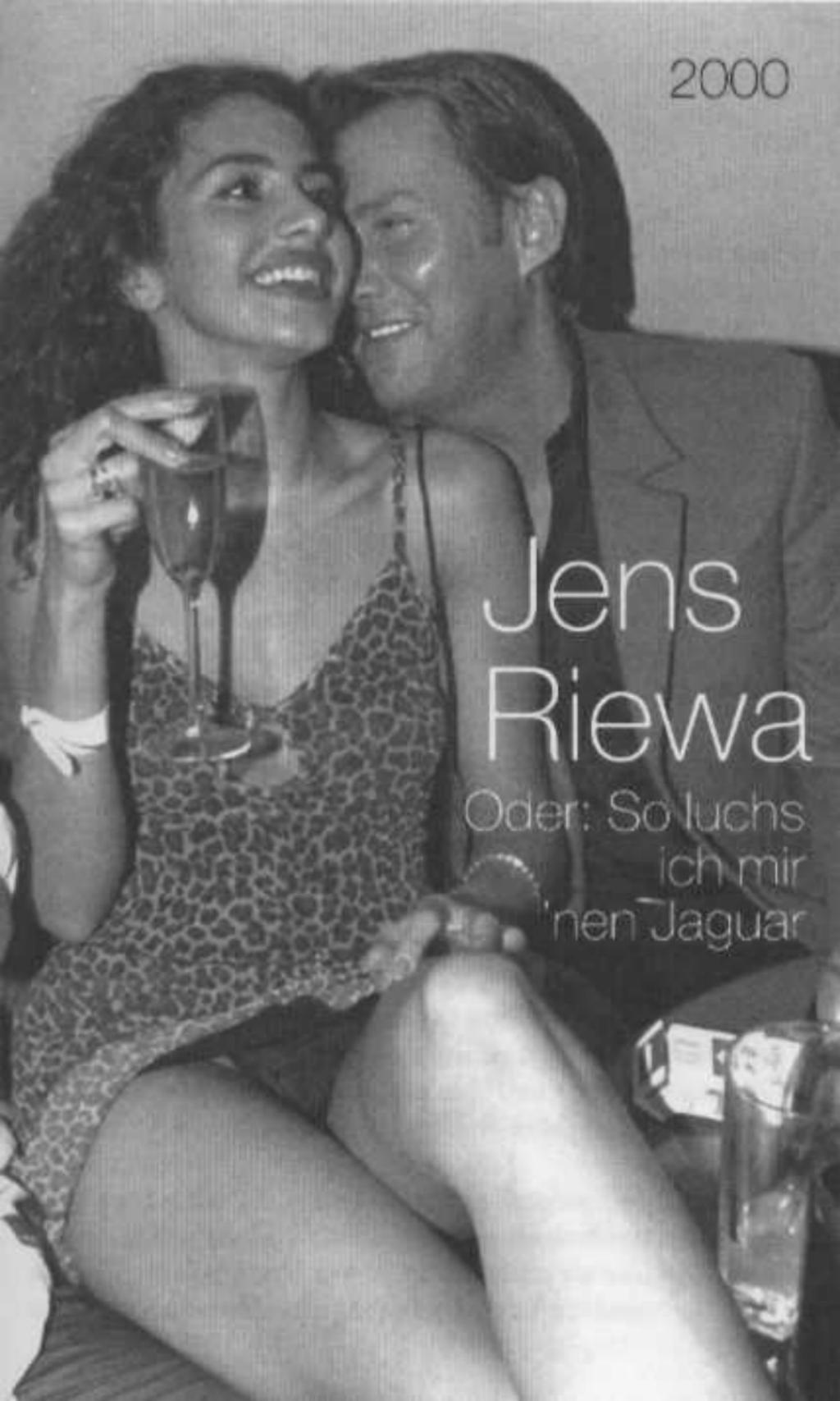
An dieser Stelle waren jetzt eigentlich noch zwei weitere schwofig-umtriebige Seiten geplant. Hat mir mein Anwalt aber verboten.

Okay! Egal! Schade auch! Vielleicht lag es ja an den Umständen? Immerhin war sie der Schwarm aller Männer der Musik-Branche. Vielleicht hatte sie ja tatsächlich Angst gehabt, dass jemand reinkam.

Wie ich später den Medien entnahm, »erkannten« sie nach mir unter anderem noch Hape Kerkeling (wann wurde der eigentlich genau schwul?) und Roy Black.

Bei Drafí Deutscher hat das mit dem Erkennen wohl nicht so geklappt. Den Fauxpas machte er anschließend aber wieder wett: Nach eineinhalb Jahren Ehe mutmaßte er einfach, sie sei lesbisch.

Übrigens: Isabell Varell gibt's noch. Jetzt dreht sie mit tiefem Dekollete Omis beim Sender »Neun Live« irgendwas an.

A black and white photograph of a man and a woman. The woman, on the left, has curly hair and is wearing a leopard-print dress. She is holding a glass of what appears to be whisky. The man, on the right, has short hair and is wearing a light-colored suit jacket over a patterned shirt. He is smoking a cigarette. They are both smiling and looking towards the camera.

2000

Jens Riewa

Oder: So luchs
ich mir
'nen Jaguar

Als ich Jens Riewa zum ersten Mal in der »Tagesschau« sah, fand ich ihn total affektiert, geleckt und blöde. Mensch, was für ein Lackel, dachte ich.

Dann sprach er mich auf einer von Michael Ammers Partys im »Wollenberg« an und ich dachte: Dieter, wie kann man sich doch irren in einem Menschen! Was für ein netter Typ! Was für super Manieren, wie aufmerksam! Rückt dir den Stuhl zurecht! Deine armen Eltern in Oldenburg würden vor Begeisterung kollabieren, wenn du dich wenigstens zweimal im Jahr so gut benehmen würdest. Kurzum: Man konnte sich Riewa und seinem Charme einfach nicht entziehen. Dabei hatte seine Art von Anfang an auch was Devotes an sich: »Dieter, geht's dir gut? Dieter, möchtest du was trinken? Dieter, bist du nächstes Wochenende auch wieder hier?«

Wir begannen uns locker freitags und samstags zu treffen. Er tauchte immer pünktlich kurz vor ein Uhr nachts auf. Wenn ich ihn so kommen sah, hatte ich immer den Verdacht, dass er vorher bestimmt fünf Stunden vorm Spiegel gestanden hatte, um sich szenemäßig aufzubrezeln. Mal kam er im fliederfarbenen Blouson, dann wieder trug er verrückte zerrissene Jeans und ein Uralt-T-Shirt. Keiner hätte in ihm den pausbäckigen »Tagesschau«-Biedermann erkannt. Er sah eher aus wie das älteste Mitglied der Backstreet-Boys. Bei alledem war er hundert Prozent geschmackssicher und sein Styling immer eine absolute Punktlandung. Und so ohne seinen »Tagesschau«-Schlips sah er auch gleich schon nicht mehr so pummelig aus.

»Mensch«, war ich voll neidisch, »wo kriegste eigentlich deine Klamotten her? Die find ich echt toll! Lass uns doch mal zusammen shoppen gehen.« Wurde aber leider irgendwie nie was, weil ich zu unserem ersten und letzten Shopping-Date zu spät kam.

Was mir am meisten an Jens auffiel: Er hatte Dauer-gute-Laune, welche aber durchaus noch steigerungsfähig war. Sobald er nämlich knackige blonde Jünglinge auf der Tanzfläche

erspähte, explodierte er förmlich und kriegte sein Gockelverhalten: Er streckte die Brust raus, plusterte sich auf, dass er gleich drei Zentimeter größer war, und machte besonders laut gock-gock-gock: Hey, guckt her, mir geht's mega gut! Ich bin bombig drauf. Wer mich kennt, hat 'ne gute Zeit! Dann fummelte er an seiner Kleidung rum, wie Vögel ihr Gefieder putzen, lud die Schönen zu uns in den VIP-Bereich ein und ließ großzügig eine Flasche Schampus nach der anderen springen (was ihm nicht wehtat, war im VIP-Bereich eh alles gesponsert.)

Jens war ein überaus angenehmer Partykumpel, denn er ging mir nie auf die Eier. Mal erzählte er: »Du, ich hab mir bei Professor Koch in Hamburg die Nase operieren lassen, ich tu viel für meinen Körper, ich geh auch regelmäßig zur Kosmetik.« Dann wieder hielt er im richtigen Moment die Klappe. Kurzum: Er war meine liebste Disco-Bekanntschaft.

Wir begannen regelmäßig zu telefonieren und hielten Kaffeekränzchen ab wie alte Omis. Dazu wackelten wir nachmittags ins »Cliff«, ein Ausflugscafe an der Außenalster, und bestellten zwei Milchkaffee. Dazu mampfte Jens immer Hausmacher-Apfelkuchen mit Schlag. Ich löffelte eine Portion Vanillequark. Abends gingen wir dann gemeinsam auf den Zwutsch.

Ich bin ja so ein bisschen der Rudi Völler der Musik. Wie bei ihm mit dem Toreschießen, so erklärt mir jeder, wie ich am besten Hits schreibe.

»Mensch, du«, fing Jens ganz harmlos an, »ich steh ja auch so auf Musik!«

In der Sekunde wummerte gerade der Deutsch-Rap »Bon Voyage« aus den Boxen und Jens gleich fachmännisch:

»Ja, ist das nicht der Hammer-Groove? ›Bon Voyage - ey beweg dein' Arsch!‹ Voll der geile Text!«, ereiferte sich Jens. »So was müsstest du auch mal machen, Dieter! Oder besser noch! Wir machen das zusammen. Ich kann bestimmt ganz tolle

deutsche Texte schreiben.«

»Aha, ja?«, meinte ich. Da war ich dann doch ein bisschen erstaunt. Rap-Produzent passte sogar nicht zu Jens' Job als »Tagesschau«-Sprecher. »Ich hab aber gar kein Interesse an deutschen Texten«, antworte ich ihm. »Was soll denn dabei rumkommen? So ›Miau-Miau! -jetzt kommt die Tagesschau‹?«

Im Gegensatz zu seiner sonst so zurückhaltenden Art ließ Jens diesmal nicht locker.

»Nein, glaub mir, Dieter! Was du machst, ist so toll! Ich verrate dir jetzt mal ein Geheimnis: Ich würd auch gern ins Musikgeschäft einsteigen! Könntest du nicht mal was mit mir produzieren? Ich hab da echt tausend Ideen!«

Ich dachte, ich hör schlecht. Irgendwie hatte ich den Eindruck, dass Jens Triple-S hatte: das Susan-Stahnke-Syndrom: Hey, Leute, ich bin zu Höherem geboren! Die »Tagesschau« schien mir für ihn nur ein Sprungbrett ins glitzernde Show- und Entertainment-Geschäft.

»Hast du dir das auch gut überlegt?«, versuchte ich's diplomatisch. »Deutschland ist ein schwieriges Terrain. Da ist man entweder ›Tagesschau«-Sprecher oder Musikproduzent. Aber so Doppelkarrieren - das finden die Leute immer total verdächtig.«

»Ey, Mann, habt ihr noch zu saufen?«, rettete mich in der Sekunde Michael Ammer, die alte Puffmutter, und Jens ließ das Thema dann Gott sei Dank fallen.

Jens und ich wurden immer mehr zur Party-Task-Force. So gemeinsam feiern und saufen schweißt ungemein zusammen. Ich betrachtete Jens immer mehr als meinen Freund, besonders ein Erlebnis im Sommer 2000 brachte uns noch dichter zusammen.

Ammer hatte zu einer seiner legendären »Sturmhauben«-Partys auf Sylt geladen. Auf dem Stundenplan: Speedboot-Fahren, Polo-Spielen und Schampus-Saufen. Die Gäste wurden

mit Charter Hubschraubern rangekarrt. Einer war voll mit Pistenhähnern wie Jenny Elvers, Ariane Sommer, Verena aus dem »Big Brother«-Haus und dem Teppichluder. In dem anderen saßen Jens Riewa, ich und mein Kumpel Helmut. Helmut ist Juwelier in Hamburg-Hittfeld, einssechzig groß, einsneunzig breit, dank täglichem Krafttraining ein einziges Muskelpaket. Ein bisschen sieht er aus wie Wastel, der quadratisch-praktische Comic-Supermann-Verschnitt. Ganz zufällig lernten wir uns in Tötensen vor meiner Haustür kennen, (nachdem er da tausend Mal völlig unzufällig vorbeigefahren war). Er genoss es, mein Walker zu sein und mit mir auf Partys zu gehen. Im Hubschrauber brauchte er immer eine ganze Bank für sich.

Kaum waren wir in Kämpen auf einem Acker gelandet, war auch schon Show-Time angesagt. Eine RTL-Kamera filmte mich, wie ich in das Hotel »Waltershof« ging, um meine Koffer aufs Zimmer zu bringen. Zugegeben - das allein ist noch keine Schlagzeile. Aber keine drei Meter hinter mir dackelte ein Partyhuhn in die Lobby. Woraus die Presse gleich die Geschichte strickte: Bohlen hat was mit der Tante. (Die Wahrheit war: Ich hatte sie mal vor drei Jahren heimlich in meinem Ferrari vernascht. Das war's. Drei Monate nach dieser Sylt-Party schlage ich übrigens die Zeitung auf- wer grinst mich an? Janina. Ihr neuer Künstler-Name: »Teppichluder«. Dazu eine erfundene Sex-Geschichte aus einem Perser-Teppich-Laden.)

Abends in der »Sturmhaube« wollte Janina unbedingt neben mir sitzen. Was ein Problem war: Da klebten nämlich schon wie Kaugummis Jens Riewa und Jenny Elvers. Insbesondere Jenny rückte nicht einen Zentimeter beiseite. Ich kriegte kaum noch Luft. Jenny ist nicht umsonst die Queen Mum der Luder und weiß, wo sie sitzen muss, um am meisten fotografiert zu werden. Andere tief dekolletierte Ladys stören da nur.

Janina konnte es nicht fassen und flippte beinahe aus: »Du

Schlampe, schieb deinen fetten Arsch beiseite!«, schrie sie Jenny an. Es hätte nicht viel gefehlt, und sie wäre handgreiflich geworden.

»Du siehst doch, hier ist kein Platz, Janina«, versuchte ich den Hühnerkampf zu schlichten, »lass die Jenny hier doch sitzen!« Was ich auf der anderen Seite auch bedauerte. Denn Janina war eine echt tolle Partymaus. Ich hab ja oft irgendwelche Spastiker an der Backe, die auf Koka sind und mich wie besessen mit irgendwelchem langweiligen Business-Müll voll texten. Mein gnadenloser Standardspruch ist dann immer: »Quatsch deinen Scheiß in eine Tüte, und stell die draußen ab!« Aber diese Leute stehen meist in Zweier- und Dreier-Reihen, mein Ohr ist noch nicht trocken von der Spucke des Letzten, steht da schon der Nächste. Dagegen war Janina eine Erholung. Denn sie hat eigentlich nur ein Thema: Sex. Wer's gerade mit wem machte, und wie ihr letztes Mal war. Ein wandelndes Who-is-who des Beischlafs. Höchst kurzweilig, höchst lehrreich.

Janina schwirrte ab, und ich ließ mich von Jenny becircen. Zwei Stunden später tauchte Janina wieder vor uns auf, ziemlich betrunken und fuchsteufelswild:

»Du alte Kuh hast meine Handtasche geklaut«, fauchte sie Jenny an.

»Ey, spinnst du?«, stritt Jenny alles ab. »Was interessiert mich deine bescheuerte Handtasche? Die ist sowieso hässlich!«

Jetzt mischte Jens sich ein und versuchte ganz lieb zu vermitteln: »Komm, lass mal, Janina! Das glaubst du doch nicht wirklich, dass die Jenny deine Handtasche klaut. Die saß doch die ganze Zeit hier.«

Ich halte mich bei solchen Streitereien ja meist zurück, aber ich hatte keine Lust auf den Zickenterror direkt vor meiner Nase. Deswegen gab ich jetzt auch noch meinen Senf dazu: »Ja, stimmt, Janina, da musst du woanders suchen gehen!«

Janina war total verzweifelt und zitterte am ganzen Körper. In

der Handtasche war all ihr Geld. Ihr Handy. Ihr Make-up. Ein Dutzend Kondome. Das, was sie halt für einen Abend so brauchte.

Janina war nicht mehr zu halten. Sie stürzte sich wütend auf Jenny: »Du bist eine blöde F...!«, tobte sie, versuchte ihre Rivalin am Arm vom Sofa hochzuzerren und ihr eine zu knallen.

Die Wahrheit erfuhren Jens und ich erst später. Jenny, die falsche Natter, hatte Janinas Handtasche tatsächlich von einem Komplizen zocken lassen. Sie wollte ihre Konkurrentin so lange schikanieren, bis die was Unüberlegtes tat.

Jennys Rechnung ging voll auf. Ammer hatte den Streit nur am Rande mitgekriegt. Jetzt krallte er sich das Teppichluder und setzte die vermeintliche Störenfriedin kurzerhand an die frische Luft: »Raus hier! Verschwinde.« Janina stand wie ein Häufchen Elend in den Dünen und heulte.

Wie sich rausstellte, hatte sie gar kein Zimmer im »Waltershof«, sondern war nur zum Schein mit den anderen an die Rezeption getapert. Mit Blondöse, der Frau eines Promiwirts, fuhr sie dann heulend und verzweifelt mit dem Mitternachtszug nach Hamburg zurück.

Die Party in der »Sturmhaube« ging dann noch bis in die frühen Morgenstunden. Bilanz: zweihundert leere Flaschen Schampus und hundertfünfzig Buddeln Wodka, an denen Jens, Helmut und ich fleißig mitgearbeitet hatten.

Um sieben Uhr in der Früh torkelten wir komplett breit ins Hotel und hauten uns noch drei Stunden aufs Ohr.

Für elf Uhr war Abflug nach Hamburg geplant. Der Helikopter wartete schon auf dem Acker. Wir hatten alle dicke Brummschädel, trugen dunkle Sonnenbrillen und konnten uns kaum grade halten.

»Moin, moin!«, begrüßte uns der Pilot lässig mit Drei-Tage-Bart und weit aufgeknöpftem Hemd. Er hatte ebenfalls eine dunkle Sonnenbrille auf der Nase. Dann ging er zum Cockpit.

»Guck mal, komisch! Läuft der nicht ein bisschen krumm« meinte ich zu Helmut. Irgendwie kam mir das spanisch vor. Brummschädel hin oder her. »Warum wackelt der denn so?«

»Is' wohl 'ne alte Vietnam-Verletzung!«, witzelte Helmut. Dann stöhnte er: »Komm, lass gut sein! Ist doch egal! Vielleicht hat er auch dicke Eier! Ich will jetzt nach Hause! Lass uns endlich einsteigen.«

Wir krabbelten total verpennt in die Maschine und hofften, dass es jetzt möglichst bald losging. Während der Pilot das Gepäck verstauten, nervte mich die ganze Zeit das unablässige Blinken eines roten Lämpchens im Cockpit. Ich hatte sowieso schon Kopfschmerzen.

»Sag mal«, meinte ich zu dem Piloten, als er einstieß, »ist das eigentlich okay da mit der Lampe? Warum blinkt die? Ist das normal? Muss das so sein?«

»Ja, ja, alles normal!«, kriegte ich zur Antwort.

»Aber mich nervt das total! Kannste das nicht ausstellen?«

»Nee, nee«, meinte der Kerl und setzte seine Kopfhörer auf, »das geht schon von selbst aus!«

Ging es aber nicht. Der Motor fing an zu surren, die Rotorblätter machten »flatsch! flatsch!«, und der Heli hob ab. Zweihundert Meter. Dreiundhundert Meter. Vierhundert Meter. Ich dachte noch, gleich muss ich kotzen, da machte es auch schon ganz laut »rums!«.

Ein irrsinniger Wind schlug mir unvermittelt ins Gesicht, und es herrschte plötzlich ein Höllenkrach. Ich begriff erst gar nicht, was los war. Eben noch saß Jens genau neben mir. Jetzt hing er halb aus der Helikopter-Tür, das Gesicht total verzerrt, die Augen weit aufgerissen, schlug wild mit den Armen um sich und schrie irgendwas.

In der Sekunde checkte ich erst: Die Helikopter-Tür war offensichtlich nicht richtig verschlossen gewesen. Jetzt war sie

aufgerissen und nach hinten geknallt. Jens hing zwischen Himmel und Erde, nur ein dünner Anschnallgurt verhinderte, dass ihn der Sog aus dem Hubschrauber schleuderte.

Der Pilot warf einen entsetzten Blick über die Schulter und ließ den Helikopter ruckartig absinken. Ich war vor Schock wie gelähmt. Zum Glück reagierte Helmut viel schneller als ich. Er kriegte Jens am Hosenbund zu fassen und zog ihn wieder auf seinen Sitz. Zwei Minuten später landeten wir wenige Meter entfernt vom Meer auf einer Sylter Kuhkoppel.

Jens war fix und fertig, dicke Schweißperlen auf der Stirn, das Haar völlig nass, das Hemd durchgeschwitzt, kalkweiß im Gesicht. Helmut musste ihn beim Rausklettern aus dem Helikopter stützen und führte ihn vorsichtig unter den sirrenden Rotorblättern hindurch. Jens zitterten so sehr die Knie, dass er sich in sicherem Abstand sofort der Länge nach ins Gras legte.

Helmut und ich setzten uns dazu.

In der Sekunde kam auch schon der Pilot um die Ecke der Maschine, die Sonnenbrille ins Haar geschoben. Das erste Mal konnte ich seine Augen sehen: total glasig und gerötet. »Na ja!«, meinte er zu uns. »So was kann ja mal passieren! Ich reparier jetzt schnell die Tür! Dauert nicht lange! Dann können wir weiterfliegen.«

Jens stöhnte nur laut, und Helmut und ich antworteten sofort und ohne Zögern: »Nee, danke! Wir warten lieber auf eine Ersatzmaschine!« Auf so einen Penner, der unser Leben in Gefahr brachte, weil er rote Warnlichter in Cockpits nicht ernst nahm, konnten wir dankend verzichten.

Und was machte der Typ?

Der krabbelte wortlos ins Cockpit zurück, startete die Maschine und hob ohne uns ab. Dann flog er aufs Meer hinaus. Nach dreihundert Metern legte er sich plötzlich schräg, flog noch mal zurück, kam bis ganz dicht über den Boden, riss die Cockpit-Tür auf und schubste unsere Koffer raus.

»Der Typ hat sie ja nicht alle!«, schrie ich. »Ein Irrer. Der ist doch besoffen!«

Als ich mich einigermaßen beruhigt hatte - ich wollte ja schließlich nicht den Tag auf dieser Kuhkoppel verbringen -, rief ich per Handy auf dem Sylter Flughafen Westerland an.

»Ey, unser Pilot ist völlig durchgedreht. Wir wären beinahe abgestürzt. Jetzt hat er uns hier auf einer bescheuerten Kuhweide sitzen lassen und fliegt wahrscheinlich zu euch zurück. Krallt euch den Kerl, und schickt uns einen anderen Helikopter!«

»Nee, nee!«, kam als Antwort vom Tower. »Hier ist kein Helikopter angekündigt. Der ist auf dem Weg nach Hamburg!« Ich hätte kotzen können.

»Tut mir bloß einen Gefallen«, gab ich keine Ruhe. »Ruft sofort die in Hamburg an! Ich schwör euch! Der Typ ist total durchgeknallt und besoffen! Wenn der da landet, sollen die sofort 'ne Alkoholprobe machen!«

Leider kam der Kerl nie in Hamburg an. Er landete irgendwo völlig illegal zwischen Niebüll und Fuhlsbüttel. Hier verdrückte er sich in die Büsche, natürlich ohne vorher ins Röhrchen gepustet zu haben.

Dafür hatten wir plötzlich ein ganz anderes Problem. Wir waren nämlich nicht auf einer Kuh-, sondern auf einer Stierweide gelandet. Während ich noch telefonierte, machte es plötzlich: »Da-dumm! Da-dumm! Da-dumm!«

Ein paar angriffslustige Bullen kamen angedonnert, riesen Apparate von Hörnern auf dem Kopf. Jens richtete seinen Oberkörper auf, meinte nur: »Was ist das denn?«, dann war er auch schon wie der Blitz unterm Stacheldrahtzaun durchgehechttet. Helmut und ich wie die Blöden hinterher.

Jetzt war ich so wütend, dass ich erst mal jemanden zusammenschießen musste. Ich rief Ammer auf dem Handy an, um ihn zur Schnecke zu machen: »Was hast du da eigentlich für

einen Klapskalli von Piloten geschickt? Sorg dafür, dass wir hier wegkommen!«, schrie ich in die Leitung. Danach ging's mir besser.

Was ich nicht bedacht hatte: Natürlich erkannte Party-Ammer die Gunst der Stunde, für sich PR zu machen.

Als eine Stunde später der neue Helikopter kam, war er nicht leer. Mit an Bord: ein Kamerateam von RTL und ein Reporter der BILD Zeitung. So vergingen bis zu unserer »Rettung« weitere zwei Stunden. Wir mussten erst mal Interviews geben.

*Bohlen und Riewa
- Todesangst im Hubi!*

lautete am nächsten Morgen die gefühlige Schlagzeile in der Zeitung.

So ein Erlebnis schweißt natürlich extrem zusammen. Und wenn Jens' und meine Freundschaft vorher schon eng war, dann war sie jetzt supereng. Dachte ich zumindest. Ich lieh ihm sogar meinen Augenstern, mein mega cooles gesponsertes Jaguar-Cabrio in Panther-Black. In dem promenierte Jens durch Hamburg, seine gerade aktuelle Vorzeige-Freundin immer schön sichtbar und dekorativ auf dem Beifahrersitz platziert. Jens und Frauen, das war sowieso so ein spezielles Thema: Ich hatte ihn nämlich noch nie mit einer knutschen gesehen.

Reiche ich Leuten den kleinen Finger, wollen sie häufig den ganzen Dieter. Auf einmal meinte Jens das Recht zu haben, massiv in mein Privatleben reinquasseln zu dürfen. Ich erkannte ihn nicht wieder: Wo war der zurückhaltende, diskrete Kumpel geblieben?

Hinter meinem Rücken rief er Naddel an, machte auf gut Freund und erzählte ihr - »Plauder-plauder! Tratsch-tratsch! Ach übrigens! Ra-ra!« Lauter Geschichtchen über mich. »Ja, der Dieter, der hat die kennen gelernt! Ja, und der Dieter, der kennt ja auch die sehr gut! Kennst du die auch?« Kein Wunder, dass Naddel vor Eifersucht an die Decke ging.

Eigentlich ist das ja so die klassische Strippenzieher-Masche: Überall kleine Feuerchen legen und intrigieren und dann gucken, was abgeht.

Sprach ich Jens drauf an, sagte er immer nur: »Nee, nee, nee! Wirklich nicht! Und echt! Und nein! Und ach Gott, Dieter, das würde ich doch nie tun! Wie kannst du das nur von mir denken? Das denkt die sich alles doch nur aus.«

Ich regte mich zwar auf und war irritiert, hielt ihn aber immer noch für meinen Freund. Ich dachte einfach: Der kann seinen Mund einfach nicht halten. Ich wusste ja noch nicht, woher der Wind wehte.

Es gibt einen Mann in Hamburg, dessen Foto ich mir gern in die Mitte vom Dart-Board pinne: Reza Homam. Bekennender Schwuler und Visagist, der unter anderem schon mit Ex-»Tagesschau«-Sprecherin Dagmar Berghoff und RTL-Moderatorin Birgit Schrowange im Rechtsstreit lag.

»Du, glaub mir«, hatte mir Jens mit eifrigem Kopfnicken versichert, »den find ich auch völlig daneben, den Typ!«

Wie es dann immer so ist im Leben: Per Zufall hörte ich um ein paar Ecken rum, dass Jens und Reza die weltallerbesten Freunde sind. Es war die klassische Verräter-Nummer: Jens erzählte Reza irgendwelchen Käse über mich. Und mir irgendwelchen Käse über ihn. Mit im Spiel war auch noch Naddel. Die kriegte eine Extra-Portion Stinkekäse über mich von beiden. Der Strippenzieher im Hintergrund, wie eine pummelige Spinne im Netz: »Mister Tagesschau« Jens Riewa, dessen Zunge nicht nur gespalten, sondern wahrscheinlich schon von Geburt an ausgefranst ist.

Mit einem Mal war den ganzen Tag nur noch Theater. Naddel kam vom »SOS Baracuda«-Dreh auf Mallorca zurück und war total verstört: »Wo gehst du hin? Gehst du wirklich hin, wo du sagst, dass du hingehst?«, löcherte sie mich.

Es war schrecklich, ich konnte überhaupt nicht mehr in Ruhe

meinen kleinen Rendezvous nachgehen.

Ein paar Tage später kriegte ich das nächste eklige Überraschungspaket, wo als Absender »Jens Riewa« draufstand.

Ich sollte als Stargast auf einer Jaguar-Präsentation mit fünfhundert Gästen in der Hamburger Fischauktionshalle auftreten und mein schwarzes Jaguar-Cabrio vorführen.

Meine Mission: Mit Karacho und quietschenden Reifen durch ein Papier-Tor à la James Bond in die Halle zu brausen. Dann Aussteigen, Winken, Interview. Und Tschüssikowski. So weit, so gut.

Jens war zufällig als Moderator vorgesehen.

Ich kletterte ins Auto und wartete auf das verabredete Start-Zeichen. Ein Jaguar-Mitarbeiters zählte mit den Fingern: »... vier... drei... zwei... eins! - und lllos!« Ich trat willig aufs Gaspedal. Die Stoßstange durchstieß mit einem Knall das Papier, und ich sah plötzlich irgendeinen ahnungslosen Partygast direkt vor meiner Kühlerhaube stehen. Irgendwer von der Regie hatte gepennt und nicht kontrolliert, dass der Weg auch wirklich frei war. Um Haarsbreite rauschte ich an diesem Menschen vorbei.

Ich hatte überhaupt keine Zeit, mich von dem Schreck zu erholen. Kaum hatte ich den Wagen auf der Bühne gebremst, riss Jens auch schon die Fahrertür auf, hielt mir das Mikro unter die Nase und jubilierte. »Meine Daaaamen, meine Heerren! - Unser Staaaaargaaaast! - Diiiiieter Booooohlen...!«

Ich war völlig perplex. Das konnte Jens auch an meinem Gesicht sehen, er kennt mich ja. Dennoch machte er froh und munter weiter: »Na, Dieter, wie fährst sich denn so ein Jaguar?«, wollte er wissen. Mir blieb die Sprache weg. Auf so eine blöde Frage viel mir jetzt wirklich keine Antwort ein.

Jens versuchte die Situation zu retten und machte reflexartig einen auf lustig: »Ah, der Dieter! Noch ganz sprachlos von der Wahnsinnsfahrt!« Er war halt Routinier und gab sich Mühe, das

Ganze wie einen riesen Joke aussehen zu lassen.

Die Quittung dafür, dass ich nicht den strahlenden Ehrengast gegeben hatte, folgte auf den Fuß. Keine vierundzwanzig Stunden später klingelte bei mir das Telefon. Am anderen Ende der Leitung: der Vertriebsmensch von Jaguar.

»Tja, Herr Bohlen. Es tut mir wirklich sehr Leid! Es hat sich gerade rausgestellt, dass wir den Wagen ganz dringend zurückbrauchen. Wir haben da nämlich ein ganz wichtiges neues Projekt am Start. Es eilt wirklich sehr. Kann ich Ihnen in - sagen wir - zwei Stunden einen Mitarbeiter vorbeischicken?«

»Okay, wenn Sie meinen«, antwortete ich wütend. Natürlich roch ich Lunte. Ich bin ja nicht doof. War ja nicht schwer zu merken, dass man gerade versuchte, mich für blöd zu verkaufen. »Find ich zwar schade. Aber wissen Sie, was? Ich hab eh genug Autos! Wenn ihr den unbedingt braucht. Nur zu! Holt ihn euch.«

Diese Aktion der Jaguar-Firma hätte ich ja noch verstanden. Aber was dann kam, schlug dem Fass den Boden aus. Zwei Tage später las ich nämlich in der Zeitung, dass jetzt Jens den Wagen fuhr. Freunde und Nicht-Freunde berichteten mir mit Wonne, dass Herr Riewa die Gunst der Stunde genutzt hatte, um sich bei der Frau vom Jaguar-Chef einzuschleimen. Das Ende vom Lied: Bohlen raus, Riewa rein.

Ich rief noch in derselben Sekunde Jens an und machte mit dieser Natter Schluss: »Pass auf!«, schrie ich. »Du bist ein ganz linker Typ! Ich will nie mehr was mit dir zu tun haben!«

»Ja, aber! Mensch, Dieter! Nun lass mich doch erklären!«, winselte es aus dem Hörer.

»Nee, heb mich hinten rum!« Dann legte ich auf.

Zwei Tage später kam noch ein ellenlanger Entschuldigungsbrief hinterher. Aber für mich war endgültig Schluss mit lustig. Riewa hatte ab sofort lebenslanges Hausverbot in Tötensen. Ansonsten: Enthauptung durch selbstauslösendes Fallbeil über der Eingangstür.



1992

Jenny Elvers

Oder: Die Queen Mum
der Luder

Jenny Elvers ist eine Frau, die könnte man mir nackt auf den Bauch binden. Egal, ob als dralle Rubens-Ausgabe mit Panorama Hintern. Oder in der Speck-frei-Variante mit Biafra-Charme. Das soll nicht heißen, dass ich nicht auf blond stehe. Ich hatte auch schon hellhaarige Freundinnen. (Obwohl natürlich der Schwerpunkt meines sexuellen Schaffens im brünetten Bereich liegt.)

Jenny ist mir einfach zu wenig weich und Frau. Sie hat nicht dieses Puschelige, das ich brauche, um auf Touren zu kommen. Nichts Süßes, nichts Niedliches. Nichts, was mein Herz ankicksen und berühren würde. Sie ist mir einfach zu glatt, zu vorhersehbar. Sie gibt mir nicht das Gefühl, ein Mann zu sein. Eher eine prominente gefüllte Brieftasche. Das ist das, worauf sie reflektiert und anspringt. Und dass ihre Frisur und ihr Lippenstift sitzen, das liegt ihr auch noch am Herzen.

Dabei kann man sich auf Veranstaltungen ganz wunderbar mit Jenny unterhalten. Wie ich weiß, geht es nicht nur mir so. Und das ist ihr Erfolgsgeheimnis: Sie beherrscht den perfekten Party-Talk. Eigentlich müsste sie eine Party-Girl-Schule aufmachen:

Sie redet nicht über Dinge, die Männer nerven oder langweilen. Sie unterhält immer mit dem neuesten Klatsch. Da steckt nicht nur Talent, sondern auch jahrelanges Training dahinter: Seit ihrem sechzehnten Lebensjahr nämlich rennt Jenny permanent in Discos. Und so weiß sie einfach sehr genau, worauf es bei Veranstaltungen und auf Partys ankommt, um einen Treffer zu landen: unkompliziert sexy plaudern.

Schampus, Wodka, Bier - überall ist sie geländegängig mit dabei. Jennys Kunst: Sie trinkt, ohne zu saufen. Diszipliniert bis einskommazwei Promille. Dann ist ihr Party-Luder-Abfüll-Level erreicht. Darüber geht sie nicht. So kann sie immer noch super tanzen, ist locker drauf, redet aber keinen Unsinn. Und der größte Vorteil des Ganzen: Sie darf ganz offiziell kein Auto mehr fahren. Ja! Jemand muss sie nach Hause bringen. Aus so einer Vorlage kann ein Mädchen wie Jenny ganz viel machen.

Das erste Mal traf ich Heidschnucken-Blondie aus Amelinghausen im »Traxx« in Hamburg. Da war sie zwanzig und somit schon vier Jahre aktiv im Party-Business zugange.

Sie stand dort ansprechbereit, wie sich das für ein ordentliches Party-Luder gehört: Mini-Röckchen, Mini-Bolero-Jäckchen, hochgeschnallte XXXL-Möpse. Die Dinger wurden nur von einem einzigen armen, kleinen Knopf am Oberteil im Zaum gehalten.

»Wenn das Teil jetzt abspringt, dann ist aber richtig was los«, diagnostizierte ich mit Kennerblick.

Jenny genoss ganz offensichtlich, dass ich ihr auf den Ausschnitt glotzte. Wir shakerten, wir alberten rum. Wir hatten einen super amüsanten Abend. Und am Ende passierte genau: nichts.

So lief es diesmal und auch die nächsten dreitausend Mal, die wir uns zufällig auf der Piste trafen.

Doch was für mich nur einen kurzweiligen Party-Small-Talk darstellt, ist für Jenny alles andere als ein Hobby. Für sie sind Partyplaudereien überlebenswichtig.

Ihre Miete und das Haushaltsgeld verdiente sie nämlich nicht als angestellte Sekretärin oder Friseurin, sondern als freiberufliches Luder. Wenn man seinen Hintern fleißig bewegt, nicht zu stolz ist und auch nicht zu wählerisch, ein lukratives Geschäft.

Aus dem geheimen Rezeptbuch von Jenny Elvers:

- Nimm jede Einladung an. Selbst die zur Eröffnung einer Sardinenbüchse. Vielleicht ist ja ein Promi und/oder ein Fotograf dabei.
- Zieh dir immer was Rattenscharfes an. Ganz wichtig: Brüste appetitlich und gut sichtbar präsentieren.
- Lass dich möglichst innig mit einem prominenten

Kerl fotografieren. Verboten: lahme Aufnahmen.
Mach Action! Jeder soll denken, da läuft was.

- Ist dein Foto erst mal in der Zeitung (Regionalausgabe »Amelinghausener Hirtenkurier« zählt nicht! Muss BILD oder »Bunte« sein!), ruf bei Versace, Chanel und Co. an. Sage: Du bist immer mit den wichtigsten Leuten auf den angesagtesten Festen. Da könntest du doch ganz toll Werbung machen für ihre Kleidung. Merke: Irgendwer sponsert dich schon.
- Bei der nächsten Einladung zur Eröffnung einer Sardinenbüchse erklärst du dann: »Hey, Jungs. Ich trage jetzt Versace-Cociture für zehntausend Euro. Letzte Woche erst war ich auf einer Party mit Dieter Bohlen. In Zukunft kostet mein Kommen was. Ich bin nämlich jetzt prominent«
- Merke: Läuft das Geschäft mit Fotos in BILD und »Bunte« erst mal, kannst du für dein Erscheinen auf kleinen Partys 500 Euro verlangen. Für die großen 10.000. Außerdem willst du eine Suite und Shuttle-Service. Sag das dem Veranstalter.'
- Vergiss auf keinen Fall, bei »RTL Exclusiv« anzurufen, damit sie ein Feature über dich drehen können. Arbeitstitel: »Der neue blonde Star am Partyhimmel«. Bringt auch noch mal 3000 Euro.
- Verteidige dein Revier mit allen Mitteln. Sämtliche Mittel sind erlaubt: Der Nebenbuhlerin die Handtasche stibitzen. Fiese Gerüchte über die Konkurrenz ausstreuen. Wenn gar nichts mehr hilft Ammer sagen, er soll die Tussi rausschmeißen.
- Hast du einen festen permanenten Gönner gefunden, sei lieb zu ihm. Aber geh weiter auf Partys, damit du nicht in Vergessenheit gerätst und deine

Einnahmequelle verlierst Merke: Die Kerle wechseln, die Partys bleiben.

- Leg dir unbedingt zusätzliche Berufsbezeichnungen zu. Nenne dich Moderatorin oder Entertainerin. Oder noch besser: Künstlerin. Weil: Schampus-in-Leih-Klamotten-Trinkerin klingt so komisch.
- Akquiriere ständig neue Geldquellen: Lass dich nackt im Garten deiner Eltern fotografieren. Hau dich mit deinem Freund lautstark im Hotelzimmer. Wisse: Skandal = Schlagzeile. Schlagzeile = noch mehr Fotos.

Für den Fall der Fälle, dass gar nichts mehr läuft

- ein Baby. Vergiss nicht RTL und BILD anzurufen.

(Das mit dem Baby ist dann aber leider trotz Rezeptbuch schief gegangen. Als Jenny vor drei Jahren schwanger und verlassen durch Hamburg rannte, hatte sie trotz ihrer ganzen PR-Aktivitäten keine müde Mark mehr auf der Naht. Michael Ammer, bei dem sie zeitweilig Unterschlupf fand, erzählte mir, das sie nicht gewusst hätte, wovon sie den Kühlschrank voll machen sollte.)

Mein luderigstes Erlebnis mit Jenny war eine Fernseh-Talkshow in Holland. Mittlerweile nannte sie sich Schauspielerin und hatte eine eigene Managerin, die ihr Fernseh-Auftritte verschaffen und sie ganz groß rausbringen sollte. (Und wenn nicht sie, dann zumindest ihre Muschi. Bisheriges Jenny-Bildschirm-Highlight: Ein Drei-Sekunden-Auftritt im Film »Männerpension«. Zwei Sekunden davon mit hochgehobenem Rock ohne Höschen.)

»Duuuu! Diiiieter!«, fing Jenny plötzlich an, als wir gemeinsam hinter der Bühne auf unseren Auftritt warteten. Ich hatte mich gerade ein paar Wochen zuvor von Verona getrennt.

»Stell dir mal vor, wir wären jetzt zusammen! Wie klasse das wäre. Die würden total ausrasten, die Zeitungen. Wir hätten die ganzen Titelseiten!«

Sie tat so, als ob ihr diese ulkige Idee gerade mal eben in den Kopf gekommen wäre. Aber dafür war sie ein bisschen zu angestrengt.

»Sag mal, Jenny, bist du jetzt vollkommen beknackt?«, meinte ich nur so.

»Nee, nee!«, antwortete sie. »Ich hab mir das überlegt! Ich mein das ernst! Wollen wir nicht heiraten?«

»Ja, das wär doch der Hammer!«, klinkte sich in der Sekunde auch die Managerin ins Gespräch ein. »Also, Herr Bohlen! Das finde ich wirklich eine super Idee. Ich kann mir das sehr gut vorstellen!«

»Dieter, wir wären doch ein tolles Paar!«, bestätigte Jenny und nickte dabei eifrig mit dem Kopf.

»Also, ich glaub, mein Vogel pfeift!«, antwortete ich nur. »Ihr habt sie ja nicht mehr alle!«

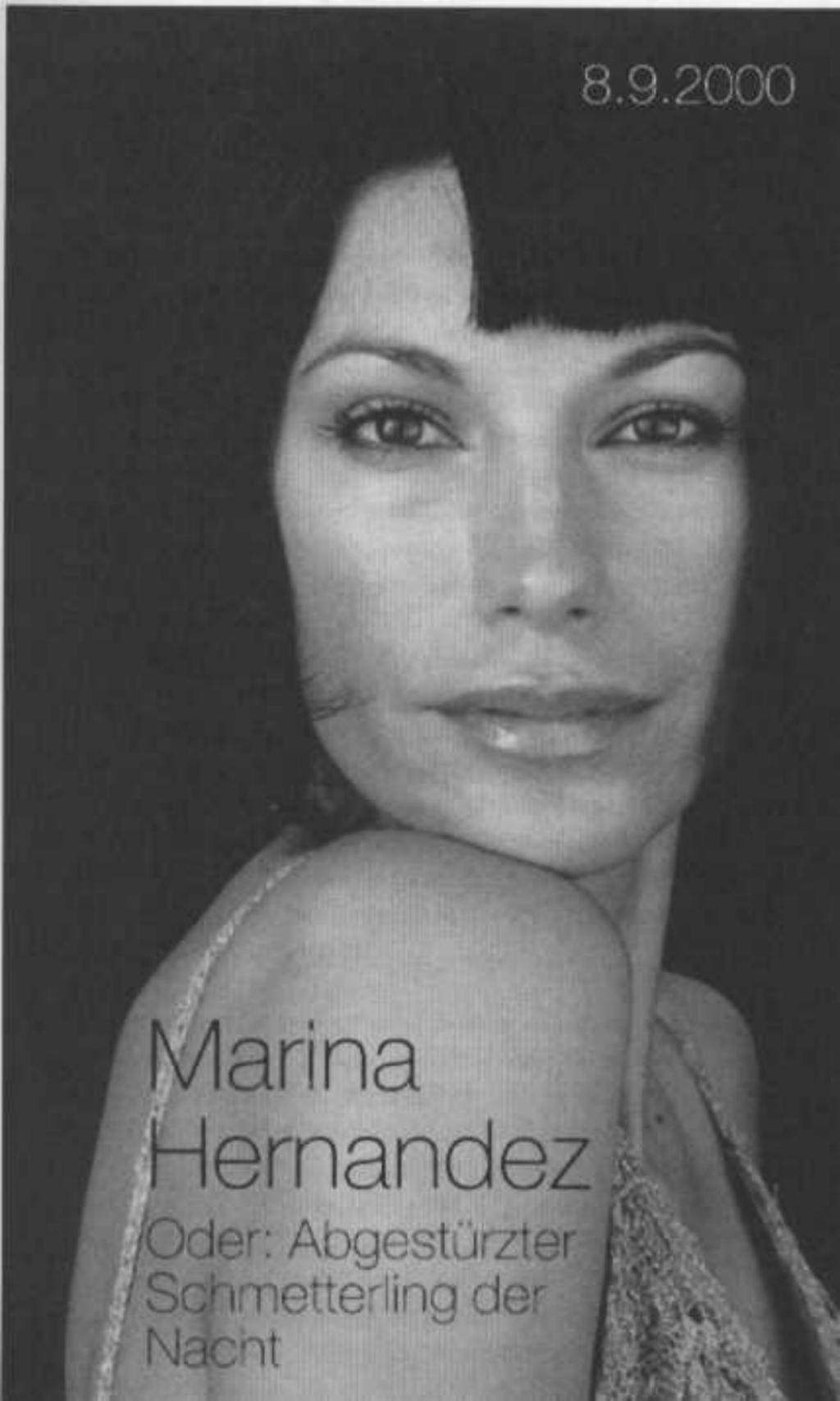
Gott sei Dank musste ich in der Sekunde raus auf die Bühne und entkam so diesen beiden durchgeknallten Weibern.

Demnächst feiert Jenny ja dann wohl fünfzehnjähriges Berufsjubiläum. Ich glaube, sie wird trotz Heirat und der Ankündigung »Ich will jetzt seriös werden!« auch in der Zukunft die Queen Mum der Party-Luder bleiben.

Neulich traf ich sie bei der Verleihung der »Goldenene Feder« in Hamburg. Sie hatte mal wieder den tiefsten Schlitz von allen im Kleid. Und das üppigste Dekollete.

Auf dem Weg zum Klo sprach sie mich an, wir plauderten eine Runde wie in alten Zeiten. Leider ohne Fotografen.

War natürlich Pech für sie.

A black and white close-up portrait of a woman with dark hair pulled back, wearing a light-colored, patterned top. She has a neutral expression and is looking directly at the viewer.

8.9.2000

Marina Hernandez

Oder: Abgestürzter
Schmetterling der
Nacht

Die Erfolge von Party-Häschen wie Blondie Jenny Elvers oder Tittie Katie Price sind die große Ausnahme. Die meisten Schmetterlinge der Nacht verbrennen sich die Flügel, ohne je ans Ziel ihrer Träume zu kommen: ein Leben im Blitz-Blitzlicht-Gewitter, ein dickes Bankkonto, ein schickes Cabrio vor der Tür. Eine von den unzähligen, die es nicht geschafft haben, ist Marina Hernandez.

Ambitionierte Hamburger Party-Girls mussten sich bis 2000 in ihrem Filofax immer die Donnerstage dick einkullern: Dann feierte nämlich Michael Ammer im »Wollenberg« seine berühmt-berüchtigten »Select Club«-Partys.

Das »Wollenberg« war nicht irgendein Laden. Dem äußersten Anschein nach alles nobel, nobel, nobel. Eine weiße Jugendstil-Villa an der vornehmen Hamburger Außenalster. Im ersten Stock löffelte man von teurem Dibbern-Geschirr gekochten Nordsee-Steinbutt. Im Erdgeschoss stellte man seine Zwanzig-Euro-Cocktails auf Tischchen mit Goldkante ab. Ein bisschen weniger »hui« dann alles auf dem Klo: Da gab's zwar auch noch Qualitäts-Kloschüsseln von »Geberit« zu vierhundert Euro das Stück. Dafür war mindestens die Hälfte der Gästeschar erkältet.

Bei dieser »Select Club«-Party war der Name Programm und gleichzeitig Ammers Lizenz zum Gelddrucken: Er höchstpersönlich schiedsrichterte nämlich darüber, wer mitfeiern durfte und wer nicht. Dazu verteilte er geschäftstüchtig selbst kreierte VIP-Karten. Inhaber dieser Karten kamen umsonst rein und pichelten for free. Die anderen Gäste löhnten kräftig für Eintritt und Getränke.

Ammers Auswahl-Kriterien für die VIP-Karten-Girls: bildhübsch, willig, trinkfreudig mussten sie sein. Aber nicht prollig oder vulgär. Merke: Überm Tisch bitte alles nett und adrett. Unterm Tisch und auf den Toiletten raus mit der Sau. Bei

den Männer entschieden ihre Prominenz und die Brieftasche über ihre »Select Club«-Mitglieds-Tauglichkeit.

Stets ein besonders aufmerksames Äuglein hatte Ammer immer auf sein Party-Mischungs-Verhältnis: ein Mann = vier Hühner.

»Ey, Dieder, Alder! Lass uns was trinken! Ganz dolle Weiber heude hier!«, begrüßte mich Ammer, kaum dass ich meinen Hintern durch den Eingang geschoben hatte.

Er angelte sofort nach einer Zwei-Liter-Flasche Edel-Champagner »Veuve Cliquot«. Anstatt die Buddel hochzuheben und stilvoll einzuschenken, kippte er sie einfach nur über die Tischkante und hielt ein Longdrink-Glas drunter. Dann grapschte er mit seinen ungewaschenen Tentakeln in den Kühler und ließ ein paar Eiswürfel in den Schampus plumpsen. Fertig war mein Begrüßungs-Drink.

»Stößchen!«, grölte Ammer und kippte sich sein Longdrink-Glas mit Wodka-Orange auf ex hinter die Binde. (Er nennt das liebevoll »Druckbetankung«: Mischungsverhältnis Wodka - Orange so, dass der Wodka nicht gelb wird.)

Aus den Augenwinkeln sah ich ein Mädchen mit Prinz-Eisenherz Frisur an der Tanzfläche stehen. Der Schnitt sah ulkig aus. Irgendwie so mit achtundvierzig Ecken drin. (Von ihrem Kosaken-Look her erinnerte sie mich ein bisschen an die »Mein Freund, der Baum ist tot«-Sängerin Alexandra, die vor dreißig Jahren bei einem Autounfall gestorben war.) Sie war sehr schlank, schmal und hoch gewachsen. Nicht im eigentlichen Sinne hübsch. Aber doch auffallend. Irgendwie spacig und distanziert.

Blinzell-Blinzel! machte sie die ganze Zeit in meine Richtung und suchte immer wieder Augenkontakt.

Plötzlich fiel mir ein, wo ich sie schon mal gesehen hatte: beim Boxen in den Alsterdorfer Sporthallen. Der bescheuertste Kampf meines Lebens übrigens. (Weiß ich deswegen noch so

genau, weil's mein erster war und er nur neunzig Sekunden dauerte. Kaum ging's »Dingdong!« los, war's auch schon wieder »Dingdong!« zu Ende. Wladimir Klitschko hatte seinem Herausforderer aus Tonga voll eins auf die NUSS gegeben.)

»Ey, Dieter, willste nich' mal meine Freundin Marina kennenlernen?«) tippte mir plötzlich eine der Partybienen auf die Schulter. »Die steht da drüben und will dich unbedingt kennenlernen. Hat sich extra hübsch gemacht, um dir zu gefallen.« Sie deutete auf Prinzessin Eisenherz.

Und ich dachte so: Och ja... Klingt so, als ob man da Spaß haben könnte. Ich bin ja kein Mann für eine Nacht, aber gucken gehen kann man ja mal. Ist ja nicht verboten.

»Hallo«, sagte diese Marina mit einem Hauch von Akzent. »Bist du eigentlich immer allein unterwegs? Ich hab dich schon öfter gesehen. Kennst du mich nicht?«

Beim »Kennst du mich nicht?« hatte sie schon halb ihre Nase in meinem Ohr und ihren Oberschenkel zwischen meinen großen Zehen. »Du, ich bin Pilotin, ich sitz so auf den ganz dicken Dingern«, erläuterte sie mir. Na klar, dachte ich. Das Sitzen auf dicken Dingern glaubte ich.

»Psst! Siehst du meinen Rock?«, kam sie endgültig zur Sache. »Ich verrat dir was...«

Bevor sie fortfahren konnte, schob sich ein Arm zwischen uns und packte Marina: »Ey, zieh Leine, Alde, und lass den Dieder in Ruh!«, bollerte Michael Ammer und drückte Marina beiseite. Ich war voll baff. Was sollte denn diese Aktion bitte?

»Ey«, klopfte Ammer mir in der Sekunde auch schon auf die Schulter, »ich will nich', dass irgendwelche versoffenen Weiber meine Gäste belästigen. Diese Marina ist voll promigeil. Die rennt gleich zur Zeitung, und die Morgenpost macht 'ne Geschichde draus. Jetzt kannste in Ruhe weidertrinken, Alder! Sind doch noch viele andere hübsche Hühner hier.«

Plötzlich war mir klar, woher bei Ammer der Wind wehte. Ich

hatte nämlich gerade unheimlich viel Ärger mit gedrehten Sex-Geschichtchen. Ständig konnte ich irgendwelche Storys über mich und Ammer-Hühner in der Klatschpresse lesen. »Pass auf«, hatte ich ihn gewarnt. »Noch mal so 'ne Scheiße, und ich bleib zu Hause.« Jetzt hatte Ammer offensichtlich Angst, seinen Parade-Partyhengst zu verlieren.

»Aha!«, meinte ich und kehrte zu meinem Plätzchen auf der büffelledernen VIP-Couch zurück. Trotzdem: Der gute Ammer sollte sich mal nicht so haben. Ich war schließlich nicht sein Privatbesitz.

Volle Disco heißt ja normalerweise: Weggegangen, Platz vergangen. Aber bei mir ist das so wie bei Moses. Da bildet sich immer wie von Geisterhand eine Schneise, und die People rücken auseinander. (Klar, nicht weil ich so hübsch bin. Sie wissen schon, weswegen.) So ließ ich mich denn wieder in meine Kuhle plumpsen. Ich kriegte dann auch pronto von einem der herumsitzenden Girls ein neues Schampus-Glas in die Hand gedrückt. »Hallo, ich bin Kim!«, nutzte die Party-Schnecke gleich die Gelegenheit zum »Ba, ba, ba, ba!« Machen. War aber nur so mittelspannend.

Ein paar Minuten später stand diese Marina wieder vor der VIP Couch und beugte sich zu mir runter. Hey, supi, dachte ich. Diese Kim nervte sowieso gerade mit irgendwelchen Problem-Storys über ihren entlaufenen Hund. Und war doch eine klasse Gelegenheit, dieses kleine interessante Doktor- und Frisuren-Gespräch von eben etwas zu vertiefen.

»Du, ich war grad mit meiner Freundin aufm Klo«, flüsterte Marina mir auch schon ins Ohr. »Ohoho...«

Weiter kam Marina mit ihrer Klo-Geschichte nicht. Ammer sprang wie von der Tarantel gestochen am anderen Ende der VIP Couch auf, zwängte sich rücksichtslos zwischen Beinen und Goldkanten-Tischchen durch und grapschte nach Marina:

»Ich hab dir doch gesagt, du sollst dich verdrücken! Glaubste,

du kannst mich verarschen? Jetzt reicht's mir aber. Ich bin hier der Boss!«, schrie er Marina wütend an und schubste sie in Richtung Ausgang. Beinahe wäre sie gestürzt.

»Du hast mir gar nichts zu sagen!«, kreischte sie hysterisch zurück. »Du Scheißtyp!« Die beiden fingen an zu rangeln. Ammer war nicht gerade zimperlich. Marina ihrerseits spuckte und kratzte und versuchte, ihn zu treten.

Schließlich gingen ein paar Typen, die in der Nähe standen, dazwischen und zogen die beiden auseinander. Ammer drückten sie zurück aufs Sofa. Während sie beruhigend auf ihn einredeten, schafften ein paar andere Leute Marina aus seinem Blickfeld.

Keine zehn Minuten. Und Marina stand ein drittes Mal vor mir. Nur: Mittlerweile hatte ich keine Lust mehr, mich mit ihr zu unterhalten. Das war mir alles doch eine Nummer zu schräg, zu heftig und zu abgedreht. Hey, die legt's wirklich auf Krawall an, ging es mir durch den Kopf: Ammer hatte sowieso schon Augäpfel wie rot geäderte Pingpong-Bälle, die jetzt - flupp! flupp! - aus den Höhlen traten. Kaum hatte ich den Gedanken zu Ende gedacht, stürzte er sich auch schon auf Marina: »Jetzt ist aber endgültig Schluss, du Schlampe!«, schrie er, dass die Spucke nur so flog, und ging ihr an den Hals.

Marina reagierte sofort: Sie schnappte sich eine schwere Schampus-Flasche und zielte auf Ammers Kopf. »Du Sau, du Wichser! Das machst du mit mir nicht noch mal!« Dabei überschlug sich ihre Stimme, sie war wie von Sinnen.

Ammer griff nach der Flasche und drehte sie Marina brutal aus der Hand. Marina kriegte daraufhin einen dreiarmigen Kandelaber aus schwerem Silber zu fassen. Den zog sie Ammer quer durchs Gesicht. Er sah aus wie vollgespermt: Überall - im Pomade-Haar, auf dem Sakko - klebten Wachsspritzer.

Zum Glück wurde Ammer in diesem Moment von einem Typen in den Polizeigriff genommen, sodass er nicht zur

Revanche ausholen konnte. Die Sicherungen waren nicht nur bei Marina, sondern auch bei ihm komplett durchgebrannt:

»Du hast Hausverbot!«, schrie er mit den Armen auf dem Rücken. »Lass dich hier nie wieder blicken!«

Dann kamen auch schon die Türsteher und verfrachteten Marina an die frische Luft.

Das Ganze hatte maximal fünf Minuten gedauert. Ich hatte währenddessen völlig verdattert dagesessen. Omannomann! Puh! Mich beschlich ein ungutes Gefühl. Hatte Ammer wohl doch Recht gehabt. Die Tante schien wirklich nicht ganz sauber zu ticken. Abgesehen davon hatte Ammer selbst aber auch einen an der Marmel. Irgendwie war mir ziemlich die Lust auf Party vergangen.

Ich dachte: Komm, trink noch dein Glas aus und dann gehste.

Eine Viertelstunde später kam Marinas Freundin zu mir: Das Mädchen, das mich schon am Anfang des Abends auf die Schulter getippt hatte:

»Du, ich bin die Nadine. Meine Freundin, die Marina, die steht da schon die ganze Zeit draußen vorm Haus und weint! Ich hab Angst! Die beruhigt sich gar nicht wieder! Kannst du nicht noch mal zu ihr gehen? Bitte!«

Ich hatte das Gefühl, sie meinte das wirklich todernst. Das war ihr total wichtig. Sie brauchte echt meine Hilfe.

Komm, Dieter! Ich gab mir einen Ruck. Durchgeknallt hin oder her - kostet dich ja nichts, wenn du noch mal kurz »hallo« sagst. Sag ihr ein paar liebe Worte, und glätte ein bisschen die Wogen.

Marina stand auf der Treppe vorm »Wollenberg« wie ein zusammengerutschtes Häufchen Elend. Die Wimperntusche rann ihr in dicken Streifen über die Wangen.

»Ach, Mensch, komm! Nimm dir das nicht so zu Herzen«, versuchte ich sie zu trösten. »Der Michael ist jetzt ein bisschen

betrunkene. Wart mal ab! Morgen sieht die Welt schon ganz anders aus.«

»... er-her-her hat mich beleidigt...«, kam es schluchzend zurück, »... vor allen Leu-heu-heuten da drin... vor all meinen Freuheu-heundinnen... wie den letzten Dreck ha-ha-hat er mich behandelt...«

Klar, dass da für Marina in diesem Augenblick ganz viel zusammenbrach. Ihrer Ansicht nach hatte sie gerade ihr Ticket in die Welt der Schönen und Reichen verspielt. Ohne Ammer und seine »Select Club«-Partys war sie nichts.

»Pass auf«, meinte ich zu ihr, »ich red mit Ammer. Ich sorg dafür, dass du das nächste Mal wieder reinkommst. Und vergiss das einfach mit dem Hausverbot! Das kriegen wir schon wieder hin.«

Sie schien sich etwas zu beruhigen. Das Weinen und das Zittern hörten auf.

»Komm, fahr jetzt nach Hause!«, riet ich ihr. »Ist doch saukalt hier. Ist ja schließlich September. In deinem dünnen Fummel holst du dir noch was weg. Leg dich erst mal in Ruhe in die Badewanne. Und morgen Nachmittag rufst du den Michael an.«

Dann drehte ich mich zu ihrer Freundin, die die ganze Zeit besorgt daneben gestanden hatte:

»Mensch, pass ein bisschen auf sie auf! Die ist voll durch den Wind. Bring sie nach Hause, sie soll drüber schlafen, und morgen ist auch noch ein Tag.«

Plötzlich fing Marina wieder von vorne an: »... er hat mich so gedemütigt...«, bibberte und wimmerte sie, »... vor allen Leuten... ich kann da nie wieder rein... wie steh ich jetzt dar...« Sie war wie unter Schock.

Hey, jetzt ist auch mal irgendwann gut, dachte ich. Schließlich war sie ein erwachsenes Mädchen: »Komm, wein nicht mehr! Ist ja guuuut...«, versuchte ich ein letztes Mal, sie

zu beschwichtigen.

Marina nickte mit den Kopf.

»Ja, ja, okay... tschüss...«, schniefte sie. Dann ging sie mit ihrer Freundin Richtung Taxi.

Ich hatte die Nase endgültig voll von »Select Club« und crazy Pistenhühnern. Ich fuhr nach Hause.

Marina Carolyn Hernandez, so ihr voller Name, ging nicht zum Taxi. Stattdessen hielt sie eine Polizeistreife an.

Dort gab sie zu Protokoll, Party-Veranstalter Michael Ammer habe sie misshandelt und mit dem Kopf in einen Aschenbecher gedrückt.

Anschließend fuhr sie in ihre kleine Zwei-Zimmer-Wohnung, öffnete das Klo-Fenster, kletterte aufs Dach und stürzte vierzehn Meter tief auf einen Betonweg. Über Wochen lag sie im Koma. Anschließend wurde sie im Rollstuhl aus der Klinik entlassen: Oberschenkel, Becken und linker Arm total zertrümmert.

Bis heute hat sie neunzehn Operationen hinter sich. Weitere stehen noch aus.

Was wirklich zu diesem Unfall geführt hat, weiß bis heute keiner: Einige sagen, es war der Rausschmiss von Ammer. Andere meinen, sie hätte Liebeskummer gehabt wegen ihres Ex-Freundes. Angeblich sei sie schwanger gewesen. Und noch andere reden von Drogen, mysteriösen Drohanrufen und zerstochenen Reifen.

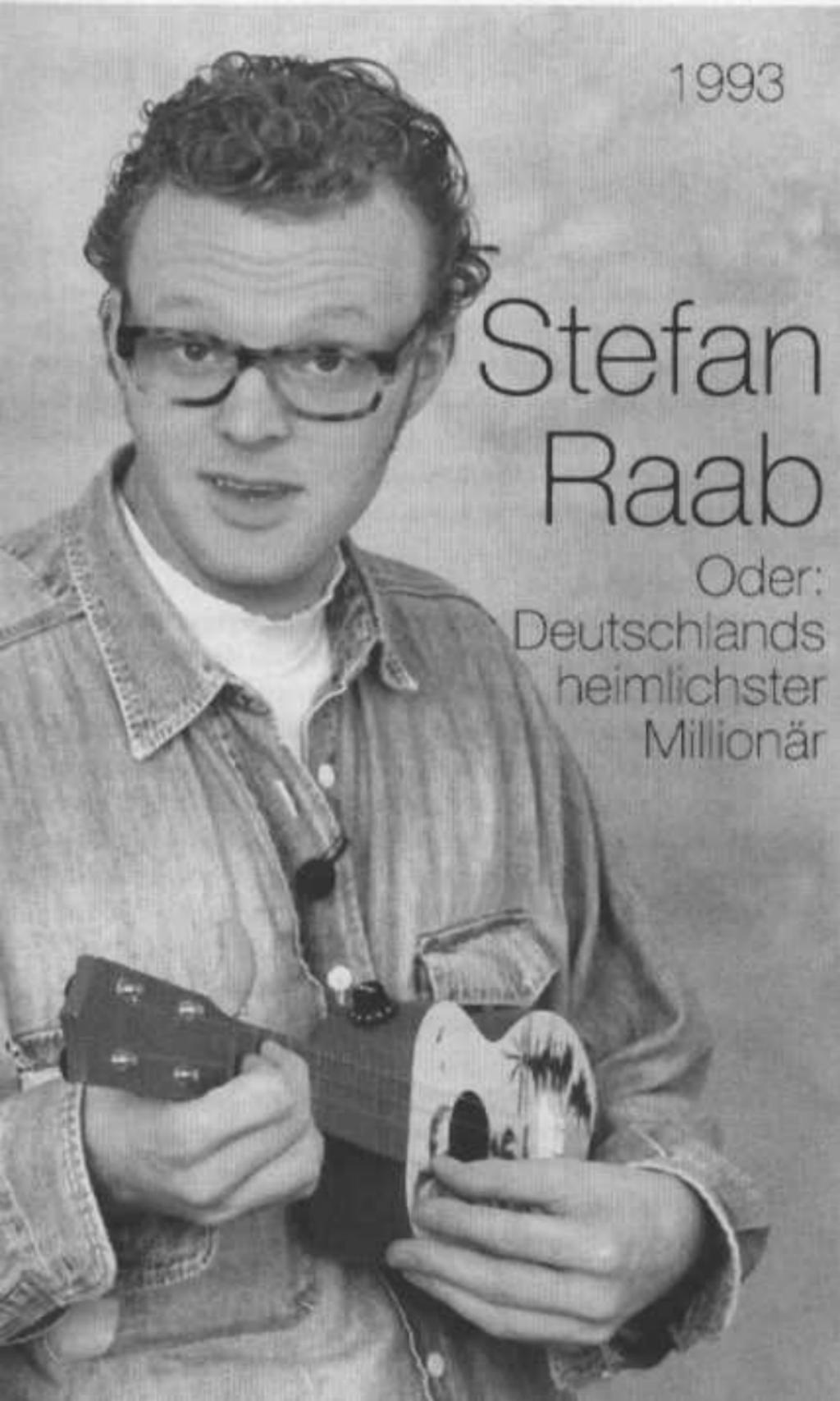
Ich habe mir im Nachhinein natürlich auch so meine Gedanken gemacht über diese Tragödie.

Ich erfuhr, dass Marina tatsächlich den Pilotenschein für eine Boeing 737 besaß. Nur woher ein Mädel wie sie die hundertfünftausend Mark für die Ausbildung gehabt hatte, ist mir bis heute schleierhaft.

In puncto Männer war sie nicht gerade zimperlich. Den RTL Moderator Garsten Spengemann baggerte sie mal ziemlich nassforsch auf einem Polo-Turnier an: »Na du, hast du heute Abend schon was vor? Ich kann super massieren!« Seine Freundin Anna Heesch, die direkt daneben stand, musste schließlich eingreifen: »Hey! Hallo! Lass das!«

Eine Masche übrigens, mit der Marina wohl an anderer Stelle schon einigen Erfolg gehabt hatte. Zu ihren prominenten Ex-Freunden zählten ein bekannter Boxer und ein HSV-Spieler.

Wovon Marina heute lebt, weiß keiner.

A black and white photograph of Stefan Raab. He has curly hair and is wearing dark-rimmed glasses. He is dressed in a light-colored denim jacket over a white t-shirt. In his left hand, he holds a CD case with a graphic cover. In his right hand, he holds a dark-colored acoustic guitar. He is looking directly at the camera with a neutral expression.

1993

Stefan Raab

Oder:
Deutschlands
heimlichster
Millionär

Ich habe schon tausendmal bei Stefan Raab auf der Couch gesessen. Tausendmal schon bin ich von diesem Burschen vorgeführt, abgeäppelt und verhohnepiepelt worden. Tausendmal wollte ich den Zuschauern schon sagen: Hey, Leute! Ich bin gar nicht so doof, wie ich immer dabei überkomme! Und der gute Stefan ist auch gar nicht so spontan, wie er immer tut.

Ich finde, es ist an der Zeit, dass ich diesem Schlitzohr mal auf die kleinen Wurstfingerchen klopfe und ihm was von seiner eigenen Medizin zu schmecken gebe.

Meine erste Begegnung der besonderen Raab'schen Art hatte ich 1993 bei VIVA. Als Gast saß man da unter einer Trockenhaube auf viel zu kleinen Hockern und musste sich voll blöde Kommentare gefallen lassen. Aber ich hatte keine andere Wahl. Ich musste bei Stefan antreten, denn ich wollte meinen neusten Blue-System-Song promoten. Und VIVA war ganz wichtig für den Erfolg einer Single.

»Klemm dir den Schwanz nach hinten, und ab durch die Mitte, Dieter! Das überlebst du schon!«, gab mir mein Freund Andy einen seiner berüchtigten guten Ratschläge. Der hatte gut reden! Der musste da ja nicht hin und sich vergackeieren lassen.

Schon damals lebte Stefan nämlich davon, seine Gäste niederzumachen und für seine Gags zu verwursten. Das meint er gar nicht böse. Das liegt ihm einfach im Blut.

Er kommt aus einer Schlachter-Dynastie aus Köln-Sulz: Sozusagen eine gelernte Wurst (Metzgerlehre mit Abschlussnote eins). Und alles ist ihm scheinbar Wurst. Zudem ist er noch ziemlich intelligent: Er erkannte gleich die riesen Marktlücke und startete seine Karriere als TV-Schlachter. So treibt er denn seine Schäfchen jetzt im Fernsehen zusammen, schlachtet sie dort nach Strich und Faden aus und macht dann Hackepeter aus ihnen. (Ich weiß, das ist jetzt ein sehr blutrünstiger Abschnitt.)

»Sssag mal, Dieter, hasst du ein Problem mit deinen

Eiern?«, lispelte Stefan mich locker-flockig an, kaum dass ich auf dem Hocker Platz genommen hatte. Damals hatte er nämlich noch nicht seine komischen Kaugummi-Zahnleisten im Mund. Da war die Lachluke noch offen, und man konnte beim Grinsen seine Zunge sehen. »Du ssssingst ja wie ein Eunuch!«

Und ich so: »Öh...«

Stefan ließ nicht locker: »Du ssstehsst ja nur auf dunkelhaarige Frauen: Verona, Naddel und Thomasss Anderssss.«

Und ich so: »Äh...«

Das einzige verbrüdernde Element zwischen uns damals war, dass wir eigentlich beide schon viel, viel zu alt für diesen Sender waren.

Stefan hatte unsere Begegnung offensichtlich so gut gefallen, dass er sich gleich noch einen Nachschlag holen wollte.

Ich lag gerade im Badehöschen hinter meinem Haus in Quickborn und betrieb Hardcore-Rösting. Da machte es »Ding-dong!« vorne an der Garten-Pforte. Ich stand auf und guckte neugierig über die Hecke - direkt in die laufende Kamera von Stefan Raab.

»Huhu, Dieter! Wir wollten dich mal bessssuchen kommen!«

Ich hätte ihm den Hals umdrehen können. Er brach einfach in meine Intimsphäre ein und führte mich vor. Heute ist man als Promi solche Anschläge ja schon gewohnt. Aber damals verstieß er gegen alle Regeln der Medienbranche. Ich war quasi sein Versuchskaninchen. Ein beschissenes Gefühl. Mir blieb nix anderes übrig, als ein Interview zu geben. Ich konnte schlecht sagen: »Zisch ab! Sonst hau ich dir aufs Maul!« Das wäre unter Garantie auf VIVA fünfhundert Mal rauf- und runtergelaufen.

Im Prinzip ist so eine Aktion nichts anderes als eine öffentliche Vergewaltigung im Fernsehen: Jemand zwingt dich vor laufender Kamera, etwas zu tun, das du gar nicht willst.

Das Paradoxe, das Fiese, das Hinterhältige ist: Stefan würde sich verbieten, dass man umgedreht so was mit ihm macht. Seine Privatsphäre ist ihm nämlich mega heilig. Deswegen trifft er auch jede Menge Vorkehrungen und legt schlau und hemmungslos falsche Fährten.

Auf die Frage: »Wohin fährst du eigentlich in Urlaub?« kriegen Leute, die das nach seiner Ansicht nichts angeht, die Antwort: »Legoland.« Guten Freunden sagt er: »Ibiza!« Tatsächlich war er dann auf Kreta, wo er seinen dicken Katamaran liegen hat. Hauptsache nicht selbst im Tanga-Höschen erwischen werden.

Raab ist ein Phantom, von dem jeder meint, es zu kennen. Das aber keiner wirklich kennt. Der einen nur das sehen lässt, was er einen sehen lassen will. Niemand weiß, wo er wohnt. Keiner weiß, wie seine Freundin aussieht. Er ist auf eine unheimlich lockere Art unheimlich verschlossen.

Aus diesem Garten-Hinterhalt in Quickborn hatte ich aber gelernt. Ich schwor mir, Stefan bei passender Gelegenheit nicht mehr so ungeschoren davonkommen zu lassen. Diese Chance bot sich, als Stefan mir im nächsten Jahr beim Blue-System-Video-Dreh zu »Dr. Mabuse« seine Aufwartung machte.

Ich stand gerade auf einer windigen, acht Meter hohen Plattform, der ich nicht so ganz traute, und markierte für die Kameras im langen schwarzen Mantel den furchtlosen Bösewicht. Dabei bin ich nicht ganz schwindelfrei. Ich wollte nur den Shot möglichst schnell im Kasten haben und dann runter von diesem Ding. Plötzlich luscherte die Visage von Raab keine dreißig Zentimeter von mir entfernt hinter einem Pfeiler hervor, grinste in die Kamera und machte »Huhu! Dieter! Verkühl dir nicht die Klöten!« Dabei schwenkte er irgendwelche Handschellen durch die Luft. Abgesehen davon, dass er da nichts zu suchen hatte, versautete er natürlich auch die ganze Szene.

Doch diesmal kriegte er es von mir zurück: Ich krallte mir den Kerl, Höhenangst hin oder her. Drückte ihn mit dem Kopf über die Brüstung und würgte ihn eine Runde. »Urrrrrrrgh!«, machte es unter meinen Händen, und ich war sehr zufrieden mit mir.

Ein Gutes hatte die ganze Aktion. Was sich würgt, das liebt sich. Das mit dem Paroli-Bieten hatte Stefan wohl gefallen. Hey, das war mal was anderes! Danach waren wir zwar immer noch keine Freunde, aber so was wie Fernseh-Kumpels.

Als er ein paar Monate später mal wieder wie eine Quallenplage mit seinem Team bei mir vor der Haustür stand, sah ich das ganz locker. Mittlerweile war ich in die Villa Rosengarten umgezogen und hatte meine zwei zickigen, halbwilden Hannoveraner Stuten namens Jenny und Sunny hinterm Haus auf der Koppel stehen.

»Komm, lass uns Rodeo spielen!«, schlug Stefan vor. Er wusste, dass das auf dem Bildschirm gut kommen würde. Denn er hat immer die Quote im Auge, dafür tut er alles: Bungee-Springen. Mit einem Sportflugzeug Loopings fliegen, bis er kotzt. Sich beim Boxen das Nasenbein brechen lassen und bluten wie eine angestochene Sau. Und eben auch seinen Hintern auf halbwilde Pferde setzen, auch wenn er gar nicht reiten kann.

Ist die Kamera nicht an, ist Stefan übrigens ein ganz anderer Mensch. Nicht schnodderig, ungehobelt und verletzend, sondern supernett, aufmerksam und lieb. Dann kommen solche Sätze wie: »Mensch, Dieter, Kumpel, du weißt doch, wie das ist im Fernsehen! Da muss man halt mal auf die Kacke hauen. Nimm mir das bloß nicht krumm! So was mein ich nie persönlich!«

Allerdings hat er mir verboten, das zu sagen, ich solle ihm bloß nicht sein Schweine-Image versauen. Tue ich aber jetzt trotzdem.

Doch zurück zum Rodeoreiten. (Kamera dabei natürlich die ganze Zeit an, versteht sich.)

Stefan hangelte sich an Jenny hoch, die nervös rumtänzelte, wütend mit dem Schweif schlug und versuchte, nach seinem Hintern zu schnappen.

Kaum hatte er es in den Sattel der buckelnden Stute geschafft, wollte er mit einem fetten Grinsen wissen: »Wo ist denn hier das Gaspedal?« Da haute er ihr auch schon mit Karamba die Absätze in die Seiten. Völlig gaga, völlig lebensmüde. Prompt peste Jenny mit ihm über die Koppel.

»Hey, wo bleibst du denn, Dieter?«, brüllte mir Stefan fröhlich über die Schulter zu. »Ich brauch doch auch noch ein Lasso!«

Zu meiner ewigen Verwunderung schaffte es dieser tollkühne Verrückte sogar, oben zu bleiben.

Für die Karriere tut Stefan wirklich A-L-L-E-S. Er kultiviert zwar das Image des lustigen Sponti-Chaoten, der die Sachen nimmt, wie sie kommen. Der aus jedem zufälligen Wort, aus jedem Zwischenfall mal eben einen Gag und Treffer macht. Aber die Wahrheit ist: Das ist alles vorher generalstabsmäßig bis ins Detail geplant. Wie er was macht. Wo er was sagt. Wann er auf welche Hupe drückt. Richtig harte Arbeit. Genauso produziert er auch seine Hits. »Böörti, Böörti Vogts« und »Maschendrahtzaun« sind keine bierlaunigen Zufalls Produkte, sondern wahre marketingtechnische Bravour-Stückchen.

Das begriff ich aber erst, als er mir mal hinter den Kulissen von »TV Total« vorschlug: »Komm, Dieter, ich besuch dich demnächst mal ganz zufällig auf einem Modern-Talking-Konzert! Dabei kommen wir ganz zufällig in der Garderobe so ins Singen. Das spiele ich dann ganz zufällig hundert Mal in meiner Sendung. Dazu kommt ganz zufällig eine CD raus. Und ganz zufällig verdienen wir beide dann auch noch eine Mörderkohle.«

Für diese schlitzohrige Idee wollte er auch noch ganz zufällig eine Horrorbeteiligung am Gewinn haben. Nee, danke, dachte

ich mir. Für deinen Micker-Anteil zieht er dich dann auch noch großzügig durch den Kakao.

Überhaupt: Was Kohle angeht, ist Stefan der härteste Geschäftsmann, der mir je über den Weg gelaufen ist. Knallhart und rücksichtslos fightet er um jeden Euro.

Mit seiner Schallplattenfirma »Edel« hat er unglaubliche Deals ausgehandelt. Er nutzt deren Vertriebsstrukturen fast wie ein parasitärer Trittbrettfahrer. Sie stellen für ihn seine CDs in die Läden. Dafür kriegen sie gerade mal ein paar Prozent vom Gewinn. So verdient er pro Platte, schätze ich mal, das Zwanzigfache von dem, was ich verdiene.

Um mit dieser von ihm sorgfältig und liebevoll gepflegten Illusion endgültig und ein für alle Mal aufzuräumen: Stefan Raab ist nicht irgendein angestellter Comedian-Hansel von Pro 7. Stefan ist Multi Multi-Millionär. Seine ausgefransten T-Shirts und abgeschnittenen Hemden sind nur Tarnung. Genau wie bei Otto Waalkes. Dem würde auch keiner seinen eigenen Hubschrauber-Landeplatz hinterm Haus zutrauen und seine tausend Luxus-Autos.

Stefan ist an der Produktionsfirma »Brainpool«, die »TV Total« und andere Formate produziert, beteiligt. Mit »TV Total« wiederum promotet er Produkte und Produktionen von »Brainpool«. Ein sehr schöner, in sich geschlossener Kreislauf, um den ich ihn sehr beneide. Er nutzt die ganze Wertschöpfungskette aus. Ganz unbemerkt und im Verborgenen hat Stefan da eine geniale kleine Gelddruck Maschinerie entwickelt. Von der Idee bis zum fertigen Produkt, inklusive Marketing, Werbung und Verkauf, bleibt alles in einer einzigen Hand - nämlich seiner. So hat er in unglaublich kurzer Zeit ein Riesen-Vermögen angehäuft.

Nur mit seinem letzten ehrgeizigen Projekt, mit dem er auch den Zeitschriften-Markt erobern wollte, ist er kläglich gescheitert: Seine eigene TV-Zeitschrift namens »TV-Total«

floppte gnadenlos. Für ihn egal. Den Millionen-Verlust zahlte er mal eben aus der linken Hosentasche.

Natürlich ist sein Kontostand immer auch abhängig von den Aktienkursen: Denn mit seiner Firma »Brainpool« ist er an VIVA beteiligt. Nun ist der VIVA-Börsen-Kurs zurzeit bescheiden. Früher brachte eine Aktie stolze dreißig Euro, heute dümpelt sie irgendwo bei vier Euro. Deswegen ist Stefan zurzeit »nur noch« ein paar Millionen Euro schwer.

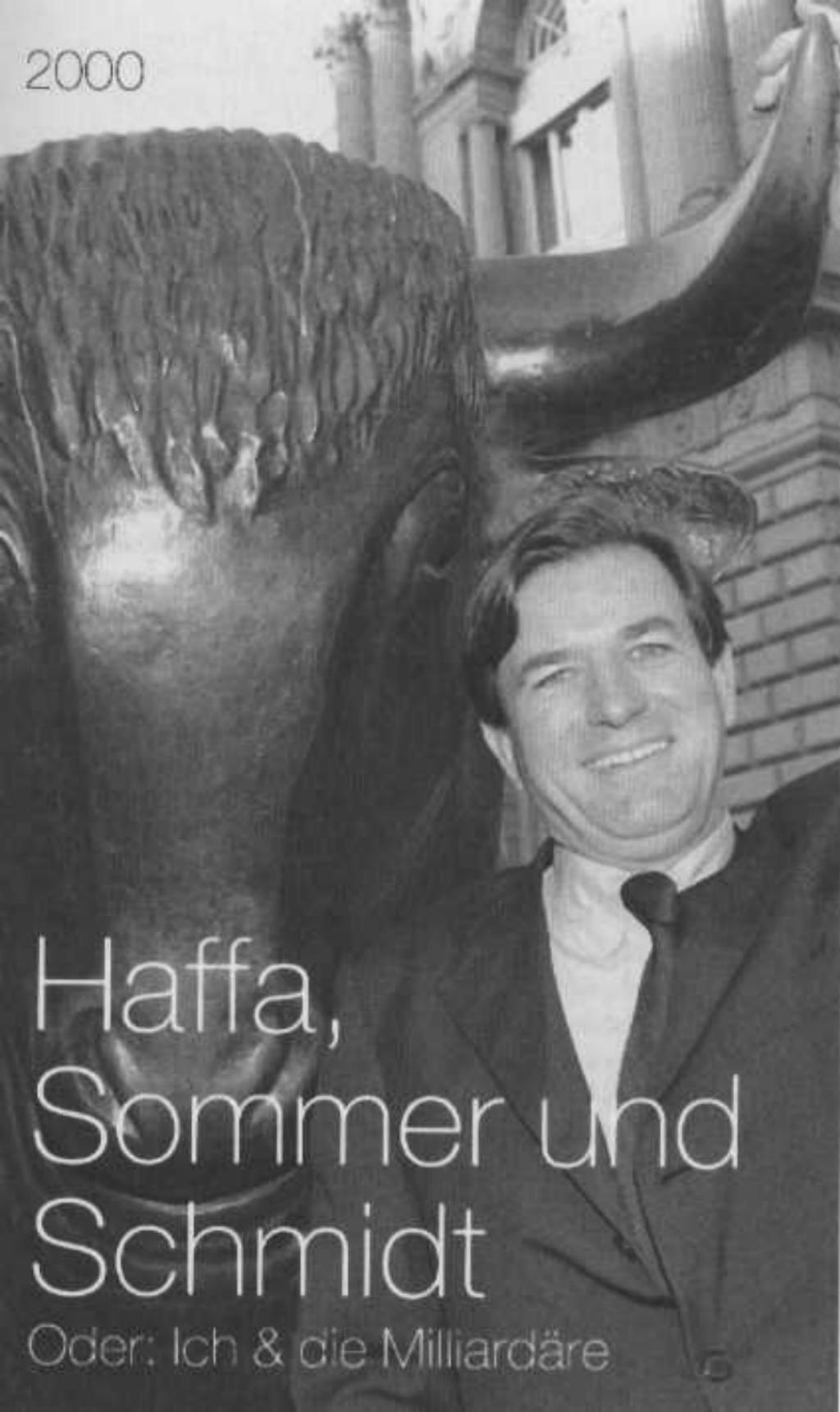
Manchmal wünsche ich mir auch so einen kleinen Stefan in mir. Sein Lebensmotto ist einfach geil: Ich bin der Größte, I'm the best. Fuck the rest.

Mit diesem speziellen Raab-Faktor wäre mein Leben vielleicht auch manchmal einfacher. Oder doch nicht?

Stefan, du bist genial! Und vielen Dank, dass du mich zu deinem Messias gemacht hast.

In Ehrfurcht: dein Pop-Titan.

2000



Haffa,
Sommer und
Schmidt
Oder: Ich & die Milliardäre

Kennen Sie die berühmte Rede von Martin Luther King: »I have a dream...«?

Diesen Satz muss ich mir jetzt mal klauen. Denn auch so kleine Millionäre wie ich haben noch Träume: Ich hätte für mein Leben gern meinen eigenen kleinen Dieter-Konzern gehabt.

Ich hatte nämlich noch nie eine eigene Assistentin, die mir den Kaffee reicht. Keine sexy Sekretärin, die meine Termine organisiert (nur Estefania, die fragt: »Dieter, soll ich dir die schwarzen oder die grauen Socken in den Koffer packen?«). Ich habe keine Manager und keine Berater. Auch kein schickes, cooles Loft-Büro, in dem ich Besucher empfange, mit überdimensionalem Liquid-Bildschirm, über den den ganzen Tag und pausenlos meine größten Erfolge dudeln. Ich habe noch nicht mal Visitenkarten. Fazit, wenn man ganz ehrlich ist: Eigentlich bin ich eine Ein-Mann-Show.

Dabei habe ich die ganz normalen Probleme jedes Selbstständigen: Wenn ich krank bin, bewegt sich auch nix. Doch obwohl ich allein die ganze Verantwortung, den ganzen Druck habe und oft ackere, bis ich tot umfalle, kann ich nur kleine Teile des Gewinns meiner geschäftlichen Aktivitäten für mich einstreichen. Immer muss ich einen großen Batzen an die Plattenfirma BMG abgeben.

Ich komme mir vor wie ein moderner Lohnsklave, wie eine Gans in einem Bertelsmann-Konzern-Verschlag, die goldene Eier rausdrückt. Ich fühle mich eingeengt, eigentlich könnte ich mit meinen Talenten und einer eigenen Firma im Hintergrund noch viel mehr bewegen. Wie gesagt: Mit diesem Traum, mit diesem Gefühl, mit dieser Sehnsucht gehe ich schon ganz lange schwanger.

Vor vier Jahren, 1999, gab es diese riesen Welle in Deutschland, diesen Hype, diese unglaubliche Goldgräberstimmung: die New Economy. Auch wer nicht bis drei zählen konnte, hatte auf einmal Aktien. Jede Hausfrau

machte sich plötzlich mit eigener Firma selbstständig und ging auch gleich noch an die Börse. Ich kriegte Panik, der Zug könnte ohne mich abfahren. Ich verpasste was, bin ein Loser, verschlaffe eine riesen Chance, kriege irgendwas nicht mit.

Dabei hatte ich bis dahin eigentlich immer das Gefühl: Wenn hier jemand Ahnung hat in Wirtschaftsfragen und das Rüstzeug mitbringt für eine eigene Firma und einen Börsengang, dann ich: Ich fresse alles, was Wirtschaft angeht, in mich rein: »Handelsblatt«, »Capital«, »Wirtschafts-Woche« und den Wirtschafts- und Aktienteil der »Zeit«. Auf Inlands-Flügen habe ich Minimum zwanzig Zentimeter Gedrucktes unterm Arm. Wenn Estefania oben im Wohnzimmer Shopping-Kanal guckt, ziehe ich mir unten im Keller vom Trimming-Rad aus die ntv-Börsen-News rein. Außerdem, nicht zu vergessen: Ich hatte mal Wirtschaft studiert.

Kurzum: Ich empfand 1999 als das schwärzeste Jahr meiner Karriere. Ich verdiente zwar gut. Nur: Jeder Loser um mich rum verdiente noch mehr Schotter. Es reichte scheinbar, an die Börse zu gehen und ein bisschen heiße Luft zu verkaufen. Und im Handumdrehen war man Multi-Millionär. Daran hatte ich ganz schön zu knapsen.

Mit diesem Scheißgefühl im Bauch traf ich am Pool vom »Beverly Hills Hotel« in Los Angeles zufällig Jack White, Markenzeichen: Dauergewellter Schamhaarlocken-Look auf dem Kopf und ganz viele weiße Zähne im Mund. Wenn ich vorher gedacht hatte, es sei ein schwarzes Jahr, verstand ich danach dieser Begegnung der dritten Art die Welt nicht mehr. Jack White ist nämlich für mich nicht gerade der Inbegriff des Erfolgs:

Früher war er mal ein mittelmäßiger Fußballspieler, jetzt ein mittelmäßiger Musikproduzent: Sein letzter Hit »Looking for freedom« mit David Hasselhoff lag schon fünfzehn Jahre zurück. Trotzdem war er gerade mit seiner eigenen Jack-White-AG an die Börse gegangen und dadurch über Nacht stinkreich

geworden. Und seine Walle-Walle-Mähne-Ehefrau Janine, eine Ex-Reporterin (bei der ich den Verdacht nicht loswerde, dass sie heimlich Haarwuchsmittel nimmt), gleich mit. Die war nämlich mit zehn Prozent an der AG beteiligt.

»Mensch, Dieter! Wann wirst du auch endlich Milliardär?«, fragte mich Jack und stand da in seiner Badehose und seinen Badeschlappen. »Weißt du eigentlich, wie wahnsinnig lukrativ und toll ein Börsengang ist?«

Ich dachte, ich erschieß mich gleich. In meinem Haus stapelten sich fünfhundert Goldene und fünfzig Platin-Platten. Und wenn man die ZDF-Kerner-Show guckte, die ARD-Sportschau oder den »Katjes-Yes!-Yes!-Yes!«-Spot, dann ertönten meine Erkennungsmelodien. Doch auf einmal zählte das alles nicht mehr? Auf einmal sollten die Letzten die Ersten sein? Wie voll ungerecht! Es gibt doch marktwirtschaftliche Prinzipien!

Ich hatte einen möglichen Börsengang für mich schon tausend Mal im Kopf durchgerechnet:

- Erster heftiger Kostenpunkt: Die Wirtschaftsprüfungs-Gesellschaft, die dir die Börsentauglichkeit attestiert. Je mehr Kapital da ist, desto teurer wird's. Die nehmen's halt von den Lebendigen.
- Zweiter finanzieller Aderlass-Faktor: Die Bank, die für dich den Aktienverkauf organisiert. Voll die Blutegel!

Im Klartext heißt das: Du gibst summa summarum Millionen an Euro aus, die dir gar nicht gehören. Denn das Geld der Anleger ist ja nicht geschenkt, sondern nur vorgestreckt, in Erwartung auf spätere Gewinne. Dieses Geld musst du aber erst mal wieder erwirtschaften und reinholen. Und so leicht verdient sich die Kohle in der Musikbranche nun auch wieder nicht. Um fünfzig Millionen Euro netto zusammenzukriegen, müsste ich jeden Tag erst mal zwanzig Hits schreiben.

Außerdem sollte man auch nicht die laufenden Kosten

vergessen, die so eine Aktiengesellschaft verursacht: Du brauchst Büroräume, du brauchst qualifiziertes Personal. Und wen immer du in dieser Zeit 1999 fragtest: »Hast du Lust auf einen Posten in meiner AG?«, der antwortete dir: »Klar, mache ich! Bitte 500.000 Mark pro Jahr plus AG-Anteile.« Alle schnappten komplett über.

Für mich war klar: Wer die Zusammenhänge nicht hundert Prozent durchschaut hatte, wer ohne echtes Potenzial, ohne wirkliche Substanz eine AG gründete, war dämlicher als das sprichwörtliche Milchmädchen. Es handelte sich von vornherein um eine Totgeburt.

Und wenn ich für eine Dieter-AG schon keine realistische Überlebens-Chance sah, wie sollte da Jack Whites Firma je schwarze Zahlen schreiben? Aber vielleicht vertreibt er ja noch nebenbei Haarwuchsmittel.

So wie ich hätte jeder 1999 diese Rechnung anstellen können. Dennoch schossen die neuen Aktiengesellschaften wie Pilze aus dem Boden. Ich hörte so Sätze wie: »Mach dir mal keinen Kopp, Dieter! Geht ja gar nicht ums Geldverdiene n! Die Leute wollen nun mal investieren, dann lass sie doch.« Keiner wurde misstrauisch. Das wiederum machte mich misstrauisch.

Ich beschloss, mir die zu dem Zeitpunkt erfolgreichste AG auf dem Markt mal aus der Nähe anzugucken: EM.TV in München. Vielleicht wussten die ja was, was ich nicht wusste.

Ich griff zum Hörer und besorgte mir telefonisch einen Termin bei den Börsen-Päpsten Thomas und Florian Haffa. Die Haffa-Brothers hatten unter anderem die Rechte an »Muppet-Show« und »Sesamstraße« aufgekauft. Eine wahnsinnige Erfolgsgeschichte. 1997 hatte eine EM.TV-Aktie noch 34 Mark gekostet, 36 Monate später schon 10.166 Mark. Das waren nicht zehn, nicht hundert, nicht tausend, das waren fast *dreiβigtausend* Prozent Wertsteigerung. Gerade hatte Thomas Haffa für eine Milliarde Mark die Rechte an der Formel 1 gekauft. Eine

Milliarde! Das musste man sich mal auf der Zunge zergehen lassen. Das waren *tausend Millionen*.

Die Haffas hatten Filme, ich machte Musik. Zusammen ergab das Filmmusik - das war meine Geschäftsidee. Thomas und Florian empfingen mich mit Gel in den Haaren und eingestickten »H«s am Hemdkragen. Passend dazu war ihre nigelnagelneue Multi-Millionen-Firmenzentrale in Unterföhring auch wie ein überdimensioniertes »H« gebaut.

Das Ganze als mega teuer zu bezeichnen, war noch zu billig:

Vor der Tür standen drei fette Ferraris. Im Hafen von Monaco wartete eine Vierzig-Millionen-Yacht jederzeit startbereit auf ihre beiden Besitzer. Die Ladys am Empfang sahen alle aus wie Claudia Schiffer und trugen Haute Couture. Das Mobiliar bestand nur aus den teuersten Hölzern und den exklusivsten Schreibtischen. Philippe Starck wirkte dagegen wie ein stilloser Penner. Überall Original-Kunstwerke an den Wänden. Und im Empfangsbereich traten sich die wartenden Anlageberater, Investoren und Geldgeber gegenseitig auf die Füße.

Um ehrlich zu sein: alles Dinge, von denen der kleine Dieter aus Oldenburg nachts, wenn er wachliegt, heimlich träumt. Mir klappte ein bisschen neidisch die Kinnlade runter. Die Strickart war klar: Wer hier reinkam, sollte sein Portemonnaie raustun und EM.TV Aktien kaufen.

Damit ich mich auch ordentlich gebauchpinselt fühlte, kriegte ich eine Privatführung durch die Gebäude-Innereien: »Das musst du dir angucken, Dieter!«, meinte Thomas Haffa - wir waren gleich beim »Du«. »Und das hier auch! Das ist unsere neue Küche. Und das ist unser neuer italienischer Fünf-Sterne-Koch.«

Ich schaute in irgendwas, das aussah wie die Kommando-Zentrale von Raumschiff Enterprise. Darin irgendwer mit Mütze, der an einer Espresso-Maschine rumwuselte.

»Mensch, rechnet sich das eigentlich?«, war ich skeptisch.

»Nee, natürlich nicht!«, kriegte ich als Antwort. »Aber wir haben hier *wahnsinnig* wichtige Business-Meetings. Und jetzt müssen wir zum Essen nicht mehr in die Stadt fahren.«

Im Prinzip passierte das, was ich beim Umgang mit Männern häufig erlebe: Gockelitis Akutis. Man will mir erst mal zeigen, wer auf dem Hühnerhof der Hahn ist. Meist haben die Wirtschaftsbosse ja nicht den Promi-Status, den ich habe. Deshalb müssen sie mit anderen Status-Symbolen um sich werfen, um gleichzuziehen.

Ich hielt dagegen und erzählte den Haffas von meinen Erfolgen: Dass ich ein ganz Großer in der Musikbranche sei. Dass ich schon Gott und die Welt produziert hätte. Dass ich in dem Ruf stand, auch aus fünf Pfund Zwiebelmett einen Star zu machen.

»Mensch, Dieter«, jubelte Thomas Haffa begeistert, »wenn das so ist, müssen wir unbedingt eine Plattenfirma zusammen aufmachen.« Er war nicht nur interessiert. Er war regelrecht elektrisiert.

Wir quatschten und quatschten und entwarfen in unseren Köpfen die dollsten Firmenkonstrukte und Haffa-Bohlen-AGs.

»Sag mal, Dieter«, meinte Thomas Haffa plötzlich nach zwei Stunden Gespräch, »wie stellst du dir eigentlich dein weiteres Leben vor?«

»Tja«, dachte ich laut nach: »Kohle haben. Weiter Hits schreiben. Im Sommer ein paar Wochen nach Mallorca. Im Prinzip so, wie's jetzt ist.«

Da guckte mich Thomas voll nachdenklich an: »Warum bist du eigentlich so erpicht darauf, an die Börse zu gehen, Dieter? Ich mein: Willst du dir das wirklich geben? Guck dir mich an! Ich hab da diese ganzen Idioten im Aufsichtsrat sitzen und quäl mir einen ab bei jeder Entscheidung. Zu jedem Schneckschiss muss ich meinen Finanzvorstand befragen. Und wann immer ich was kaufen will, darf ich erst mal bei der Bank zu Kreuze

kriechen.«

Ich war zwar ein bisschen verdattert, welche Wendung das Gespräch hier gerade nahm. Aber irgendwie tat es auch gut, das alles zu hören.

Haffa war sich sehr sicher in dem, was er sagte. Mehr noch, er kam immer mehr in Fahrt.

»Weißt du, was wirklich geil ist, Dieter?«, beschwore er mich. »Sein eigener Herr sein! Du bist das, was ich immer sein wollte. Überleg dir, ob du das aufgeben willst. Ob du deine Freiheit verkaufen willst. Du kannst tun und lassen, was du willst. Das ist doch das, wovon jeder träumt!«

Mist!, dachte ich zwischendurch. Wieder keine Sekretärin! Alles deutete in der Sekunde darauf hin, dass wir nicht miteinander ins Geschäft kommen würden.

»Ja«, setzte Thomas nach, »du bist auf einmal neunzig Prozent des Tages nur noch mit administrativen Sachen beschäftigt. Meinetwegen! Lass uns zusammen eine Schallplattenfirma machen. Du kriegst von mir, was du willst. Geld, Equipment, kein Thema« - er redete da mal eben über geschätzte hundert Millionen Euro - »beim Gewinn machen wir halbe-halbe. Aber ich an deiner Stelle - guck mir in die Augen, das meine ich jetzt ganz ehrlich, du bist mir sympathisch, ich find dich nett -, ich an deiner Stelle würde nicht an die Börse gehen. Mach dein Ding so wie bisher, da verdienste super Geld und hast nicht die Scherereien, die ich hab.«

Ich fand und ich finde, dazu stehe ich, Thomas Haffa geil. Wie er da so vor mir stand in der Sekunde, begriff ich zwar immer noch nicht sein Firmenkonstrukt. Dafür überzeugte *er mich*. Er hinterließ nicht den üblichen Nachgeschmack auf der Zunge wie Jack White. Ich ging beruhigt aus diesem Gespräch. Der Börsen-Gott Thomas Haffa hatte mich in meinen tiefsten Überzeugungen bestätigt, nämlich dass eins und eins immer nur zwei ergibt. Tief drin sagte mir mein Bauchgefühl zwar, dass es

wahrscheinlich nie was werden würde mit der gemeinsamen Haffa-Bohlen-Firma. Aber stolz war ich über sein Angebot trotzdem.

»Selleneit, alte Pappnase, mach mal 'nen Schampus auf!«, rief ich happy und entspannt meinen Kumpel Andy bei der BMG an.
»Der Haffa gibt uns die Kohle für eine eigene Plattenfirma.«

Auch wenn ich's eigentlich schon geahnt hatte, wartete ich doch noch ein paar Wochen vergeblich auf einen Anruf von Thomas Haffa. Aber richtig böse sein konnte ich ihm deswegen nicht.

Acht Monate später plumpste der Wert seines Unternehmens über Nacht von schwindelerregenden 27 auf 2 Milliarden Euro. Statt 5.880 Euro kostete eine EM.TV-Aktie jetzt plötzlich nur noch 2. Grund: Haffas Rechnungen hatten halt doch nicht gestimmt. Und weil er falsche Zahlen veröffentlicht haben soll, musste er sich zusammen mit seinem Bruder vor Gericht verantworten.

Ein Ron macht noch keinen Sommer

Meine nächste Erfahrung mit Aktien-Milliardären der besonderen Art sammelte ich mit Ron Sommer von der Telekom. Diese Firma war neben EM.TV 1999 einer der weiteren Profiteure des Börsenbooms. Nach dem Motto »Biste schlau, kaufste Telekom«, wollte jeder Aktien erwerben. Die Dinger waren so begehrt, dass sie zugeteilt wurden wie Essensmarken.

Der Ronnie war für mich immer so ein Blutsbruder im Geiste, auch wenn ich ihn nicht persönlich kannte. Ich fühlte mich innerlich mit ihm verbunden. Er kam wie ich aus der Musikbranche und war auch ein Erfolgsmensch. Deswegen hegte ich supertiefe Gefühle für die Telekom.

Allerdings: Es gab einen Schönheitsfehler in unserer

Beziehung. Klickte man auf die Homepage der Telekom, begrüßte einen dort das große pinkfarbene Schweigen. Null Sound-Kulisse. Das höchste aller Gefühle, der stärkste akustische Eindruck war das Klötern des Servers. Ich fand, mein Freund Ronnie brauchte dringend mal einen musikalischen Ratgeber, der seine verstaubte, altbackene Homepage ein bisschen auf Trab brachte und für Modernität und Schliff sorgte. Ich hatte ganz konkrete Visionen. Die Telekom sollte mit ihrem Internetauftritt Maßstäbe setzen. Alle Seiten sollten professionelle akustische Untermalung vom Feinsten bekommen. Dazu schwebten mir noch nie da gewesene Klingeltöne fürs Handy vor, hitreife Warteschleifenmusik und brandheiße Top-News aus der Pop-Branche via Hotline.

Ich rief im Sekretariat von Ron Sommer an und kriegte sofort einen Termin. »Ja, Herr Bohlen«, bestätigte mir seine Sekretärin, »am Soundsovielen im Hotel Soundso in München.«

Ich erwartete ein hartes Business-Meeting. Ein so großes Tier wie Ron Sommer kommt natürlich nicht alleine. Da sind normalerweise jede Menge gelackelte Jungmanager im Gefolge. Man schaut zusammen beeindruckende Firmen-Videos in Dolby-Surround, blättert in dicken Präsentations-Mappen zusammengestellte Zahlenkolonnen durch und redet Tacheles. Mein Text würde wahrscheinlich sein, wie viele Giga-Hits ich schon hatte.

Das Übliche halt. Jeder hebt das Bein und markiert sein Revier. Anschließend gibt's meist Lachshäppchen und Mettwurst-Schnittchen mit Gurke belegt. Dazu schüttet man sich sauren schwarzen Kaffee und halbwarme Cola light rein.

»Hallo«, meldete ich mich voller Vorfreude und gerüstet zum Kampf an der Hotelrezeption. Wobei mich die Wahl des Treffpunkts schon etwas überraschte. Der sah nicht wie große weite Welt aus, eher wie eine ziemlich piefige Handelsvertreter-Absteige in der Nähe des Münchner Airports. Aber vielleicht

war das ja *der* Geheimtipp unter Geschäftsleuten. »Ich werde hier erwartet, ich hab einen Termin mit Ron Sommer von der Telekom!«

»Zimmer 344«, teilte mir die Dame am Empfang lapidar mit. Nix von wegen: »Ja, ja, Herr Bohlen! Man erwartet Sie schon!«

»Pling!« machte die Fahrstuhltür und entließ mich in einen völlig normalen, schmalbrüstigen Durchschnitts-Flur. Mein Weg endete vor einer voll unscheinbaren Tür mit Nummer 334, gelegen zwischen 332 und 336, genau gegenüber von 335. Oje, dachte ich, das ist ja hier wie in einem billigen Stundenhotel.

Ich klopfte, und ein spießig wirkender, weißhaariger Vati-Typ im Nadelstreifenanzug öffnete mir: Jürgen Kindervater, Ron Sommers Kommunikations-Chef.

Er war allein. Der Raum hinter ihm: ein enges, vielleicht acht Quadratmeter kleines Hotelzimmer mit Tisch, Bett, Schrank, Dusche und Klo. Wie jetzt?

»Ach, nehmen Sie doch Platz!«, meinte Kindervater freundlich und setzte sich auf einen Sessel vors Bett. Ich hockte mich ihm staunend gegenüber auf den anderen freien Sessel und dachte, a) ich bin im falschen Zimmer oder b) im falschen Film. Es sollte hier um große Visionen gehen. Stattdessen saß ich in diesem Loch, das sich Raum schimpfte. Um das Jugendherbergs-Ambiente perfekt zu machen, meinte Kindervater: »Oh, möchten Sie 'nen Kaffee, Herr Bohlen?«, und verwies dabei spendabel auf eine Thermoskanne auf dem Tisch. Die hatte ganz viele Gebrauchsspuren, überall waren schon Tropfen runtergelaufen. Ich konnte nicht ganz ausschließen, dass das seine eigene Thermoskanne war, die er von zu Hause mitgebracht hatte.

»Nein, danke«, wehrte ich ab, »ich hätte lieber einen O-Saft, frisch gepresst.«

»Das wird schwierig«, meinte Kindervater aufgeräumt, »aber da hinten ist irgendwo 'ne Mini-Bar, bedienen Sie sich.«

Das setzte dem Ganzen die Krone auf. Ey, Dieter, sagte ich mir, und dieser Typ da vor dir verwaltet ein Werbe-Budget von zwei Milliarden? Da läuft aber was ziemlich komisch bei der Telekom. Stoß mal lieber deine Aktien ganz schnell wieder ab.

»Herr Bohlen, was kann ich für Sie tun?«, fragte Kindervater in der Sekunde mit gütigem Blick.

»Wissen Sie was?«, meinte ich. »Sie brauchen Content, sie brauchen Inhalt! Ich hab mir Ihre Homepage angeguckt, auf der passiert viel zu wenig! Unmodern, langweilig und verstaubt. Einfach zum Weggucken.«

Kindervater blickte mich an, als ob ich gesagt hätte: »Ich will mir mal Ihre Frau ausleihen.« Für den war ich ganz offensichtlich ein kleiner Musikus aus Tötensen, den man nicht ernst zu nehmen brauchte. Ich ließ mich aber nicht beirren und redete einfach weiter:

»Sie brauchen dringend irgendwas mit Musik, News von Stars, Power, Emotion. Etwas, das Bing! und Bang! und Tusch! macht.«

»Na, ich weiß nicht, Herr Bohlen«, meinte Kindervater offensichtlich recht pikiert. »Ich glaube, da fehlen Ihnen doch ein bisschen die Zusammenhänge und die tieferen Einsichten.« Er fing an, umständlich über die Telekom zu referieren. Voll verdrömmelt und old-fashioned: »Man darf den Kunden nicht verwirren. Der klassische Telekom-Kunde hat mit Stars und Musik nichts am Hut. Vor allem: Wen interessieren Promi-News?«

So ging das zwanzig Minuten im Tonfall eines Professors. Dann wechselte er die Rolle. Plötzlich war er die Mutti, die ihrem Kind, bevor es aus dem Haus geht, noch ganz schnell einen Drops zusteckt:

»Also, wenn *ich* an *Ihrer* Stelle wäre, Herr Bohlen... *Ich* würde mal ganz fix ein paar Telekom-Aktien kaufen. *Da* sind Sie auf dem richtigen Dampfer.«

Nun hatte die Firma, die dieser Typ leitete, zig Milliarden Miese auf dem Konto. Und er selbst ganz offensichtlich von Marketing (für so was bin ich ja Fachmann) keinen blassen Schimmer. Dennoch ließ ich mich verführen, Aktien dieses Schnarchnasen-Vereins zu kaufen. Bei der Aussicht auf einen schnellen Gewinn kann ich nun mal einfach nicht widerstehen.

Die Kurse stiegen nur kurz und fielen dann kontinuierlich ins Bodenlose. Heute sitze ich auf riesigen Telekom-Aktien-Verlusten.

Vor ein paar Monaten war ich zufällig bei meinem Lieblings-Italiener »La Terrassa« in Tötensen Knoblauch-Nudeln essen. Wunderschönes Wetter. Ich mit Estefania und »Superstar«-Gewinner Alex auf der Terrasse. Am Nachbartisch jemand, von dem ich dachte: Mensch, Dieter! Den kennste doch!

Dann fiel's mir wieder ein: Das ist doch der Nach-Nachfolger von Ron Sommer. Der neue Heilsbringer an der Spitze der Telekom: Kai Uwe Ricke.

Gehst du jetzt rüber und beschwerst dich bei ihm, wo deine Millionen geblieben sind?, überlegte ich kurz. Dann sagte ich mir: Nee, lass gut sein, Dieter! Das ist es nicht wert! Kein Rock 'n' Roll in Tötensen.

Ich beobachtete, wie der Mann da samt Familie völlig relaxed und mit der Ruhe weg in der Sonne saß und Pizza verputzte. Also, wenn ich mit meiner Firma zig-zig Milliarden Schulden hätte, ich glaube, ich würde keinen Bissen runterkriegen.

Nach einer halben Stunde schwangen sich Kai-Uwe, seine Frau und seine zwei Kinder wie Team-Telekom wieder auf ihre Drahtesel. In dem Moment hatte ich eine Erleuchtung. Ich wusste endlich, wo mein ganzes Geld geblieben war.

Alle vier Rickes fuhren gesponserte Räder von Telekom. Das erkannte ich sofort. Ich hab nämlich auch so eins im Keller stehen. Wert pro Rad: 1.500 Euro.

Billiger Wecker

Ich glaubte an meine Idee mit den neuartigen Klingeltönen. Und auch wenn mich die altmodische Telekom damit hatte abblitzen lassen, wollte ich den Misserfolg so nicht auf mir sitzen lassen. Es gab ja schließlich noch einen weiteren Visionär in Sachen Telefon: die Mobilcom. Neben EM.TV und Telekom die dritte Super-Dupi-Börsen AG-Erfolgsgeschichte Deutschlands.

Besitzer: Gerhard Schmid, Ex-Autovermieter, der mit seinem sieben Milliarden schweren Konzern in einem 10.487 Einwohner zählenden schleswig-holsteinischen Kuh-Kaff namens Büdelsdorf hockte. Er war berühmt dafür, innovativ zu sein und mit aggressiven Dumping-Preisen die Konkurrenz auszuknocken. Per Telefon vereinbarte ich einen Termin.

Im Gegensatz zu den geschniegelten Haffa-Brüdern in ihren piekfeinen Maßanzügen und dem staubigen Kindervater in seinen biederem Nadelstreifen, setzte Schmidt optisch voll auf das Erfolgrezept der New Economy: rustikale Jeans, kein Sakko, keine Krawatte, Hemdsärmel aufgekrempelt. Sein Büro war ein kleiner Glaskasten, etwas erhöht innerhalb eines Großraumbüros. Von hier schaute er auf Scharen von Angestellten. Alles flitzte geschäftig umher. Überall flimmerten Laptops. Es machte den Eindruck, dass hier in Büdelsdorf die Wirtschaft boomt und die Erde brennt. Von wegen Schweine-Koben! Mitten auf dem platten Land herrschte hier Wall-Street Feeling.

Weniger beeindruckend war Schmids Armband-Uhr: Irgendein Taiwan-Wecker mit Mobilcom-Logo. Den sah ich, als er mir zur Begrüßung die Hand schüttelte:

»Guten Tag, Herr Bohlen! Was kann ich für Sie tun?«

»Tja, Herr Schmidt, ich hätte da eine Idee, die Sie interessieren könnte. Was halten Sie von originellen

Klingeltönen für Ihre Handys? Die könnte ich Ihnen delivern«, beantwortete ich seine Frage.

Während ich noch redete, machte Schmidt: »Aha, öhö! Jaja! Soso! Das hört sich alles sehr, sehr interessant an!«, meinte er. Dabei griff er schon nach einem dicken Filzer und fing an, auf einem Blatt Papier jede Menge Kringel, Kuller und Kreise zu skizzieren. Sah ungeheuer kompliziert, beeindruckend und wichtig aus. Ich stand daneben und dachte: Was soll das jetzt bitte? Will er mir einen neuen Handytyp erklären?

»Mensch, wirklich toll, wie Sie das machen, ganz ehrlich riesig«, lobte ich ihn auf Verdacht. Schmidt war richtig in Fahrt. Eifrig malte er jetzt Pfeile, die kreuz und quer und auch um die Ecke gingen.

»Und hier«, Schmidt machte großzügig irgendwo ganz unten links in der Ecke ein Mini-Kreuzchen, »hier könnte ich mir eine Zusammenarbeit mit Ihnen vorstellen.« In der Sekunde begriff ich: Er hatte mir sein ganzes Firmenflecht skizziert. Und ich wurde das Gefühl nicht los, dass er mehr begeistert war von seinem kompliziert-eindrucksvollen Diagramm, das er da gerade gemalt hatte, als von meinen neuen geilen Handy-Klingeltönen.

Als ich nach zwei Stunden Büdelsdorf völlig frustriert wieder verließ, wusste ich: Kannste knicken, mit dem Schmid.

Ich hatte endgültig die Nase voll von Börsen-Gurus, Aktien-Milliardären und New-Economy-Erfolgsgeschichten. Das war nicht meine Welt. Irgendwie hatte ich das Gefühl, die spinnen alle. Ich wollte in Zukunft lieber für mich und alleine in Tötensen weiter meine kleinen Hits produzieren. Ich beschloss ein für alle Mal, meinen Traum von der eigenen Dieter-AG zu begraben.

Schmid hat sich übrigens mittlerweile nicht ganz freiwillig aus der Mobilcom verabschiedet. Die Staatsanwaltschaft ermittelt auch hier. Mit ihm starb der letzte Saurier der New Economy.

A black and white photograph of Falco, a German singer-songwriter. He is leaning against a wall with his left hand resting on his head and his right hand pointing towards the camera. He has dark hair and is wearing a dark jacket over a light-colored shirt.

1982

CHAMOWICZ

Falco

Oder: Ich denk an dich!

Ich versuche ja, aus den Fehlern anderer Künstler zu lernen. Die Bekanntschaft mit Falco hat mich nachhaltig beeinflusst. Er war mein Vorbild, mein Leitstern, mein stiller Wegbegleiter. Und er fiel ins Bodenlose. Er ist der Beweis dafür, wie hoch man fliegen kann. Und wie die Musikbranche Menschen verbrennt, sie auslutscht und wie leere Hüllen weg wirft.

Sein Schicksal ist eine der traurigsten, der berührendsten Erfahrungen, die ich in meinem Musiker-Leben hatte.

Ich begegnete Falco das erste Mal Anfang der Achtzigerjahre in Hamburg. Damals war ich noch ein völlig unbedeutender Hans Wurst beim Intersong-Musikverlag.

Und Falco? Der war der strahlende Stern, der große Star der Welt Plattenfirma Warner: Sein »Kommissar« war überall Nummer eins - selbst in Guatemala - und hatte sich weltweit millionenfach verkauft. Ich war voller Ehrfurcht. Ein deutschsprachiger Künstler, der es international geschafft hatte. Er war da, wo ich hinwollte. Mein Traum.

Ich war völlig von den Socken, als ich hörte, dass Falco nach Hamburg kommen sollte. Grund: Die Verleihung von Gold und Platin für seinen riesen Erfolg in Deutschland. Ort: das legendäre Szene Lokal »Onkel Po«. Ich bezirzte unsere Sekretärin im Intersong-Musikverlag so lange, bis ich ihr eine der kostbaren Eintrittskarten aus den Rippen geleiert hatte.

Falco befolgte den obersten Lehrsatz aus dem alten Handbuch der Entertainment-Schule: Ein Star kommt dreißig Minuten zu spät. Minimum. Falco toppte das noch. Bei ihm waren's eineinhalb Stunden. Dann, als endlich die Tür aufging und er den Raum betrat, riesen Bahnhof:

Alles klatschte, alles jubelte, alles drängte nach vorne. Und ich mit rotem Kopf und feuchten Händen irgendwo am Rand. Die einzigen zwei Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, waren: Erstens Wie komm ich jetzt an den ran? Und zweitens - Wie komm ich jetzt an den ran?

Mich beeindruckte jede von Falcos Gesten. Wow!, dachte ich. So bewegt sich also ein Superstar. So redet er. So sieht er aus. Das Haar hatte er sich wie einen Helm an den Kopf gegelt. Zur Begrüßung machte er einen übertrieben tiefen Bückling, Marke: alter Edelmann. Anschließend hielt er Hof: Er redete mit weit aufgerissenen Augen, fuchtelte dabei wild mit den Armen und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Das alle ohne Punkt und Komma. Gleichzeitig rannen ihm immer mehr dicke Schweißtropfen die Wangen herab.

Endlich hatte sich auch Groupie Dieter B. aus HH zu ihm vorgekämpft und versuchte, den Star in ein Gespräch zu verwickeln:

»Hey, Falco, tolle Leistung! Ich bewundere dich sehr für deinen Erfolg«, fing ich an. »Ich arbeite übrigens beim Intersong-Musikverlag und versuch da gerade als Produzent Fuß zu fassen. Ich heiße...« Weiter kam ich nicht.

»Ah ja?«, meinte Falco. Dann drehte er sich zu seinem nächsten Gesprächspartner, und ich war gegessen.

»Hey, Falco!«, meinte der. »Echt reife Leistung! Einfach sensationell! Dieser Beat, dein Sound! So was hab ich in meinen ganzen dreißig Jahren in der Musikbranche noch nicht gehört! Wenn du mal einen guten Produzenten brauchst - frag einfach nach Uwe...«

So ging das auch mit Gesprächspartner drei bis neunundneunzig. Parallel zu dieser Dauer-Besabbelung redete Falco leicht abwesend seinen eigenen Text: »Ich hab das absolute Gehör! Mit sechs konnte ich schon mindestens dreißig Schlagerliedchen spielen! Ich sag den verknöcherten Ärschen von der Plattenfirma immer: ›Ihr könnt mich mal!‹ Ich weiß besser, wie's geht! Ich hab schon alle möglichen Jobs gemacht! Ich hab die Schnauze voll, dass die alten Säcke von den Wiener Philharmonikern Österreichs einzige Rock 'n'-Roll-Band sind.«

Und ich damals die ganze Zeit daneben, die Lauscher voll auf

Empfang. Vielleicht eine einzige Hirnzelle von mir, die funkte: Hey, die haben hier doch alle einen an der Waffel! Alles voll Tschaka Tschaka. Doch der Rest von mir war einfach nur geblendet und zerfloss vor Ehrfurcht. Ich freute mich, mit Falco in einem Raum stehen zu dürfen.

Erst viel später begriff ich: Das große Problem der Show-Branche ist, dass »Star« kein Lehrberuf ist. Alles im Prinzip Autodidakten und Normalos, die über Nacht vor der Frage stehen: Wie, verdammt noch mal, benimmt sich ein VIP? Wie grenz ich mich ab? Wie mach ich den Leuten klar, dass ich anders bin? (Man will ja seinem neuen Status gerecht werden.) Falcos Rezept war klar: Ich mach mal einen auf Großkotz, gelackt, arrogant und überheblich. Damit bin ich auf jeden Fall auf der sicheren Seite. Und mit diesen hohen Mauern um mich rum sieht keiner mein wahres Ich, sieht keiner, wie's wirklich in mir aussieht. Meine Ängste, meine Unsicherheiten bleiben verborgen. Ich bin nicht mehr so verletzbar.

Hier beginnt die eigentliche Tragik von Falco: Für seine Landsleute war er nicht irgendein Großkotz, sondern der legitime Nachfolger von Mozart. Seit der »Kleinen Nachtmusik« und der »Hochzeit des Figaro« hatte sich hier musikalisch nicht mehr viel bewegt. Für Österreich war Falco so etwas wie die Sensation schlechthin. Eine Art der Götterdämmerung und Auferstehung von den Toten. Endlich hatte man wieder ein Plätzchen in der Musikgeschichte. Sie bestärkten ihn noch in seinem Größenwahn.

Auf der anderen Seite waren da Falcos Wurzeln, sein alter Kumpel- und Freundeskreis: eine ganz spezielle politische Wir-sind-gegen-alles-Underground-Szene. Von Erfolg durfte man hier nur ganz still träumen. Aber auf gar keinen Fall welchen haben. Denn: Erfolg, das war ja Kommerz! Und Kommerz? Das war Prostitution!!! Ihr Johann Hödl jetzt ein Weltstar? In den Augen seiner Freunde war er ab sofort nur noch ein sich prostituierender kapitalistischer Bonzen-Ober-Arsch.

Die Folge: Der arme Falco stand plötzlich zwischen allen Fronten.

Die alten Kumpels zogen sich von ihm zurück, als ob er die Pest hätte. Rest-Österreich erwartete, dass er fleißig neue Hits produzierte. Und seine Neu-Kumpels waren die typischen Erfolgs-Blutegel. Die fanden ihn nur als »Falco« toll. Die hätten ihn noch nicht mal mit dem Hintern angeguckt, als er noch als No-Name im Rock-Kabarett »Drahdiwaberl« mitmusizierte.

Es dauerte acht Jahre, bis wir uns wiedertrafen. Diesmal unter vertauschten Vorzeichen. Da war ich dann wer. Und Falco auf der letzten Stufe seines Wegs zum Niemand. Seit fünf Jahren hatte er eine musikalische Pleite nach der anderen gelandet.

Ich drehte gerade für Blue System ein Video in Wien, als er auf einmal vor mir stand und »hallo« sagte. »Mensch, Dieter«, meinte er, »ich hab gehört, du bist in der Stadt. Da dachte ich, wir könnten mal reden.«

Wie er das sagte, das hatte nichts mehr von diesem dröhnigen, übertourten Platzhirsch aus dem »Onkel Po«. Ein ganz normaler Mensch, ganz lieb, ganz artig. Das ist ebenfalls das Bizarre an diesem Geschäft: Sobald der Fahrstuhl nach unten geht, kehren die Bescheidenheit und der Verstand zurück.

Ort des Video-Drehs war ein stillgelegtes Industrie-Gelände im Osten der Stadt.

Weil gerade Pause war, setzten wir uns vom Team ab und wanderten an den Bahngleisen entlang. Es war ein super heißer Sommertag. Wir hockten uns in den Schatten eines alten Waggons und fingen an, uns zu unterhalten. Wie ich da so saß mit dem Helden meiner Vergangenheit, war ich erst mal ganz andächtig. Ich wollte Falcos Geheimnis ergründen, ihn durchdringen, begreifen und wiederentdecken, was ich damals

so toll an ihm gefunden hatte.

Aber Falco hatte kein Geheimnis mehr.

Er war nur noch am Klagen: »Alle haben mich abgezockt und benutzt! Von der kompletten Kohle aus ›Der Kommissar‹ ist mir nicht ein müder Schilling geblieben. Auch die Weiber nehmen mich nur aus.« Insbesondere mit diesem Thema wurde er gar nicht fertig: »Die Mädeln sehen in mir nur den Knecht, der das Geld ranschleppt. Ich bin viel zu gutgläubig. Ich gerate immer an die Falschen.«

Ich merkte sofort: Falco hatte eine unheimliche Sehnsucht nach Normalität, nach menschlicher Nähe. Ihm hing seine Rolle zum Hals raus, er hatte keinen Bock mehr, den großen Zampano zu markieren.

»Du«, meinte Falco mit leiser Stimme, »ich hab beschlossen, ich krempel mein ganzes Leben um! Ich hab da gerade eine neue Frau kennen gelernt. Ich will noch weitere Kinder. Ich will eine riesengroße Familie. Meine Neue und ich ziehen jetzt gerade in eine andere Wohnung. Das hat mich ein paar Millionen gekostet. Das ist mein Neuanfang.«

Und ich dachte spontan: Mensch, Falco! So richtig überzeugt, so richtig begeistert hört sich das alles aber nicht an. »Wenn du schon so viel Geld ausgegeben hast,« hakte ich nach, »ist es denn wenigstens geil da in deiner neuen Butze? Muss ja der Hammer sein für so viel Kohle.«

»Naa«, meinte Falco, »am wohlsten fühl ich mich immer noch, wenn ich bei meinen alten Spezis von früher penne. Die leben ganz einfach und normal. Da bin ich auch einfach nur der Hans. Da fühl ich mich zu Hause, da bin ich glücklich. Und wenn mich meine kleine Tochter mit ihren großen Augen anschaut, dann weiß ich: Die ist ein Teil von mir. Die hat mich wirklich lieb. Die mag mich so, wie ich bin.«

Wow, was für ehrliche Worte, dachte ich. Ich hatte das Gefühl, ich begegnete gerade dem echten, dem unverstellten

Falco. Und der öffnete mir wirklich und tatsächlich sein Herz.

In dem Moment kam der »Bravo«-Fotograf Fryderyk Gabowicz vorbei. Er begleitete den ganzen Blue-System-Dreh mit der Kamera. Als er Falco und mich sah, rief er gleich begeistert: »Hey, Jungs, das sieht toll aus, wie ihr da so sitzt! Das gibt ein klasse Foto! Mr. Austria meets Mr. Germany! Rückt mal ein Stück'n zusammen!«

Von einer auf die andere Sekunde war es, als ob da jemand einen Schalter umgelegt, eine Batterie in das lahme und müde Duracell Häschen geschoben hätte. Ich dachte, ich sehe nicht richtig.

Falco begann wie wild zu posen, fuhr sich durchs Haar, grinste sein Standardlachen mit ganz vielen Zähnen und mimte den Kommissar. Kaum war der Fotograf weg, war er wie ein Luftballon, der »pffffffft!« machte und aus dem die Luft entwich. In sich zusammengesunken hockte er neben mir und war wieder der kleine Junge, der auf den Arm wollte.

»Sag mal«, wollte er wissen. »Wie war das bei dir so mit Modern Talking, als ihr Erfolg hattet?«

»Tja«, meinte ich, »am Anfang waren wir für die Leute nur die Besten, die Geilsten, die Größten. Jeder Plattenchef, jede TV-Nase, alle sind sie uns in den Arsch gekrochen. Dann haben Thomas und ich uns getrennt, und ich war komplett abgemeldet. War natürlich eine blöde Erfahrung. Hat mich echt kalt erwischt. So ohne Vorwarnung.«

Das schien Falco gern zu hören: Geteiltes Leid ist bekanntlich halbes Leid, wie Omi Bohlen immer sagt. Ich war für ihn die Bestätigung: Anderen geht's auch mal bescheiden. Und saß als lebender Beweis neben ihm: Man kann wieder auf die Beine kommen, am Ende wird alles gut.

»Ich hab da ein geiles neues Album in der Pipeline«, verkündete er auf einmal froh. »Das ist echt mega! Das wird einschlagen wie eine Bombe! Mein Manager ist auch der

Meinung: super Teil. Da sind mindestens zwölf Hits drauf. Vor lauter Hits wissen wir gar nicht, was wir als erste Single auskoppeln sollen.«

Hörte sich für mich nach gequirlter Kacke an. Wenn ein Sänger nämlich behauptet: »Ich habe zwölf Single-Hits auf meinem Album!«, dann ist immer was oberfaul. So gut ist niemand, selbst Madonna nicht. Da fehlt es an einem guten Manager, der sagt: »Ey, Junge, ab ins Studio! Lass uns noch mal an dem Ding arbeiten!« Das passte auch zu dem, was ich von Falcos Berater gehört hatte. Der sollte ein echter Dumpfbaddel sein. Einer von den vielen Schleimscheißern an seinem Hals, der von Tuten und Blasen keine Ahnung hatte und Falco nur nach dem Mund redete. Weil er nämlich Angst hatte: Wenn ich jetzt widerspreche, dann schickt er mich dahin zurück, wo ich herkomme - in den Media-Markt zum Kartonstapeln Also sagt er lieber: »Jo, alles riesig, was du da machst, Falco! Gemeinsam sind wir stark« (+ doof = gehen unter).

»Hey, sag mal, Dieter«, sinnierte Falco fleißig weiter, »du und ich! Wir könnten eigentlich auch mal was zusammen machen. Wie war's? Hättest du Lust?«

»Tja«, wich ich aus. »Grundsätzlich schon. Aber dazu müsstest du halt mal zu mir nach Hamburg kommen ins Studio. So zum Probieren.«

Falcos mangelnde Selbstkritik, seine Blindheit hatten mich doch ein bisschen stutzig gemacht. Dieter, da lässt lieber mal die Fingerchen von, sagte mir meine innere Stimme. Mit dieser Soße - Falcos Manager inklusive holländischem Produzenten-Duo Holland & Bolland, das da im Hintergrund noch mitkunzelte - wollte ich nicht so gern was zu tun haben. Mach erst mal mit den Jungs, dachte ich. Und wenn du dann immer noch Lust hast, weißt du ja, wo du mich findest.

Hinzu kam noch: Falcos Musikstil war nicht so meine Abteilung. Er konnte nicht singen, nur rappen. Und von Ich-

rapp-mir-hierjetzt-einen hatte ich einfach keine Ahnung.

Velleicht hätte ich's trotzdem versucht, tief in meinem Herzen war ich immer noch Groupie Dieter B. aus HH. Und Falco zu neuem Erfolg zu verhelfen reizte mich sehr. Doch wenn mich eine Sache abschreckt, dann sind es notorische Zu-spät-Kommer und Terminplatzen-Lasser. Und genau darin war Falco König. Sein Ruf in der Branche war in dieser Hinsicht exquisit...

Falco kam nie zu mir nach Hamburg. Er rief auch nicht an. Es war, als ob es dieses Zwei-Stunden-Gespräch auf den Bahngleisen in Wien niemals gegeben hätte. Wie angekündigt, erschien ein paar Monate später sein Album »Data De Groove«. Und war der Mega Ober-Super-Flop des Jahres. Karriere-technisch stürzte Falco nun endgültig ins Nirgendwo. Alles weg.

Drei Jahre später hörte ich, dass man ihm sogar seine geliebte Tochter genommen hatte. Seine Ex hatte ihm ein Kuckucks-Kind untergejubelt. Das musste er durch einen blöden Vaterschaftstest erfahren.

Man hatte ihn öffentlich an der Nase rumgeführt wie einen kleinen dummen Jungen. Und das Kind, das er liebte, war Teil des Betrugs. Das verkrafte als Mann erst mal. Falco tat mit furchtbar leid. Ich bin fest davon überzeugt: Von der Sekunde an war der Kämpfer in ihm tot. Ich gebe zu: Mir wär's ähnlich gegangen.

Wie die Branche munkelte, rauchte er von der Sekunde an statt täglich vierzig nun sechzig Zigaretten. Und soff, schnupfte und kiffte, was das Zeug hielt. Als Künstler kriegte er kein Bein mehr an Deck.

Das Makabre in der Musik-Branche ist: Tot bist du erfolgreicher als lebendig. Schöne Grüße von van Gogh. Der

hungerte zu Lebzeiten. Und heute zahlen die Sammler für seine Bilder irrwitzige Summen im zweistelligen Millionenbereich.

Und Falco? Kaum hatte der sich in der Dom Rep mit eins Komma fünf Promille, zweitausendsechshundertvier Nanogramm Kokain und einer Prise Marihuana im Blut totgefahren, liefen seine Alben wieder wie geschnitten Brot: »Out of the Dark«, sein letztes, unvollendetes Werk, war schon vor der Veröffentlichung ausverkauft.

Achtzig Prozent der Leute in der Showbranche saufen oder nehmen Drogen. Nicht etwa, weil alles so lustig ist. Es ist diese Angst, dass einem alles wieder genommen wird. Wie Falco.

1992

Eva Herman

Oder: Fisch an
Himbeersoße



Um das gleich klarzustellen: Mit Eva Herman war ich nicht in der Kiste. Dafür verbindet uns eine feste platonische Beziehung, in der es immer irgendwie um Männer und Mampfen geht. Angefangen hat das mit uns voll unromantisch hinter den Kulissen der »NDR-Talkshow«, genauer gesagt in der dortigen Werkskantine. Hier konnte man damals für geniale achtzig Pfennig mampfen gehen, auch wenn die Gerichte immer verdächtig viele Fettaugen hatten und ziemlich ungesund aussahen.

Der Grund für mein Hiersein: Ich war als Talkgast geladen. Bei der »NDR-Talkshow« muss man nämlich immer schon um sieben antanzen, auch wenn sie erst um zehn anfängt. Warum, weiß keiner. Als Ergebnis landet man spätestens nach zwanzig Minuten in der Kantine und schlägt da die Zeit tot.

Drei Tische entfernt hockte Eva über ihrem Kaffee und wartete auch - in diesem Falle darauf, dass ihr Ehemann Feierabend machte. Weil man in puncto Ehemann bei Eva schnell die Übersicht verliert: Zu dem Zeitpunkt war das gerade ein pummeliger Schnauzbart-Träger namens Horst-Wolfgang »Wolfi« Bremke. Dieser Wolfi im NDR-kompatiblen Antje-Walross-Look war nicht nur der Sponsor von Evas Nachrichten-Sprech-Kursen, sondern nebenbei auch der Moderator der »NDR-Talkshow«. Jetzt wartete ich darauf, dass er sich mich gleich vorknöpfte. Bremkes Interview-Masche war immer die gleiche: Er ließ den großen Max raushängen und machte einen auf Schlaumeier und »Herr-Lehrer-ich-weiß-was«. Wahrscheinlich fühlte er sich groß, wenn er seine Talkshowgäste anpieschern konnte. Was aber irgendwie nie so richtig funktionieren wollte. Kurzum: Der Typ war bäh!

Nachdem Eva das fünfte Mal die Kaffeemaschine gemolken hatte, sprach sie mich an: »Hallo, sind Sie nicht Dieter Bohlen? Ich bin Eva Herman, nett, dass ich Sie mal kennen lerne! Ich mag Ihre Musik sehr gerne.«

»Hallo, Frau Herman!«, antwortete ich super korrekt. (Mir fiel

nämlich zum Glück noch rechtzeitig ein, dass man das »Herman« wie »Herman« und nicht wie »Herrmann« ausspricht. Zwei Jahre zuvor hatte Eva nämlich aus Imagegründen ihren Namen aufgeflossen und ein »r« und ein »n« rausoperiert.)

Wir kamen ins Gespräch und waren uns gleich voll sympathisch. Da hätte sicher was laufen können. Aber sie ist für mich der Typ Frau, mit dem man eher befreundet ist. So startete ich meine Karriere als Evas Kummerkastentante und persönlicher Berater in Sachen Männer.

»Komm doch mal mit deiner Freundin Nadja zu uns zum Abendbrot!«, schlug sie vor. Womit wir bei Evas zweiter großer Leidenschaft neben Ehemänner-Sammeln sind: Essen. (Fängt praktischerweise beides mit »E« an.)

Vier Wochen später kreuzten Naddel und ich dann wirklich wie abgemacht bei ihr zu Hause auf, eine Drei-Zimmer-Normalo-Wohnung irgendwo im Niemandsland zwischen Hamburger City und Nobel-Vorort Blankenese.

Mittlerweile hatten Eva und ich schon eine feste Telefonbeziehung aufgebaut: Sie telefonierte gerne, ich telefonierte gerne, wir erzählten uns immer die neuesten Neuigkeiten, kurzum, zwei Klatschanten hatten sich gefunden.

Eva hatte für uns und Walross-Bremke super aufwendig gekocht: auf dem Tisch gleich mehrere Gänge, schwere weiße Leinenservietten und nur das teuerste Silber-Besteck. Irgendwie lieb, aber leider auch alles unheimlich bemüht. »Das ist übrigens ein ganz, ganz, ganz tolles Besteck!«, versuchte mich Eva auf die Schätze vor mir aufmerksam zu machen. So weit, so gut. Wir fingen an zu essen, klapperten eifrig mit besagtem Silberbesteck, da flogen plötzlich Tiernamen durch die Luft:

»Mein Bärchen, mein Schnautzi-Pautzi-Hasilein, wärst du mal so lieb, mir das Salz zu reichen?« (Eva)

»Oh, kein Problem! Da, du süßes Mäuschen, du! Du kleines Schatzi-Watzi-Knuffel-Wuffel!« (Horst-Wolfgang)

So ging das in einer Tour, ich hatte das Gefühl, ich bin im Zoo.

Voll anstrengend. Ich hörte sofort die Kuhglocken bimmeln: Achtung, Dieter! Durch Thomas und sein Nörchen hatte ich ja schon so meine einschlägigen Erfahrungen mit hyperventilierenden Liebespaaren. Mein Eindruck: Da ist was faul, da ist Dreck unter dem Glück.

»Pssst«, stupste ich Naddel an, als die beiden Turteltaubchen gerade in der Küche zugange waren, »sag mal, wo sind wir denn hier bitte gelandet? Ich glaub das ja alles nicht!« Mittlerweile hatte das einhundertvierunddreißigste »me in Wonni-Sonni-Evi-Engelein« seinen Besitzer gewechselt.

An nächsten Tag griff ich natürlich sofort zum Telefon und rief Eva an. »Sag mal«, meinte ich zu ihr nach ein bisschen einleitendem Ra-ra-ra, »geht das immer so bei euch ab?«

»Worauf willst du hinaus?«, kam's pronto aus dem Hörer.

Und ich so: »Na ja, so namentechnisch halt!«

Aber Eva: »Hat dich das etwa gestört? Wir halten mit unseren Gefühlen eben nicht hinter dem Berg! Wir lieben uns!«

»Na, wenn dem so ist! Aber ehrlich, Eva, ich glaub, das geht nicht lange gut mit dir und deinem Kerl. Ich hab da so ein Gefühl für«, antwortete ich.

»Ach, Quatsch!!!«, meinte Eva im Brustton der Überzeugung. »Völliger Kokolores! Mit dem Mann werde ich alt!«

Na ja, dachte ich. Und im Anschluss gleich noch ein paar Mal: na ja, na ja, na ja, na ja. Und kaum hatte ich das letzte »na ja« zu Ende gedacht, las ich in der Zeitung:

*Tagesschau Sprecherin Eva Herman
und NDR-Talkshow-Moderator
Horst-Wolfgang Bremke
- Scheidung nach fünfzehn Monaten*

Trennungsgrund war angeblich die untermühlte und

norddeutsche Art von Walross-Bremke. Tja, ich musste die beiden wohl in ihrer letzten Hormon-Aufwallung erlebt haben. Irgendwie war ich schon ein bisschen stolz auf mich. Hatte ich's nicht prophezeit? Von da an nahm ich, wenn Eva wieder einen neuen Kerl hatte, erst recht kein Blatt mehr vor den Mund.

Tschüss - Schatzi-Watzi-Knuffel-Wuffel-Wolfgangchen, hallo - Uwe Bahn! Wie auch Horst-Wolfgang verdiente Uwe sein Geld beim NDR. Als Radio-Moderator trug er immer voll lustige Krawatten. Wahrscheinlich wollte er fürs Fernsehen entdeckt werden. Nur leider hatte ihm niemand gesagt, dass in seinem Mikro keine Kamera eingebaut war. Ab und an sah ich ihn abends auf Piste. Nach dem Motto: Platz da, Fußvolk, hier kommt der große Uwe. Wenn er aber mit jemand Wichtigem zu tun hatte, dann kuschte er. Deswegen passten er und der NDR auch wunderbar zusammen. Die drei Buchstaben stehen nämlich für Nicken-Ducken-Radfahren.

Natürlich hatte ich irgendwann auch das wunderbarsonderbare Vergnügen, mit Uwe und Eva essen zu gehen. Das kam so:

Beim NDR bin ich mit einem unausgesprochenen Radioboykott belegt (der dauert übrigens bis heute an). Freiwillig wird von mir hier kein Song gespielt. Was natürlich auch von Vorteil ist, so werde ich nicht totgedudelt wie Phil Collins oder Marius Müller-Westernhagen. Dennoch unternahm mein Kumpel Andy regelmäßig den Vorstoß, die NDR-Grufties davon zu überzeugen, dass es ein Fehler ist, den erfolgreichsten Komponisten Deutschlands nicht zu spielen. Deswegen lud er die ganze Bande auf Kosten der BMG zu einem kostenlosen Befressnis und Besäufnis in eines von Hamburgs Schickimicki-Restaurants ein.

»Lass es, Andy! Das ist sinnlos!«, warnte ich noch vorher. »Der NDR, das ist eine sozialistische Veranstaltung. Die nehmen keinerlei Rücksicht auf irgendwelchen Erfolg. Denen ist das so was von schnurz!«

Aber Andy ließ sich nicht beirren, da ist er der blauäugigste Blauäugige der ganzen Branche: »Weißt du was, die machen wir besoffen, dann läuft das schon!«, war er sich sicher.

So saßen da also TV-Moderator Lutz Ackermann, Uwe Bahn mit einer besonders wild gefleckten Krawatte, Eva, Andy, ich und die übliche Horde von NDR-Schnorrern. Ort des Geschehens: das »Fischereihafen«-Restaurant, Hamburgs feinste und teuerste Adresse, wenn man was mit Gräten haben will. (Gleich nebenan auf dem Bürgersteig nistet übrigens eine ganz besondere Vogelgattung: die Bordsteinschwalbe. Vielleicht macht das den Laden bei Geschäftsleuten so beliebt.)

Der Chefe dort heißt Rüdiger Kowalke. »Ja und hier! Und lecker! Und toll! Und soll ich für euch was Eigenes komponieren?«, umwuselte er uns, kaum dass unsere Popos die altrosafarbenen Stühle berührten. Von da an nahm das Unglück seinen Lauf. Das »Menü surpris« kam und war - et voilà, ich wollte meinen Augen nicht trauen - Fisch an Himbeersoße. Tapfer nahm ich einen Haps auf die Gabel und probierte. Es schmeckte wie: salziger Fisch an süßer Himbeersoße. Uuurgh! So was von igitt!

Kaum waren die Teller mit dem Brechmittel wieder abgeräumt, kam Kowalke angewieselt und wollte hören, dass er der einzige und größte Koch von Deutschland war: »Na, wie hat's euch denn gemundet? War das nicht köstlich?«, wollte er gelobt werden.

»Ja, ja, super, wunderbar, ganz hervorragend, also wie Sie das wieder hingekriegt haben«, überboten sich alle in ihren Begeisterungsausrufen und machten auf große Gourmets.

»Nee, voll scheiße«, störte da plötzlich jemand den Kanon. Das war natürlich ich. Nun weiß ich ja, dass man so was in teuren Restaurants eigentlich nicht darf. Aber es hatte *wirklich* gruselig geschmeckt.

Eva guckte wie vom Donner gerührt, stand urplötzlich auf

und setzte sich an einen anderen Tisch. Ich taperte hinterher, weil ich nicht wusste: War sie beleidigt, oder war ihr auch schlecht?

»Ja, wie kannst du nur?«, fauchte sie mich an: »Du hast ja keine Ahnung! Ich kenn mich da aus! Ich komm aus der Gastronomie! Meine Eltern hatten ein Hotel! Das war ganz toll, was du da hattest!«

»Ja, tut mir ja Leid«, versuchte ich sie ein bisschen runterzuholen. »Aber wenn's mir nun verdammt noch mal nicht geschmeckt hat? Der Typ kann ja in seiner Küche für andere zusammenkomponieren, was er will. Ich will meine Seezunge in Zukunft nur noch kross gebraten und nicht schwul mit Himbeersoße.«

Wir gingen wieder zurück zum Tisch. »Dd...a sssseid... ihr... jjja wieder«, begrüßte uns Lutz Ackermann von unterm Tisch, »wwwwwar's... denn ssschön?«

Das Ergebnis des Abends: Alle hatten sich breit gesoffen, auf Uwes Krawatte klebte jede Menge roter Himbeersoße, Andy hatte eine Riesenrechnung über zweitausend Mark zu begleichen, und der NDR 2 spielte trotzdem nicht meine Musik. Und wann immer ich heute ins »Fischereihafen«-Restaurant gehe, schnappe ich mir sofort am Eingang Kowalke und bringe ihn erst mal auf Kurs: »Also, Meister, für das Komponieren bin ich zuständig! Du kümmерst dich um deine Pfannen!«

Nach dem zwölf Jahre älteren Wolfi und dem gleichaltrigen Uwe wilderte Eva zum dritten Mal unter den NDR-Männern. Diesmal zog sie den zwei Jahre jüngeren Tom Ockers an Land, Filmemacher beim Sender. Das ist so typisch Eva und ihre Hausfrauen-Mentalität: Mutti macht das schon, den bastele ich mir irgendwie schon hin. Jetzt stand ihr der Sinn offensichtlich nach Frischblut. Sie sah in ihm Rock 'n' Roll. Auf mich wirkte der Kerl spröde, introvertiert und gesprächsorientiert. Ich konnte ihm überhaupt nix abgewinnen.

»Ich bin mir sicher! Der und sonst keiner!«, strahlte Eva wie beseelt vor Glück und hatte lauter kleine rote Herzchen in den Augen blinken, als wir uns zum Kaffeetrinken im »Central Park«, einem Szene Laden am Hamburger Stadtpark, trafen. Sie kam mit Roller Blades und hatte gerade die Phase Hui-ich-bin-sechzehn. »Das ist der Mann meines Lebens!«, schwärmte sie.

»Meinst du wirklich? Ihr passt doch so irgendwie überhaupt nicht zusammen.« Ich war skeptisch. »Ich finde ja, was Typen angeht, fischst du immer im falschen Teich.« Ich sehe Eva nämlich eher an der Seite eines seriösen älteren Geschäftsmannes mit Naturell und Gesichts-Plissee à la Uli Wickert. Ein Mann halt, mit dem man Heidespaziergänge machen und in die Oper gehen kann. Eva ist nämlich im Grunde ihres Herzens zwar super nett, aber auch erzbieder. Eva und Tom nebeneinander, das sah für mich immer ein bisschen aus wie große Schwester und kleiner Bruder.

»Nee, nee«, hakte ich noch mal während des Kaffeetrinkens nach, »so der ganz große Wurf ist das mit diesem Mann nicht!«

»Nein, glaub mir!«, war Eva sich sicher. »Das mit Tom, das ist für immer und ewig. Ich spür das in meinem Herzen.«

Die beiden heiraten nach nur drei Monaten.

Es kam, wie es kommen musste. Eines Abends klingelte mein Handy. »Er hat mich verlassen!«, schniefte Eva in die Leitung und war völlig fertig. Ich muss sagen: Sie tat mir echt Leid. Ich meine, ich weiß ja, wie man sich in solchen Momenten fühlt. Liebe macht einfach blind. Bin ja auch oft genug ins Fettnäpfchen getreten.

Bislang letzter Neuzugang in Evas buntem Männerzoo: Michael. Diesmal gleich zehn Jahre jünger und Pächter des Blankeneser Strandhotels. Das einzige Gute, was ich über ihn sagen kann: Er arbeitet wenigstens nicht beim NDR. Als ich ihn das erste Mal traf, schnullerte er gerade mit Eva rum. Und das kam so:

Ich wollte mit Modern Talking ein Konzert auf Sylt geben. Thomas und ich übernachteten im Hotel »Waltershof« in Kämpen. Kurz vor dem Konzert trafen wir in der Lobby den Besitzer Detlef Tappe, der gleichzeitig auch das Szene-Restaurant »Sturmhaube« betrieb.

»Ach, hallo! Gut, dass ich euch treffe«, schnellte er hinter seiner Rezeption hervor wie eine Klapperschlange, und ich dachte noch: Mensch, der ist ja vielleicht auf Zack! »Bevor ich's vergesse«, schleimte er Thomas und mich an. »Ich geb da nachher noch so 'ne Party in der ›Sturmhaube‹. Also ich schwör euch, das wird bestimmt SU-PER-NETT! Wie wär's? Kommt doch auch noch vorbei!«

»Ach, nö«, wimmelte ich ihn ab, »Thomas macht nach dem Konzert bestimmt gleich 'ne Biege. Und ich weiß auch noch nicht, ob ich Bock habe. Mal sehen.«

Doch er ließ nicht locker, klebte wie eine Klette an uns und kam sogar mit raus vor die Tür: »Kommt schon! Das wird die Sause des Jahrhunderts!«

Im Hangar 401 angekommen, wo das Konzert stattfinden sollte, begrüßten uns überall auf dem Fußboden ganz viele kleine bunte Flyer:

»Große Modern-Talking-After-Show-Party
in der ›Sturmhaube‹
Special Guest Stars:
Dieter Bohlen & Thomas Anders
Eintritt: 85 Mark«

Das war die größte Dreistigkeit seit Verona Feldbusch. Ein Betrug an meinen Fans. Keiner darf einfach unsere Namen auf Plakate schreiben, und außerdem kosten After-Show-Partys nie Geld. Tappe hatte, wie ich herausfand, schon eintausend-zweihundert Karten verkauft.

Aus Protest machte ich mit Estefania einen großen Bogen um die »Sturmhaube« und ging stattdessen zum Feiern ins »Pony«. Und wen sehe ich als Erstes, als ich reinkomme? Eva und ihren Michael beim verliebten und wilden Rumschnullern im Gedränge.

»Dieter, ich hab dir ja schon von Michael erzählt. Das ist er! Live und in Farbe!«, machte Eva uns bekannt und strahlte über beide Backen. Auch Michael grinste von einem Ohr zum anderen. Man merkte, wie toll er das fand, dass er mit so vielen »echten« Prominenten zusammenstand. Ein Blick in sein Gesicht, und ich wusste: Der Kerl ist ein Blender, ein Wichtigtuer, der es super schick findet, dass seine Freundin eine bekannte Nummer beim Fernsehen ist. Und gleichzeitig keine Gelegenheit auslässt, seine Grabbelfinger auch in andere Marmeladentöpfe zu stecken.

Kaum war Eva mal für kleine Mädchen, bewahrheitete sich auch schon mein Verdacht. Michael wanzte sich sofort an Estefania ran und glotzte ihr unverschämt ins Top.

Die fand's nur eklig. »Sag mal, Dieter«, flüsterte sie mir zu, »was fällt diesem Kerl denn ein?!« Dann drehte sie ihm demonstrativ den Rücken zu. Doch dieser Vorort-Möchtegern-Playboy raffte immer noch nicht, was Sache war. Er grinste nur dümmlich, saugte an seinem Bier rum und tastete jetzt Estefanias Popo mit lüsternen Blicken ab. Sah so ein frisch verliebter Mann aus? Gott sei Dank kam in der Sekunde Eva vom stillen Örtchen zurück.

»Pass auf«, zog ich sie zur Seite, als Michael schon wieder woanders rumturnte, »meinst du wirklich, der ist diesmal der Richtige?«

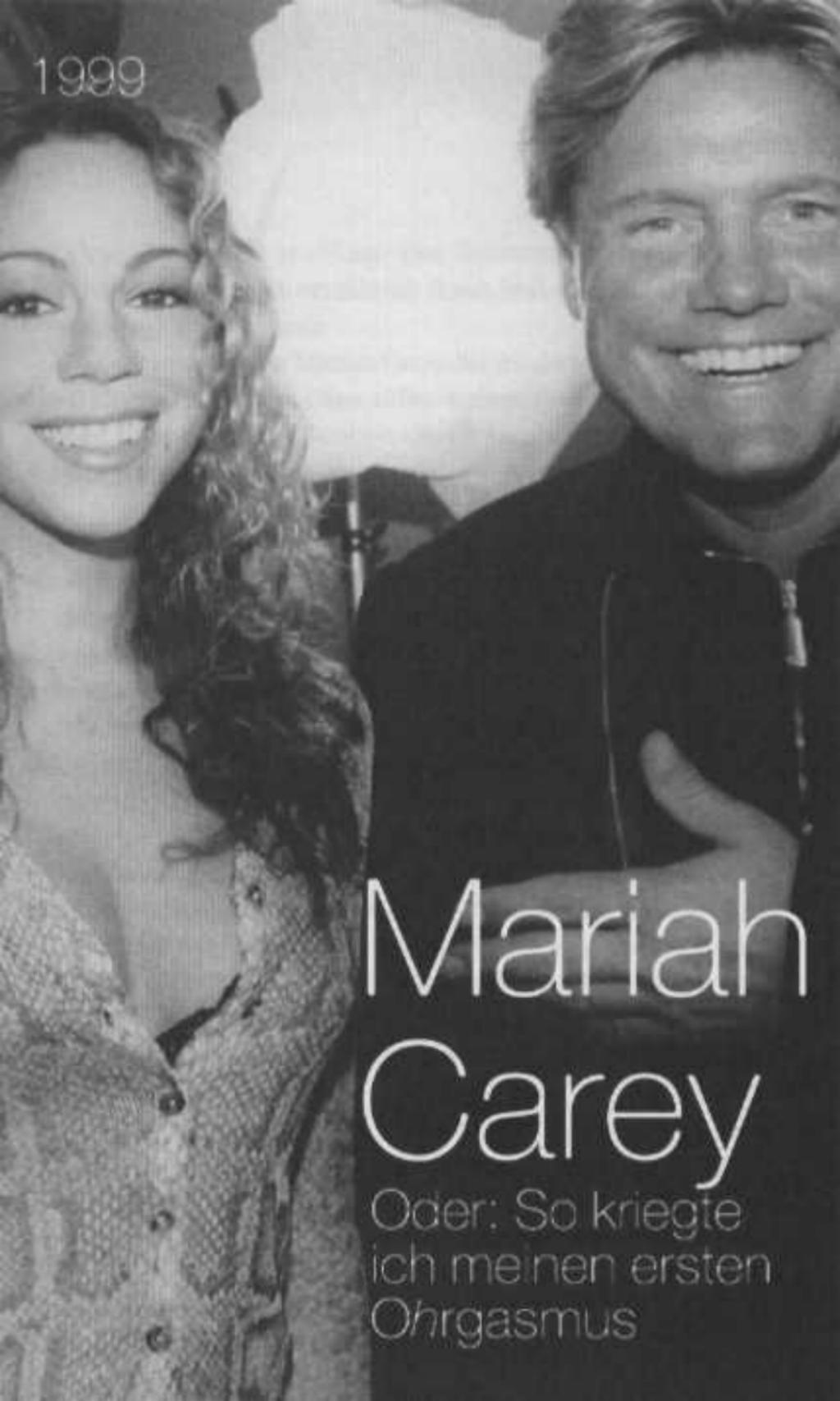
»Ja, absolut, diesmal irre ich mich nicht!«, kam es wieder mit dem Brustton der Überzeugung. Mit der gleichen totalen Überzeugung hatte sie das auch schon bei diesem Bumsdings, diesem Tom, gesagt.

»Mensch, Eva, ich will dich ja nicht enttäuschen! Du wirst mich jetzt scheiße finden, dass ich das sage«, meinte ich. »Aber du weißt, ich mag dich wirklich. Und ich bin mir total sicher: Das wird nix mit diesem Michael! Das haut nie und nimmer hin. Jede Wette!«

Sie guckte mich ein bisschen skeptisch an. »Ist gebongt!«, meinte sie dann nur. »Wetten wir. Fünfhundert Mark!«

Okay! Die erste Runde geht bislang an Eva. Bis jetzt hat's gehalten. Natürlich wünsche ich ihr von ganzem Herzen, dass er diesmal Mr. Right ist. Trotzdem, ich fürchte: Ich werde die zweihundertfünfzig Euro gewinnen.

1999

A black and white photograph of Mariah Carey and Richard Gere. Mariah Carey is on the left, wearing a light-colored, patterned dress, smiling broadly. Richard Gere is on the right, wearing a dark zip-up jacket, also smiling. They appear to be posing together.

Mariah Carey

Oder: So kriegte
ich meinen ersten
Orgasmus

Dieses Buch heißt ja »Hinter den Kulissen« und nicht »In den Betten«. Deswegen erzähle ich Ihnen jetzt auch die Geschichte von Mariah Carey und mir.

Ich liebe und verehre Mariah Carey. Sie macht mir beim Zuhören einen Orgasmus im Ohr. Diese süßen kleinen Seufzer und das angedeutete Stöhnen in ihrer Stimme, das ist, als ob sie winzige Noppen auf den Stimmbändern hätte.

Wie das Leben so spielt, lief ich eines Tages im Kölner »Hyatt«-Hotel einem Reporter von RTL-Exclusiv über den Weg:

»Hey, Dieter«, meinte der zu mir, »Mariah Carey ist gerade auf Promo-Tour hier im Hotel. Hast du nicht Lust, die spontan für uns zu interviewen?«

Ich dachte nur: Yyyyyyyyyyes, Sssssssssssssssir! Bingo! Da haste den Richtigen gefragt. »Ich bin bereit! Wo wartet sie auf mich?«, antwortete ich begeistert.

Wenn ich bis dahin gedacht hatte, Stephanie von Monaco und ihr Hofstaat hätten einen großen Zirkus veranstaltet, so kannte ich bis dahin Ihre Königliche Hoheit Mariah Carey von und zu Beverly Hills noch nicht. Man klopft bei einem Ami-Star ihrer Kragen- und Busenweite nicht einfach an die Zimmertür und sagt: »Nice to meet you!« Nein! Da wird ein Wind gemacht, das kann sich keiner vorstellen.

Zunächst kam eine Tusse von der Schallplattenfirma Sony, wedelte willy-wichtig mit irgendwelchen Zeitplänen rum und schnatterte nonstop in ihr Head-Set: »Hallo, you hear me ...? Yes, Herr Bohlen und ich stehen straight ahead from the Blumenkübel... Yes, yes ... wir drücken jetzt the button of the Lift...!«

Dann quetschten wir uns gemeinsam mit einem halben Dutzend amerikanischer Presseagenten und Betreuern, die vor Aufregung fast kollabierten, in den Aufzug. Im sechsten Stock öffnete sich pling! - die Fahrstuhl-Tür, und wir wurden von vier

Furcht einflößenden Bodyguard-Schranken in Empfang genommen.

Ab hier und den nächsten halben Kilometer bis zur John.-F.-Kennedy-Suite flüsterten die Presseagenten, die Betreuer und die Sony-Tusse immer wieder mahnend »Psssssst! Psssst! Leise! Quiet!« Dazu legten sie bedeutungsvoll den Finger an den Mund. Als ob wir uns einer Intensivstation näherten.

Banane! Ihr könnt mich mal, dachte ich. Ich selbst hatte schon tausendmal in dieser Suite gewohnt und in das Kingsize-Bett gepupst. Und jetzt wurde ich unter Bewachung hineskortiert. Wie absurd! Kein Wunder, dass die Ami-Stars alle irgendwann mal irre werden und in die Klappe müssen.

»Schluss! Ich habe keine Lust mehr! Ich geh!«, sagte ich extra laut.

Worauf alle betreten Dum-di-dum machten. Die Sony-Tusse quälte sich ein schiefes Joghurette-Lächeln ab: »Aber, Herr Bohlen! Öh, bitte! Also, öh, nein, also ... Frau Carey freut sich doch schon so sehr auf Sie. Es geht auch gleich los! Wir müssen ... äh ... nur noch ganz kurz leise sein!«

Wir mussten dann noch geschlagene fünf Minuten schweigend und voller Andacht vor Mariah's Schrein stehen, bevor die Tür der Suite aufschwang. Endlich durfte ich rein. Da waren meine vertrauten hundertachtzig Quadratmeter mit Kamin, Klavier, Whirlpool und Plasma-Bildschirmen. Alles wie gehabt!

Mit einer kleinen Ausnahme. Mittendrin saß Ms Carey und war angestrahlt wie der Kölner Dom bei Nacht. Mindestens dreißig Scheinwerfer, die von oben, von unten und von quer auf sie gerichtet waren. Es war zwar bullenwarm, aber dafür war ihr Gesicht in wunderbar schmeichelhaftes Licht getaucht. Mariah sah so perfekt, so geleckt aus wie eine Barbie-Puppe.

Wer nämlich denkt, dass Make-up der wichtigste Schönmacher in der Show-Branche ist, der irrt total. Gute

Ausleuchtung ist tausendmal wichtiger. Merke: Schatten sieht auf Fotos immer scheiße aus. Jeder Pickel wirkt pickeliger, jede Falte faltiger, jede Geheimrats-Ecke geheimer. Je kleiner der Raum ist, desto leichter lassen sich die Personen darin ausleuchten. Deswegen sehen bei der »Tagesschau« immer alle total hübsch aus. Auch Stefan Raab und Harald Schmidt haben geiles Licht. Nur Johannes B. Kerner kriegt das irgendwie nicht gewuppt. Bei dem sehen alle voll gruftig aus und keinen Tag jünger, als sie tatsächlich sind. Voll die Reality-Show. (Deswegen hat er sogar schon mal Gabo, die Starfotografin, einfliegen lassen. Die hat für fünfzehntausend Euro Tages-Honorar an seinen Scheinwerfern rumgeschraubt. Hat aber nix genutzt.)

Mariahs amerikanische Licht-Crew hatte nichts dem Zufall überlassen. Nicht nur ihr Gesicht war ausgeleuchtet, sondern sogar höchst ungewöhnlich und für mich eine völlig neue Erfahrung auch der komplette Körper. Mariah lag da wie eine schaumgeborene Meerjungfrau, die einem Dreißiger-Jahre-Hollywood-Schmachtschinken entsprungen schien. Jeder Faltenwurf ihres Outfits war bis aufs Kleinste hindapiert und durchkomponiert. Die Hand lässig unlocker auf der Hüfte abgestützt. Der Kopf in einem völlig unnatürlichen Winkel abgewinkelt. Der Busen bis zum Geht-nicht-mehr rausgedrückt.

Mir sah das alles nur verdammt nach Kreuzschmerzen und Rückenverspannungen aus. Ich wünschte ihr von Herzen einen guten Chiropraktiker. In dieser verquasten Denkmal-Pose hatte sie wahrscheinlich schon seit Stunden Interviews gegeben.

Gemessen an dieser spektakulären Inszenierung, führten wir ein sehr unspektakuläres Blubber-di-blubb-Interview:

»You have a totally different voice to the other voices I heard before. You always have some crispy, ahm, something...«

»Yes«, nuschelte Mariah ihre Antwort, die ich aber kaum verstand. Sie sprach nämlich superleise. (Übrigens auch so ein

Ding aus der VIP-Trick-Kiste: flüstern. Dann müssen sich alle voll konzentrieren, wenn sie verstehen wollen, was der Weltstar will.)

Okay, nächste Frage, dachte ich mir. »Is it technic or something from the Computer or from the mixing console? Or something the sound engineer did in the Studio? Or is it really your voice?«

»Ohhh... yes...«, hauchte Mariah wieder.

»So what? How do you do it?«, wurde ich langsam ungeduldig.

Woraufhin Mariah den Mund aufmachte und unheimlich viel Luft durch ihre Stimmbänder sog. Dann sang sie plötzlich die ersten Takte von »Hero«. Wirklich genial. Einzigartig. Da hatte ich mal wieder meinen Orgasmus. Die Wucht in Tüten.

Das Interview ging dann noch zwanzig Minuten laberdifasel weiter. Aber als ich zum Fahrstuhl trabte, erlebte ich eine Überraschung. Da hatte doch die Statue tatsächlich ihren Sockel verlassen und trippelte jetzt plötzlich leibhaftig neben mir her. »What are you doing this evening?«, hauchte sie. Und sah auch ohne ihr ganzes Licht noch total hübsch aus.

Was so ein alter Ostfriese ist wie ich, der kann nicht so richtig damit umgehen, dass eine Frau den ersten Schritt macht. Ich patzte auf ganzer Linie und verschoss den Elfmeter. »Tja«, meinte ich mit einem acht Meter dicken Brett vor dem Kopf, »ich muss nach Hamburg.«

Kaum hatte ich das ausgesprochen, hätte ich mich auch schon ohrfeigen können für so viel Doofheit. Aber zu spät. Im Fahrstuhl auf dem Weg nach unten dachte ich immer nur wieder: Dieter! Dieter! Dieter! Das bereust du ein Leben lang!

Ein paar Wochen später kriegte ich einen Anruf von der Sony. Frau Careys Privatjet sei im Anflug auf Hamburg. Ich möge mich bereithalten. Sie würde unheimlich gerne für ein paar Stunden in mein Studio kommen. Vielleicht auch ein paar neue

Nummern ausprobieren.

Ich freute mir einen Ast ab. Für Neue-Nummer-Ausprobieren bin ich immer zu haben. »Klaro!«, meinte ich zu dem Sony-Menschen am anderen Ende der Leitung. »Tell the lady, I am ready to rumble!«

Keine Ahnung, wie Mariah mich gefunden hatte. Ich hatte ihr weder Adresse noch Telefonnummer gegeben. Und ausnahmsweise auch darauf verzichtet zu erwähnen, dass ich der Größte bin. Musikalisch gesehen.

»Es gibt da noch ein paar klitzekleine Kleinigkeiten, die Sie beachten müssten«, meinte die »Sony«-Type. »Die Musik-Techniker haben Gewehr bei Fuß zu stehen. Das Studio muss ansonsten komplett leer sein. Und, ach ja! Frau Carey kommt eventuell zwischen zwei Uhr nachts und zwölf Uhr mittags. Aber ganz sicher ist das noch nicht.«

Ich wäre ja bereit gewesen, das alles passend zu machen. Die Versuchung war einfach zu groß. Ein Weltstar im Studio, der in Stimmung war, einen Song auszuprobieren - was für eine Chance! Bei der Gelegenheit hätte ich ihr gleich noch eine Ballade von mir unterschieben können. Und was dem Boris seine Besenkammer, das war bei uns schon seit Jahren das Plätzchen neben der Kaffeemaschine.

Aber Luis, mein Ton-Ingenieur, tippte sich nur an den Kopf und meinte: »Die Alte hat ja wohl den Arsch offen! Wir machen uns doch hier nicht zum Affen! Das lässt du mal schön bleiben, Dieter! Die soll sich einen anderen Dummen suchen!«

Am nächsten Tag las ich in der Zeitung, dass Mariah in irgendein anderes Hamburger Studio gerauscht war. Dort hatte sie ein Gläschen Champagner getrunken und ein paar Takte rumgesungen. Dann war sie wieder abgedampft. Dumm gelaufen für das andere Hamburger Studio. Aber ich bin mir nicht sicher, dass sie bei mir auch nur Champagner getrunken hätte.

Ein letztes Mal durfte ich ein paar Jahre später einen Auftritt von Mariah genießen. Da trat sie bei »The Dome« in Kiel auf.

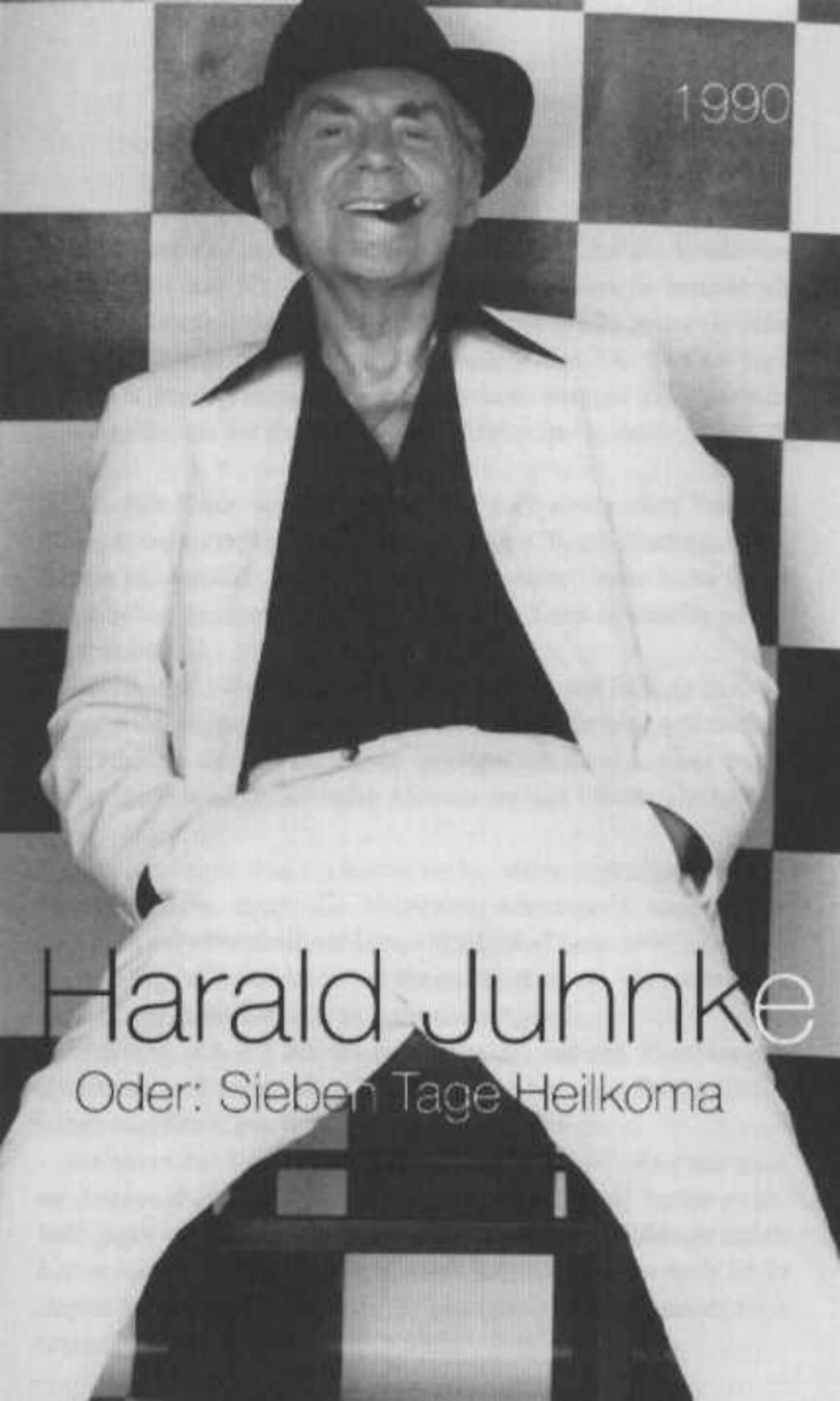
Der komplette Weg von Mariahs Garderobe bis zur Bühne war wie gewohnt, wie gehabt von hundert Kilo schweren Security-Männern gesichert. Niemand durfte sich auf den Gängen aufhalten. Alle anderen Künstler inklusive Enrique Iglesias und Westlife hatten Anweisung, ihre Garderobentüren geschlossen zu halten.

Ich hielt mich natürlich nicht daran. Marielin, meine Tochter, wünschte sich nämlich sehnstüchtigst ein Autogramm von Mariah. Und mir ging dieses Alle-bleiben-in-ihren-Ställen sowieso auf den Senkel. Ich bin doch kein Kaninchen.

Also stellte ich mich auf den Flur, als sie auftreten sollte. Ich hielt nach Mariah Ausschau. Das kam sie mit ihrem Tross auch schon an. Aber alles, was ich sah, waren die breiten Brustkästen der Security- Männer. »Zurück! Zurück!«, ertönte es sofort. Ich blieb standhaft. So leicht lässt sich ein Dieter Bohlen nicht verscheuchen. Doch die Bodyguards verstanden keinen Spaß. In der nächsten Sekunde packten mich auch schon vier kräftige Hände und stopften mich zurück in meine Garderobe. Bevor die Tür zuknallte, sah ich noch, wie Mariah völlig unbeeindruckt wie die Königin von Saba mit einem Schampus-Glas in der Hand in Richtung Bühne vorbeischwebte.

Und die Moral von der Geschieht?

Für Marielin besorgte ich ein Autogramm von Westlife. Und Mariah kann mich seitdem mal kreuzweise.



1990

Harald Juhnke

Oder: Sieben Tage Heilcoma

Wie dem Esel eine Möhre, so muss man mir nur ein Sonderangebot vors Näschen halten, und ich renn los. So landete ich 1990 im Rahmen des Ossi-Hilf-Programms »Volle Sause - halbe Steuer« auf einer riesen Baustelle namens Berlin. Wer hier als Topverdiener hinzog, musste zwanzig Prozent weniger Einkommensteuer zahlen als der Rest der Republik. Feine Sache, das.

Neben dem Kohle-Spar-Effekt fand ich noch eine andere Sache an Berlin hammermäßig: Null Angst vor den Bund-Spechten. Hier konnte ich nämlich nicht eingezogen werden. Davor hatte ich ja chronischen Bammel (auch wenn man mich mit neunzehn ausgemustert hatte).

Die meisten Männer nehmen Wehrdienst ja wie Fußpilz in Kauf. Einige Masochisten betonen sogar noch, was für eine toll-wichtige Erfahrung das für ihr Leben gewesen sei. Danke, ohne mich! Ich wollte mir nicht achtzehn Monate meines Lebens klauen lassen.

Meine Freunde und ich hatten vorher eifrig diskutiert, wie man sich am besten durch die Musterung schummeln könnte: Alle schworen auf »Kreislaufprobleme« (fünf Kilo Pillen, sechs Liter Kaffee, drei Tage nicht schlafen = sauberer Herzkasper). Ich setzte lieber auf Angstneurose. Das war weniger anstrengend.

Während sich die Musterungs-Ärzte bei meinen Kumpels nur totlachten und innerhalb von drei Sekunden den Tauglichkeitsschein ausfüllten, machte ich einen auf behämmert:

»Ja, also wenn ich so Auto fahre«, erklärte ich dem Arzt mit treuem Augenaufschlag, »dann schreien mich die Bäume immer so an: Fahr gegen uns, Dieter! Fahr gegen uns! Und steile Abhänge rufen: Komm hier runter! Komm hier runter!« Der Arzt guckte mich leicht skeptisch an. Und ich dachte mir: Mensch, Dieter, setz lieber noch einen drauf! Der glaubt dir

noch nicht!

»Ich kann auch nicht mit anderen Männern in einem Zimmer schlafen, dann krieg ich Angst ohne Ende.«

Worauf der Arzt mich nur spöttisch anguckte und fragte: »Sagen Sie mal, Herr Bohlen, Sie haben wohl keinen Bock auf Bund?«

Ich glaube, ich guckte einen Moment lang ziemlich verdutzt aus der Wäsche. Ich fand eigentlich meine Vorstellung ziemlich überzeugend. Aber dann merkte ich: Dieser Typ mochte mich. Für so was hab ich ja einen Riecher. Da war Sympathie in der Luft und in seinen Äuglein, obwohl ich nicht glaube, dass er schwul war. So ist das eben bei Bohlen: Den findet man a) klasse oder b) scheiße. Nix dazwischen.

Also antwortet ich ihm keck frei Schnauze: »Nö, ich will da wirklich nicht hin.«

Bingo! Ich hatte richtig gelegen. Meine ehrliche Antwort imponierte ihm offensichtlich. Nach all diesen schwitzenden Ich-würd-ja-so-gern-aber-kann-nicht-Herzkasern endlich mal einer, der sagte: Ich hab einfach keine Lust!

»Okay!«, kritzelt der Arzt eine Bemerkung auf einen Zettel. »Das kriegen wir schon hin.«

Seit damals waren fünfzehn Jahre vergangen. Eigentlich war das Ding gegessen. Trotzdem lebte ich in der ständigen Paranoia, dass jemand meine Akte wieder aus dem Schrank ziehen könnte, nach dem Motto: »Den haben wir vergessen!«

Deswegen fühlte ich mich in Berlin so leicht und so frei wie in Abrahams Schoß.

Von meinem Extra-Taschengeld legte ich mir ein schickes Penthouse zu. Unser neues Zuhause lag direkt am Grunewald. Keine hundert Meter von uns entfernt hatte Harald Juhnke sein Domizil. Eine düstere Villa aus den Dreißigerjahren mit Schießscharten-Fenstern und zwei Meter hoher Garten-Mauer.

Drinnen war's dafür verspielt und aufgerödelt ohne Ende: Seidentapeten, asiatische Vasen, Wintergarten mit Spiegelwänden und Baldachin, ein Swimmingpool, den der Roboter reinigte.

Harald und ich waren nicht nur Nachbarn, wir teilten auch dieselbe Leidenschaft: Radeln. (Dieter Bohlen düst nämlich nicht nur in seinen fetten Ferraris durch die Gegend. Er tritt auch super gerne die Pedale vom Drahtesel. Es gibt ganz viele Plätze auf der Welt, da verpasst du was, wenn du nicht Rad fährst. Sylt zum Beispiel. Sylt ohne Fahrrad ist wie Erdbeeren ohne Schlagsahne, wie Champagner ohne Perlen. Du tust was für deinen Körper. Du spürst den Wind und die Sonne auf deiner Haut. Du hast Zeit, die Landschaft um dich herum mal aus einer ganz neuen Perspektive wahrzunehmen. Und nebenbei kannst du auch noch mit deiner Freundin plaudern. Der Himmel auf Erden sozusagen. Es sei denn, du bist seit knapp drei Jahren mit einem Ein-Meter-sechzig-Mädchen aus Paraguay zusammen, das dir vier Kilometer hinter Kämpfen seine Patschehand auf die Schulter legt und sich die restlichen sechzehn Kilometer Richtung List und zurück ziehen lässt.)

Als Harald so das allererste Mal auf seinem Fahrrad auf mich zugeflitzt kam, dachte ich noch: Na, Dieter, der guckt jetzt bestimmt in die andere Richtung und tut so, als ob er dich nicht gesehen hätte. Aber nix da Harald. Der ging volle Kanone in die Eisen und baute sich gut durchblutet und fit vor mir auf. Er war so ganz anders als all diese Wichtigtuer-Stars à la Westernhagen und Grönemeyer. Die glauben ja, sie seien der Nabel der Welt, und sind sich zu schade dafür, von sich aus »hallo!« zu sagen. (Außerdem verkaufen die ihr Publikum auch noch für dummm. Grönemeyer zum Beispiel parkte seinen dicken Daimler Benz früher gern um die Ecke, damit ihn die Fans nicht in dem Ding sahen. Westernhagen legte vor Auftritten immer seine exklusiven Designer-Klamotten und die teure Uhr ab. Dann schlüpfte er in billige Jeans und ließ seine vier Haare vom

eigens dafür mitgebrachten Hairstylisten auf Revoluzzer trimmen. Und all das nur, damit er so aussah, wie die Leute es von ihm kannten und erwarteten.)

»Hey, Sie sind doch der Bohlen«, meinte Harald, noch völlig außer Atem.

»Ähm! Ja!«, entgegnete ich.

Und er gleich ganz locker: »Also, eines will ick Ihnen mal sagen: Wenn' Se mir in Zukunft weiter die Titelseiten in der BILD streitig machen, dann werd ick aber richtig fuchsteufelsböse. Ick erklär Ihnen jetzt mal die Hackordnung: Der Schlagzeilen-König hier bin icke - und Sie, Sie machen jefälligst weiter Ihre Musike. Is det klar?« Dann lachte er.

Daraus entwickelte sich eine Quatscherei über Medien im Allgemeinen und im Besonderen.

»Mensch, die schreiben immer so schlecht über mich! Ich versteh das gar nicht!«, jammerte ich und schüttete Harald mein Herz aus, wie man das eigentlich nur bei seinem Papa tut. »In unserer Branche sind die alle voll uehrlich und schleimig!«, lamentierte ich. »Ich kann niemandem trauen. Mich auf niemanden verlassen. Und sobald ich mich umdrehe, habe ich auch schon ein Messer im Rücken. Da gibt's keinen, der sagt: ›Hey, hast du aber toll gemacht, Dieter!‹ Und diese Presse-Fuzzis! Die sind am falschesten. Ständig würgen die mir irgendwelche fiesen Geschichten rein!«

»Also, det seh ick janz anders als Se, Dieter«, machte er meiner Litanei ein Ende. »Any Promotion is good Promotion! Solange die Journalisten meen Namen richtig schreiben, ist mir det scheißejal, ob da 'n Skandal über mich in der Zeitung steht oder nicht. Man muss sich och 'n bisschen mit den Herrschaften von der Presse arrangieren. Is' doch so! In die BILD von heute wickelt Konopcke morgen seine Currywürste ein. Und wirst sehen: Spätestens übermorgen treiben se 'ne andere Sau durchs Dorf.«

Man merkte, er fand das Thema total amüsant.

Er hatte da was von einem sympathischen Egomanen. Für ihn drehte sich die ganze Welt nur um einen: Harald Juhnke. Lebensmotto: Deutschland liebt mich. Deutschland geht mit mir durch dick und dünn. Deswegen hatte er im Gegensatz zu mir auch keine Angst vor Journalisten. Oder vielleicht hatte er auch einfach nur seinen Weg gefunden, mit diesem verrückten Business fertig zu werden: Nicht drüber nachdenken.

Je länger er sprach, desto mehr wuchs mein Respekt vor ihm. Da stand eine echte Marke vor mir. Ein Unikum. Voll unterhaltsam. Geraderaus und unverstellt. Und mehr noch: Ich hatte das Gefühl, dass er mich aufbauen wollte. Nach dem Motto: Ich erzähl dir jetzt von meiner Scheiße. Und dann merkst du, dass deine Scheiße voll popelig ist und gar nicht so schlimm.

Wenn ich zum Beispiel sagte: »Im Moment geht's mir nicht so richtig gut. Meine Frau und ich haben uns im Streit getrennt. Die Kinder leben bei ihr. Die sind doch erst vier, eineinhalb und drei Monate. Wie soll ich denen bloß erklären, was passiert ist? Die denken doch jetzt von mir, dass ich sie nicht mehr lieb habe. Ich hab total die Schuldgefühle.«

Dann antwortete Harald: »Mensch, ick hab och ohne Ende Sorgen mit meena Frau und meen Kindern. Ick bin jeden Tag unterwegs auf meinen Theatertourneen. Da greif ick mir so det eene oder andere Mädel - wa? Det jibt natürlich Stress zu Hause mit meena Mulle. Un' wat meen jüngsten Sohn betrifft - det looft überhaupt nicht. Jedenfalls nicht so, wie ick mir det vorstelle. Hoffentlich wird mal wat aus dem Kerlchen. Der Jung macht mir nur Kummer. Aber wat sach ick immer? Hauptsache jesund.«

Bei mir kam ganz stark das Gefühl an: Harald und seine Frau das hatte sich ausgeliebt. Eheprobleme und Fremdgehen hin oder her: Das Einzige, was ihn wirklich zu berühren schien, war die Sorge um seinen etwas missrateten Sohn.

Ein paar Sonntage später trafen wir uns wieder. Diesmal war Harald nicht gut drauf. Was er auch nicht versäumte, mir mitzuteilen.

»Diese Arschlöcher beim Fernsehen! Wat machen die eigentlich mit mir? Die bescheißen mich alle nur! Det lass ick mir nüscht mehr jefallen! Diese Schweine!« Er nahm da nicht das geringste Blatt vor den Mund. Plötzlich war er keine Spur mehr lässig und abgeklärt. Irgendwie beruhigte es mich sehr zu sehen, dass Harald genauso vor Wut kotzen konnte wie ich.

Nachdem er ordentlich rumgebollert und sich Luft gemacht hatte, waren wir beim »Du«.

»Du«, meinte er, »wir müssen unbedingt wat zusammen machen. Lass uns doch mal zusammen ins Studio jeh'n. Ick sing dir ein paar Nummern von Frank Sinatra - wa? Da kannste bestimmt wat draus machen.«

Man merkt richtig, wie er sich immer mehr für seine eigene Idee begeisterte und ordentlich in Schwung kam: »Wülste mal wat vor der Kamera machen? Haste Lust? So 'ne eigene Show?«, wollte er wissen.

Nur zur Erinnerung: Damals schrieben wir das Jahr 1990. Ich lief zwar nicht mehr in puddingfarbenen Jogging-Anzügen rum, sondern hatte auf Rocker umgesattelt. Trotzdem war ich nicht unbedingt das, was man beliebt nannte. Nicht im Traum hätte ich an Fernsehen gedacht. »Also, ich weiß nicht...«, meinte ich nur so.

»Nee, nee«, wischte Harald meine Bedenken beiseite. »Ick find, du bist een lustiges Kerlchen. Wir sind seelenverwandt! Ick spür det! Wir funken beide uff derselben verrückten Welle.«

Seine Begeisterung für mich sprang auf mich über. Und von mir wieder auf ihn zurück. So eine Art Flug-Bestäubung. Schließlich lagen wir uns in den Armen. Hätte da zufällig ein Pfarrer im Wald gestanden und ein paar Ringe dabei gehabt, wir hätten auf der Stelle »Ja, ich will!« geschrien.

Plötzlich liebte ich ihn. Plötzlich kriegte ich Muttergefühle.
»Sag mal, Harald«, meinte ich zu ihm, »warum machst du dich eigentlich so kaputt? Man liest ständig diese Scheiße mit dem Alkohol über dich. Ich versteh das nicht! Du hast das doch gar nicht nötig!«

Doch Harald war da wie alle, die an der Flasche hängen: Er spielte das Problem einfach runter.

»Ach, Quatsch, das gehört bei einem Mann dazu! Ab und zu muss man doch auch mal einen saufen können.«

Mit dem Spruch befand sich Harald in bester Gesellschaft. Den hörte man nämlich auch von Drafí Deutscher & Konsorten.

Manchmal, wenn wir uns da mit dreißig Zentimetern Abstand unterhielten, hatte ich weniger den Geruch von Wald denn von Waldbeeren in der Nase. Dann hatte sich Harald schon morgens um zehn Uhr ein Schlückchen Obstlikör in Ehren gegönnt.

Aber böse sein konnte ich ihm deswegen nicht. Da stand ein älterer Herr im Maßanzug vor mir. Mit einer Klammer ums Bein, damit die Hose nicht in die Kette vom Fahrrad geriet. Das war für mich kein Säufer, sondern ein gepflegter, liebenswerter, grauhaariger, charmanter, herzensguter Verrückter. Irgendwie konnte ich ihn gut verstehen: Als Künstler investiert man einfach zu viel Zeit und Lebenskraft in den Beruf. Und mit dem vernachlässigen Privatleben schleicht sie auch das Glück davon. Man muss schon unheimlich stark sein, um trotzdem das Auf und Ab eines Showstar-Lebens - Jubel auf der Bühne, Einsamkeit in den Hotelzimmern - zu ertragen. Viele greifen da zu kleinen Tröstern und Helfern...

Aus Haralds und meiner Zusammenarbeit wurde leider nie etwas. Dafür schnappte er mir ein Jahr später einen fetten Werbe-Deal vor der Nase weg. Für »Müller Milch« sollte ich

mich auf einer Couch fläzen, mir eine Buttermilch aufreißen und sagen: »Puh, jetzt brauch ich erst mal 'ne Stärkung!«

Dann Kamera-Schwenk. Plötzlich ein Schläpfer im Bild, der von einer Armlehne herabbaumelt.

Drehbuch und Verträge lagen zur Unterschrift bereit. Fünfhunderttausend Mark sollte es geben.

Dann aber hatte Harald wegen seiner Kampf-Sauferei drei Tage lang in Folge jede Menge Hammerschlagzeilen in der BILD. Da hieß es unter anderem:

»Nach 7 Tagen Heilkoma
- Juhnke schlägt die Augen auf«

Das konnte ich natürlich nur schwer toppen. Am Ende kriegte Harald den Werbevertrag und damit die Kohle. Spätestens da begriff ich, dass Harald Recht hatte mit seinem Leitspruch: »Any Promotion is good Promotion.«

Harald und ich trafen uns später immer wieder mal bei diversen Fernsehsendungen und Talkshows. Stets kam er auf mich zu, klopfte mir auf den Rücken und meinte anerkennend und liebevoll: »Mensch, Dieter, was musste ich da schon wieder über dich lesen?«

Manchmal war er vielleicht ein bisschen angetüdelt. Aber was er sagte, kam immer aus ganzer Seele.

Als ich vor zwei Jahren las, dass man Harald in ein Heim abgeschoben hat, hätte ich heulen können. Es brach mir das Herz. Ich ertappte mich bei dem Gedanken: Komm, da fährst du jetzt hin und holst ihn raus! So was kann man doch nicht machen mit ihm!

Für mich steht fest: Wenn meine Eltern mal nicht mehr für sich selbst sorgen können, dann kommen sie zu mir nach Rosengarten. Ich miete die ganze Straße. Und dann wird jemand angestellt, der leckeres Essen kocht und Rollstühle ölt.

Und eines ist auch sicher:

Nie in meinem Leben würde ich sie mit einem doofen Teddy im Arm fotografieren lassen.

A black and white photograph of two men laughing heartily. The man on the left has long, wavy hair and is wearing a dark jacket over a light-colored shirt. The man on the right has shorter, dark hair and is wearing a patterned shirt. Both are looking towards the camera with wide smiles.

Udo Jürgens & Dieter Thomas Heck

Oder: Deutschland,
deine Radfahrer

Volume I: Udo Jürgens 2002

Für Udo Jürgens hegte ich immer große Sympathien: Schon meine Omi hatte nach »Merci Cherie« geschwört. Auch meine Mutti fand ihn gut. Die stand auf »Aber bitte mit Sahne!« Und wenn ich im Hamburger Hanseviertel aufs Klo vom »Mövenpick« ging und zu »Griechischer Wein« aus den Lautsprechern studierte, hatte ich immer Heimatgefühle.

Überhaupt! Wer sich so für sein Publikum die Seele aus dem Sacco schwitzt, der kann kein Schlechter sein. Dachte ich so...

Im Herbst 2002 waren Udo und ich Gäste derselben Party im Hamburger Hotel »Vier Jahreszeiten«.

Estefania und ich saßen auf einer roten Plüschbank in der Ecke, als Udo plötzlich meinte, uns seine Aufwartung machen zu müssen: »Mach mal Platz!«, meinte er zu Estefania, dann quetschte er sich auch schon zwischen uns. Keine Begrüßung, keine höfliche Frage, ob er uns vielleicht gerade im Gespräch störte. So weit zum Thema Udo, der Charmeur. Udo, der Gentleman.

»Mensch, Dieter, super-super, dass ich dich hier treffe!«, strahlte er. »Ich wollte dir schon so *lange* was sagen! Nur damit du's weißt: Ich bin dein größter Fan! Ich liebe dich! Ich verehre dich.« So ging's ohne Luft zu holen. »Was bist du doch für ein klasse Typ! Was machst du doch für tolle Musik!« So redetet er ungelogen eine Viertelstunde auf mich ein. Zum Schluss kam dann noch ganz nebenbei:

»Und! Ach ja! Glückwunsch auch zu deinem neuen Buch! Wirklich, Dieter! Ehrlichkeit ist ja so was von selten in unserer Branche! Einfach genial! Einfach einmalig, wie du die Dinge auf den Punkt bringst!«

Dann sprang Udo genauso plötzlich wieder auf, wie er sich hingesetzt hatte. Zum Abschied klopfte mir noch mal schnell auf die Schulter und meinte schon fast im Weggehen: »Also, wenn

du demnächst mal was von mir in der Zeitung liest - das hab ich nicht so gemeint und auch nie so gesagt! Du weißt ja, wie scheiße die Presse ist.«

Komisch, dachte ich. Ich kenn das eigentlich so, dass jemand Mist baut und dann anschließend sagt: »Sorry, Dieter!« Aber dass jemand sich schon vorab entschuldigt, so quasi auf Vorrat, das war mal was ganz Neues. Das fand ich doch *sehr*, sehr merkwürdig...

Fünf Tage später durfte ich dann das Interview meines neuen Freundes auf Seite 84 der »Gala« lesen:

»Ich finde es grauenvoll, daß
Nobelpreisträger auf Platz 23
der Bestseller listen stehen und
ein Buch, das nichts erzählt außer
Bettgeschichten, sich tausende
Male verkauft.«

Dazu wimmelte es im Text nur so von »verwerflich«, »inakzeptabel« und jeder Menge entrüstetem *Igittigitt*. Besonders spannend aber las sich das Ende. Da durfte ich erfahren, wie wichtig Udo seine Grandseigneur-Pflichten nimmt und wie sehr er bedauerte, dass die edlen Recken ausgestorben sind.

»Es ist unmodern geworden,
ein Gentleman zu sein. Steht man auf,
wenn eine Dame an den Tisch
kommt, lachen sich alle tot. Aber
ich tue das ganz bewusst.«

Liebster Udo! Ich glaube, wenn ich dich das nächste Mal sehe, muss ich dir leider die Ohren lang ziehen. Ich mein, nur damit du's weißt. Ich wollt mich schon mal vorab dafür entschuldigen...

Volume II: Dieter Thomas Heck 1996

Ein weiterer sympathischer Vertreter aus der Abteilung »Schweigen ist Silber, Plappern ist Gold« ist Dieter Thomas Heck. Halt ein typischer Ex-Autoverkäufer: Nach außen schleimig, gefällig und redselig. Und hinten rum ein ganz linker Vogel.



Lange Zeit hielt ich uns für echte Buddys. Fünfundzwanzig gemeinsame Jahre im Show-Business mit Auftritten in »Hitparade«, »Super-Hitparade«, die »Hitparaden der Hitparaden« und, nicht zu vergessen, das große »Ober-Hitparaden-Hit-Festival« verbinden halt.

Wann immer wir uns sahen, machte er einen auf Dudi-Dudi-Dieter: »Komm, Kuddel, lass knuddeln!« Dann klopfte er mir hinten auf den Rücken, dass mir vorne das Gebiss rausflog. Und wenn Hildchen, sein Frauchen, zugegen war, schleckte die mich auch noch ab: »Komm, lass dich knutschen, Dieter!«

Doch dann kam 1996 mein großer Scheidungs-Ärger mit

Verona.

Morgens über Sesambrötchen und frisch gepresstem O-Saft sprang mich die Schlagzeile der BILD-Zeitung an:

»Heck schmeißt Bohlen aus der Sendung«

Dazu erklärte Balzer, der Sprecher von Heck, was ich für ein Schwein und Drecksack sei. Sich so zu trennen, pfui! Sein Chef sei sehr, sehr, sehr, sehr enträstet. Ich war bodenlos enttäuscht.

Seit sieben Jahren reden wir nun kein privates Wort mehr miteinander. Wenn ich seine Föhnwelle auf Veranstaltungen erspähe, drehe ich ihm den Hintern zu und zeige ihm, wo er mir mal begegnen kann.

Vor ein paar Monaten gab's Nachschlag vom selbsternannten Gralshüter der deutschen Moral:

Pfui, meinte er in einem Interview, ich hätte keinen Anstand. Und um meine Vorbildfunktion sei es auch nicht gut bestellt. Wer wie ich in meinem Buch aus dem Schlafzimmer eines anderen Menschen erzählen würde, der habe kein Ehrgefühl.

Ja, ja, Heckscher! Gut gebrüllt. Wie heißt es doch noch gleich in deiner eigenen langweiligen Autobiografie (war übrigens ein Ladenhüter):

*»Ich packte sie an den Armen und warf sie auf das Bett.
>Hilfe<, kreischte sie.*

Ich hielt ihr unwillkürlich den Mund zu. Edda schlug wild um sich. Sie krallte ihre Hände in meine nackten Unterarme. Sie wand sich unter mir, meine Hände rutschten von ihrem Mund zu ihrem Hals hinab. Wenn du zindrückst, ist sie still, sagte etwas in mir. Ein verführerischer Gedanke: Mit einem Reflex meiner Hände könnte ich meine Probleme lösen.«

Ehrlich gesagt erschließt es sich mir nicht, wo da *deine* Vorbildfunktion und *dein* Anstand sein sollen, wenn du deine Exfrau und die Mutter deiner Kinder als totale Rabenmutter hinstellst, die mit peinlichem Siff-Make-up kreischend durch die Gegend torkelt.

Wie gut, dass du dein Lebensmotto so klug, so weise und so geschmacklos gewählt hast. Ich darf dich noch einmal zitieren:

»*Aus 'nem verkniffenen Arsch kann kein fröhlicher Furz kommen.*«

Mein Tipp: Einfach bücken! Dann gibt's Luft.



1987

Jeanette

Oder:
Mein erster Milka-Hase

Meine Ur-Ur-Ur-Naddel hieß Jeanette. Ein fantastischer Mix aus einer hellhäutigen Mama und wilden westafrikanischen Nutella-Genen: Super hübsch, ganz wuschelige schwarze Locken, eine Figur wie eine Black Barbie. Einundzwanzig Jahre alt.

Wie kleine Jungs vom Ferrarifahren träumen, so träumen alle große Jungs von einer Erfahrung mit einer Exotin. Auch wenn das außer mir vielleicht niemand zugeben mag. Es ist dieser Indiana-Jones-Instinkt in uns: unbekanntes Terrain sondieren, den geheimnisvollen Schatz in der Grotte finden. Es könnte ja was anders sein. Irgendwie mehr animalisch, mehr hüa! Da macht man sich als Mann natürlich gern auf die Suche - im Dienste der Wissenschaft, versteht sich.

Jeanette und ich lernten uns beim Videodreh zum Blue-System-Liebeslied »Sorry little Sarah« auf Mallorca kennen. Sie war Model und von der Produktionsfirma in Deutschland gecastet worden, um mit feuchten Lippen durchs Bild zu wackeln und die little Sarah zu mimen.

Die erste Szene drehten wir im Schlafzimmer einer alten Finca in der Nähe von Palma.

»Hurry up, Dieter! Da wartet schon jemand ganz sehnüchtig auf dich«, begrüßte mich der Regisseur, weil ich ein bisschen zu spät dran war. »Husch, husch, ins Körbchen.«

Er zeigte auf ein Bett am Fenster. Da rekelte sich eine nackte Schoko-Schönheit unterm Laken.

»Darf ich vorstellen?«, meinte er grinsend. »Das ist Jeanette. Deine Partnerin für die Szene im Bett. Und jetzt, hüh, Dieter! Hose runter und los! Time is money.«

Er gab er mir einen kräftigen Schlag zwischen die Schulterblätter, und ich schälte mich unter den Augen von Jeanette und dem ganzen Team aus meinen Klamotten. Eine kurze Sekunde lang überlegte ich, ob ich auch meine Shorts

ausziehen sollte. Nee, lass mal lieber, dachte ich. Das könnte nach hinten losgehen.

Ich hob schnell das Laken. Dabei stellte ich fest, dass Jeanette noch nicht mal ein Höschen trug. Ohaue-haue-ha!, dachte ich. Die sieht ja lecker aus. Und legte mich neben sie.

»... *I wanna kiss you kiss you*
 Oh I missyou, missyou...
 ... you got the best of me...
 ... come take the rest of me
 düdelü-düdelü...!«

So schepperte es playback aus dem Kassettenrekorder. Ich bewegte dazu den Mund.

»Jetzt mal ein bisschen mehr Action im Bett! Ihr liegt ja da wie gelähmt. Ihr seid doch keine Jungfrauen mehr!«, rief der Regisseur. »Dieter, fass die Jeanette mal am Popo an, und mach da ein bisschen was mit ihr!«

Nun musste ich feststellen, dass das ein ganz besonderer Popo war. Kein Popo wie jeder andere Popo. Eher wie ein frisch bespannter Pfirsich. Wie eine Insel mit zwei Bergen. Wie zwei Super-Dickmanns aus der Frischebox. Kaum hatte ich angefangen mit Streicheln, hatte das auch schon Folgen. Ich musste mich ganz schnell auf den Bauch drehen. Sonst hätte das Laken ausgesehen wie der Hauptmast der Gorch Fock unter Segel. Ich hatte derart Mühe, mich zu beherrschen, dass mir der Schweiß auf die Stirn trat. Voll peinlich. Jeanette kicherte, und es gab erst mal ganz schnell eine kleine Drehpause.

»So, Dieter? Hast du dich jetzt etwas beruhigt? Können wir jetzt weitermachen?«, fragte mich der Regisseur mokant.

»Ja, ja, kein Problem! Alles im grünen Bereich«, antwortete ich. Aber offensichtlich traute er dem Frieden nicht so ganz. Die nächste Szene fand denn auch erst mal im kühlen Wasser und nur mit Gitarre in der Hand statt. Jeanette hatte vorsichtshalber erst mal Pause.

Ein völlig bescheuerter Regieeinfall: Ich stand in einer einsamen Bucht bis zur Taille in der Brandung, und das zweitausendfünfhundert Mark teure Gehäuse lief voll Salzwasser. Danach war die Gitarre nur noch als Kaminholz zu verwenden. Egal! Mit den Gedanken war ich nämlich schon bei der nächsten Szene:

Jeanette und ich sollten Hand in Hand wie zwei verliebte Häschen in den Sonnenuntergang hoppeln. Inklusive Wälzen im feuchten Sand.

»Dann küsst ihr euch! Verstanden ...?«, rief der Regisseur mit ungebremster Energie. »... Kamera läuft?« - »Kamera läuft!« - »... uuuuuund Action!«

Wer noch nie bei einem Videodreh mitgemacht hat, kann sich nicht vorstellen, wie wahnsinnig intensiv das ist. Wie viel Adrenalin man im Blut hat. Du bist nur darauf konzentriert, dass alles möglichst echt aussieht, versuchst in deine Rolle reinzuschlüpfen, sie mit Leben zu erfüllen. Und plötzlich bist du nicht mehr Dieter, der Musikproduzent aus Deutschland, dessen Frau Erika zwanzig Kilometer weiter im Hotel wartet. Sondern in diesem Moment - allein mit diesem wunderschönen Mädchen in dieser einsamen Bucht, das sich genauso auf dich konzentriert wie du dich auf sie - bist du plötzlich nur noch der Held aus dem Video. Jung, verliebt, ungebunden, frei. Alles ist magisch, alles ist möglich. Ein geniales Gefühl.

Du schnäbelst und schnullerst für Story und Kamera. Und wenn du nach intensiven Kuss-Szenen deine Zunge wieder einfährst (quietsch! kurbel! schmatz!), bist du in dein Gegenüber verknallt.

Am Ende des Tages hatte ich voll die Flugzeuge im Bauch (so diese ganz großen Kaventsmänner für Trans-Atlantik-Flüge). Jeanette war ein ganz kuscheliges, wundervolles, warmherziges Mädchen. Auf der nach oben offenen Hit-Skala meiner großen Lieben kam Jeanette damals gleich auf Platz zwei. Ich war so

richtig mit Haut und Haaren und jeder Menge Hormonwallungen verknallt.

»Wir haben so lange gedreht. Und anschließend auch noch ein bisschen zusammen gesessen und gefeiert!«, erklärte ich der aufgebrachten Erika, als ich um halb vier Uhr morgens nach Hause kam. Mit voll dem schlechten Gewissen.

Neben Erika gab es noch eine zweite Wolke am Horizont meiner neuen Liebe: Hans-Jürgen. »Was läuft denn da zwischen dir und diesem Hans-Jürgen?«, wollte ich eifersüchtig wissen.

»Dieter, mach dir mal keine Sorgen. Ich wollte sowieso schon lange mit ihm Schluss machen. Ich hatte bislang nur noch nicht den Mut, es ihm zu sagen«, meinte Jeanette ganz zärtlich. Dann nahm sie mich in die Arme: »Ich erzähl dir jetzt was, was sonst keiner weiß. Du darfst es keinem sagen, versprich mir das...«

Und ich so: »Klar... Was ist denn los? Du klingst ja so komisch.«

»Du«, meinte sie, »mit prominenten Männern wie dir habe ich total schlechte Erfahrungen gemacht. Vor einem Jahr war ich mal im Appartement eines berühmten Kollegen von dir. Den kennst du auch. Der hat auch richtig viel Geld. Eigentlich war das nur so ein Freundschaftsbesuch. Aber er roch stark nach Alkohol und hat sich gleich dicht neben mich gesetzt. Dann hat er seine Hand auf mein Bein gelegt und mir seine Zunge in den Mund geschoben. Dabei hat er mir an die Brust gefasst. Und dann hat er sich schließlich voll auf mich gepackt und immer weitergemacht...«

»Hast du ihm denn nicht gesagt, dass du nicht willst?«, fragte ich betroffen.

»Doch!!! Ich hab immer ›Lass mich! Lass mich!‹ geschrien. Und: ›Ich will das nicht! Wir können doch nicht! Das geht doch nicht! Ich hab doch einen Freund!‹, aber das hat ihn überhaupt nicht interessiert.«

Heiliger Strohsack, dachte ich. Solche Geschichten kannte ich

sonst nur aus dem Fernsehen.

»Hast du denn wenigstens Anzeige erstattet?«, wollte ich wissen. »So ein Drecksack! Und was hat Hans-Jürgen dazu gesagt?«

»Ich hab mich so geschämt. Ich konnte ihm das nicht sagen. Was hätte ich ihm auch erklären sollen? Und am nächsten Morgen rief der Typ auch schon bei mir an und hat geheult wie ein kleiner Junge. Ihm täte das alles ja so furchtbar leid! Es sei alles ein schreckliches Missverständnis. Er wüsste gar nicht, wie es dazu gekommen sei. Auf der Veranstaltung vorher hätte er wohl einfach zu viel getrunken. So was sei ihm noch nie passiert. Ich sei ja auch ein sehr hübsches Mädchen. Da könnten einem Mann wie ihm schon mal die Sicherungen rausfliegen. Wegen eines kleinen Ausrutschers müsse man doch nicht alles kaputt machen und die Presse einschalten. Wir sollten am besten so tun, als ob das alles nie passiert sei. Es würde nie wieder vorkommen.«

Ich konnte Jeanette verstehen. Da war ein Mann, der an jedem Finger fünf Frauen haben konnte. Und plötzlich kommt da so ein zwanzigjähriges Mädel daher und behauptet: »Der Typ ist mir zu nahe getreten.« Da gehört schon viel Mut dazu, zur Polizei zu gehen. Ich glaube, Jeanette war einfach eingeschüchtert.

Zurück in Deutschland, ging Jeanettes und meine Affäre weiter. Die Beziehung war total aufregend. Sie liebte es, mein Blut in Wallung zu bringen. In regelmäßigen Abständen flatterten bei Erika und mir nette kleine »Lebenszeichen« durch den Briefschlitz.

Anschrift: »Dieter Bohlen - Hamburg«

Absender: »Jeanette D. - München«

Mal war es ein winzig klein zusammengefalteter BH von ihr mit dem Vermerk »Bis bald!«. Mal mit Parfüm beduftete, Goethe-affine Ferkel-Reime:

»Lieber Dieter!
Fi...,le..., bla...,
alles auf dem Rasen.
Deine Jeanette«

Außerdem schickte sie mir gern Pakete mit scharfen Mikro-Mini-Slips der Marke Ritzen-Flitzer. Selbstverständlich getragen. Oder die neuesten heißen Beach-Fotos, die sie gerade als Model in irgendeinem exotischen Winkel der Welt aufgenommen hatte.

Wir versuchten uns so oft wie möglich zu treffen. In Hamburg wegen Erika in der Bude eines Freundes, für die ich den Schlüssel hatte. In München wegen Hans-Jürgen im »Holiday Inn«. Sie musste ja erst noch mit Hans-Jürgen Schluss machen. »Ja, ja, ich bin dabei, es ihm zu sagen. Das dauert halt. Und ich bin auch schon dabei, mir eine neue Wohnung zu suchen. Aber das ist gar nicht so einfach!«

Trotzdem: Wann immer ich versuchte, sie zu Hause zu erreichen, war sie gerade unpässlich: Die Badewanne lief ein. Am Auto brannte noch das Licht. Der Hamster musste gefüttert werden. Immer gab es eine Million Gründe, warum sie ausgerechnet jetzt nicht mit mir sprechen konnte.

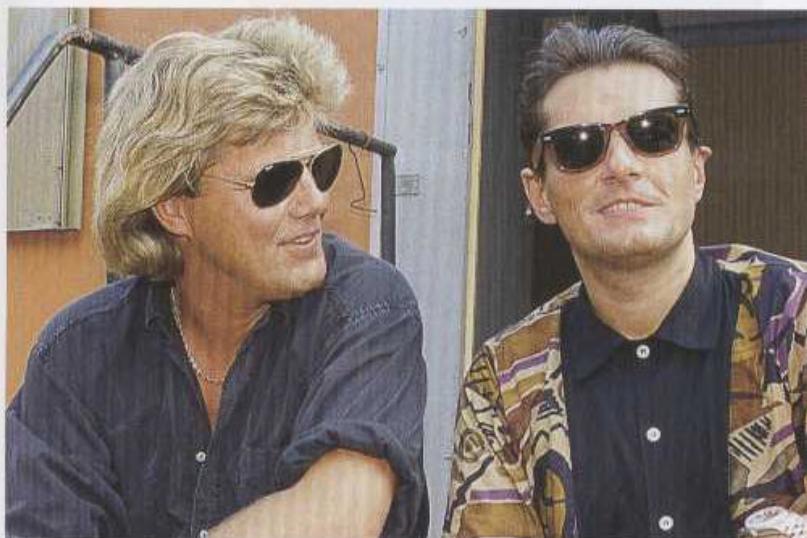
»Du«, wurde ich irgendwann misstrauisch, »ist die Sache mit Hans-Jürgen jetzt endlich klar? Hast du es ihm gesagt?«

Und sie so: »Ja, ja, alles klar.«

So toll wir uns ansonsten verstanden, so wenig kamen wir bei Musik auf einen Nenner. Da hatte unsere Liebe eine hässliche kleine Delle. Meine Traumfrau fand meine Songs einfach nur unterirdisch. Sie war der Meinung: Nur Blacks hätten den Beat im Blut. Da, fand ich, war sie total falsch gewickelt. »Du und deine scheiß Urwaldmusik!«, giftete ich zurück. Danach war immer für mindestens eine Stunde Sendepause zwischen uns. Im Bett vertrugen wir uns dann wieder.



Die ersten Fotos von Modern Talking

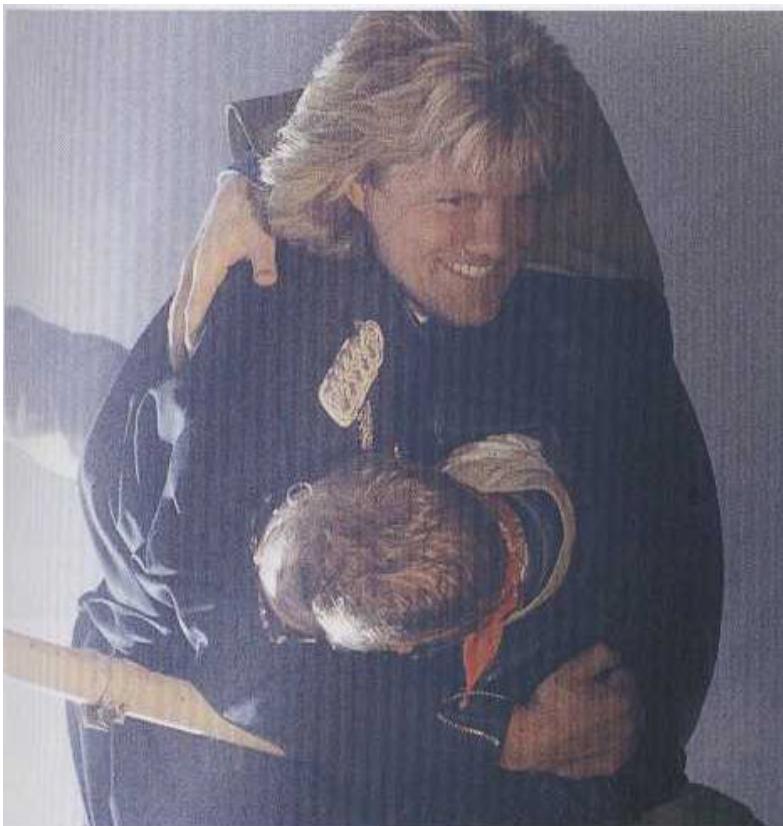


Mit Falco in Wien, 1990



Stefan Raab
sabotiert den
Video-Dreh zu
»Dr. Mabuse«,
1994



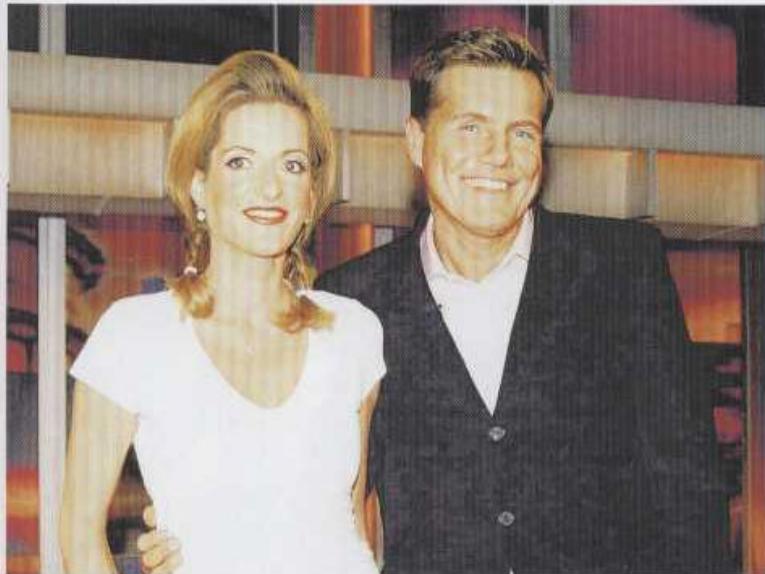




Modern Talking: Zu der Zeit waren wir noch nicht klein zu krieger



Das letzte Modern-Talking-Konzert in Berlin, 2003



Mit Katja Keßler bei »Kerner«, 2002



DSDS, erste Staffel – die Jury muss sich erst beschnuppern ...



Die »Superstars« beim Ausscheiden von Daniel Lopes



DSDS – die »neue alte« Jury, September 2003



Mit Thomas Bug beim Casting zur neuen Staffel DSDS



Manchmal ist es zum Verzweifeln:
Shona Fraser und ich beim Casting

Nach sechsmal Daten und zwölfmal Daddeln wollte ich endlich mehrere Tage am Stück mit meiner zweiten großen Liebe verbringen. Ich war immer noch »high on emotion«, trug die rosarote »Ich bin ja so was von verliebt«-Brille: »Komm! Wollen wir nicht für ein verlängertes Wochenende nach Nizza düsen?«, schlug ich vor. »Ich muss da sowieso ein paar Tage beruflich hin.«

»Joa, warum nicht?«, kam es ziemlich zögerlich zurück. Diese Antwort hätte mich stutzig machen müssen. Aber ich wollte die Wahrheit einfach nicht wahr haben: Sie hatte mit Hans-Jürgen und seiner Familie immer noch nicht gebrochen. Während ich sie zu meiner legitimen offiziellen heimlichen Haupt-Geliebten gemacht hatte, fuhr meine süße Jeanette immer noch zweigleisig und betrog mich mit ihrem Freund.

Ich buchte ein Zimmer für uns und zwei meiner Kumpels - Palmen- Niko und Kreditkarten-Gerd - im Fünf-Sterne-Hotel »Negresco« in Nizza. Schäfchenwölkchen-Himmel, die spiegelblanke Côte d'Azur vor der Nase. Herz, was willst du mehr? Perfektes Bötchen-Wetter!

»Mensch, Leute, lasst uns doch 'ne Yacht chartern«, meinte Palmen-Niko, der hauptberuflich in Plastikpalmen aus Taiwan machte.

»Ist gebongt«, stimmte Kreditkarten-Gerd zu und holte sein bestes Teil raus: die goldene Amex.

»Wwwtscht!« machte das Kreditkarten-Ritsch-Ratsch-Gerät, dann waren wir stolze Mieter einer sechzehn Meter langen, 1200 PS starken Yacht Marke »Geilomei«. Mit zwei hübschen starken Außenbordmotoren, damit wir ordentlich große Heckwellen machen konnten.

Leider war Jeanette ziemlich lustlos und hatte überhaupt keinen Bock, ihren süßen kleinen Dickmanns-Po an Bord zu bewegen. Sie machte einen auf Migräne.

Endlich - nach fünfhundert »Bitte-bitte« - kam doch noch ein:

»Na, okay, ich zieh nur schnell 'nen Bikini an.«

Hatte sie vorher gelangweilt hinten im Boot gelegen, kam sie auf der Höhe von Cap d'Antibes plötzlich auf die Idee: Ich will Wasserskilaufen lernen.

»Du«, meinte sie zu mir, »ich probier das jetzt auch mal. Das sieht so klasse aus, wie Palmen-Niko das die ganze Zeit macht.« Dann kletterte sie achtern auf den kleinen Ausleger der Yacht.

Ich wollte sie noch warnen: »Du, Baby! Da steckt aber jahrelange Übung hinter...« Aber Jeanette war schon halb im Wasser. Das war wirklich schön, wie sie das machte - schön schlecht. Selten hatte ich eine Frau erlebt, die sich so ungeschickt anstellte.

Wenn man stürzt, lässt man ja eigentlich das Seil los. Nicht so mein kleiner Milka-Hase: Die krallte sich wie eine Kletterhortensie ans Tau, während ihre Skier noch genau da trieben, wo sie sie ins Wasser geworfen hatte. Sie hielt sich mehr unter als über Wasser auf. Wenn sie mal aus dem Wasser rauskam, wurden wir alle staunende Zeugen von Body-Surf-Kunststückchen wie Pobacken-Doppel-Ditsch und Tüten-Gliding. Immerhin, soweit ich das aus der Ferne beurteilen konnte, das Spreizen der Beine klappte schon tadellos.

Ich gestehe: Es ist schwer, in jemandem weiterhin die Grazie zu sehen, wenn er sich so vor aller Augen zum Affen macht. Irgendwie riss es mir die rosa Brille von der Nase. Auf einmal war Jeanette nicht mehr die geheimnisvolle, überirdische, zauberhafte Märchenfee, sondern eine sehr normale, sehr menschliche Planschkuh. Aber ich war trotzdem immer noch irgendwie verliebt in sie.

Während sich Kreditkarten-Gerd vor Lachen fast einstrullte, hievten Palmen-Niko und ich Jeanette wieder an Bord.

Ich dachte, sie hätte die Nase gestrichen voll. Aber nein: »Du, Dieter, das war super!«, kam es prompt. »Ich versuch das gleich noch mal!« Dann griff sie auch schon nach den Wasserskiern.

Und ich dachte nur: Oh no ...

Am nächsten Nachmittag wollten wir wieder mit dem Boot raus. Ich hatte mir schon *ganze* viele Argumente überlegt, wie ich Jeanette von den Wasserskiern fern halten könnte. Aber Pustekuchen. Jeanette wollte schon wieder nicht mit.

»Warum denn nicht? Jetzt komm doch schon!«, drängelte ich.

»Ach nee, Schatzi«, meinte Jeanette. »Ich bin wirklich so was von müde! Außerdem muss ich noch ganz, ganz dringend telefonieren. Puh! Macht euch einen schönen Tag. Wir sehen uns dann heute Abend.«

»Drrrrrrrt!« stellten sich meine Antennen auf. Das roch schwer nach Ausrede. Ich hab da ja einen siebten, achten und neunten Sinn dafür, wenn eine Frau versucht, mich zu bescheißen. Und hier stank's verdammt nach Nebenbuhler.

»Vorsicht, Dieter!«, warnte mich meine innere Stimme: »Falsches Spiel mit Roger Rabbit!«

»Mensch! Sei ehrlich!«, verlangte ich von ihr. »Du willst bestimmt Hans-Jürgen anrufen.«

»Spinnst du?«, nuschelte Jeanette und konnte mir dabei nicht in die Augen gucken. »Wie kommst du denn da drauf? Ich will überhaupt nicht den Hans-Jürgen anrufen.«

Mein kleiner Puschelhase schien wirklich anzunehmen, er könnte Vaddi Bohlen anmeiern, und der kriegt's nicht mit. So nicht! Das rief den Rächer in mir auf den Plan.

»Excusez-moi!«, verlangte ich unten an der Rezeption vom »Negresco« meine Hotelrechnung. »Je veux sehen! Alles! Vite! Vite!«

0049895...

0049895...

0049895...

0049895...

stand da in kilometerlangen, monotonen Kolonnen. Ein Münchener Anschluss. Jeanettes Anschluss. War schon klar, dass sie da nicht selber abgehoben hatte. Ich kochte.

Erst recht regte ich mich auf, als ich las, was unten rechts in der Ecke stand:

»Total 5,000 Francs«

Umgerechnet tausendsiebenhundert Mark, abbuchbar von meiner Kreditkarte. Ich fasste es nicht! Nicht nur, dass ich als

Liebhaber betrogen wurde. Ich wurde auch noch finanziell für dumm verkauft. Ich durfte den beiden sogar noch ihre Liebes-Flüstereien bezahlen. Wahrscheinlich lachten die zwei noch hinter meinem Rücken über mich. Tenor: »Du, der doofe Dieter schnallt das alles gar nicht! Der ist so verschlossen! Dem könnt ich alles erzählen! Und eigentlich wäre ich auch viel lieber bei dir!«

Ich kam mir vor wie der Ober-Ober-Ober-Trottel.

Ich raste zurück ins Hotelzimmer: »Von wegen - Hans-Jürgen ist ausgezogen!«, schrie ich. »Du hast mich doch die ganze Zeit an der Nase herumgeführt! Wie lange, dachtest du, kannst du dieses Spielchen noch mit mir spielen? Häh?«

»Ach,leck mich doch!«, schrie Jeanette trotzig zurück. »Was bildest du dir ein! Du trennst dich ja auch nicht von deiner Frau!«

»Ich hab die Schnauze voll von deinen Sperenzchen!«, schrie ich zurück. »Du kannst hier sofort verschwinden!«

»Das habe ich sowieso vor, du Schwein!«

»Blöde Kuh! Dann zieh doch Leine!«

Nachdem wir uns einmal durch das Agrar-Lexikon geschimpft hatten, packte Jeanette tatsächlich heulend ihre Koffer und knallte die Tür hinter sich zu. Schon in der Sekunde tat mir unser Streit Leid. Ich wollte sie nicht verlieren. Diese Situation fühlte sich ganz beschissen an. Ich hatte einen voll schlechten Geschmack auf der Zunge, ein mega ekliges Gefühl im Magen. Es war, als würde mein Herz zerbrechen.

Natürlich war es nicht das letzte Mal, dass wir uns gesehen hatten.

Unsere Beziehung ging danach noch fünf Monate heimlich weiter. Aber es wurde nie wieder so, wie es vorher gewesen war. Schließlich kehrte sie endgültig zu Hans-Jürgen zurück.

2002

DSDS

Oder: Dieter sucht
den Superstar

Anfang 2002 leuchtete die 0221-456 von RTL Köln auf meinem Handy-Display auf. Eigentlich nix Ungewöhnliches. Jeden Tag kriege ich Minimum dreißig aufgeregte Anrufe von irgendwelchen TV-Redakteuren: »Herr Bohlen, können Sie mal dies? Herr Bohlen, können Sie mal das? Herr Bohlen, können Sie auch noch einen Handstand machen?«

Doch diesmal war es anders. Diesmal zwitscherte es wichtig aus der Leitung. »Su-sann-Yasch-diiii! Sekretariat von Herrn! Zeiler! Ich verbind Sie mit unserem Chef!«

Oah, dachte ich, was kommt nu?

Es machte klicker-di-klick. Dann dudelte dreißig Sekunden lang »... iiiich-blick-in-dein-Heeeeerz ... sääähé-guuuute-Zeiten-schlääächte-Zeiten ...«, die Erkennungsmelodie von GZSZ. Dann wieder klicker-di-klick.

»Herr Bohlen! Gerhard Zeiler hier!«, kam es zackig und ohne irgendein Vorspiel aus der Muschel. »Wir haben eine neue Sendung, für die ich Sie gerne gewinnen würde. Ich bin der festen Überzeugung, Sie sind der richtige Mann dafür! Können Sie nach Köln kommen?«

Ich gebe zu: Mit diesem Anruf und der Formulierung »You are the only one for me!« kraulte er mich genau an der richtigen Stelle an meiner Seele. Ich war ordentlich gebauchpinselt.

Also ab in den Flieger nach Köln. Außerdem ist Gerhard Zeiler nicht irgendwer, sondern *der* Mann von RTL. Godfather of Unterhaltung. Deutschland-Chef. Europa-Chef. Wenn der anruft, heißt es: Stillgestanden! Jupp, ich komme!

Herr Zeiler residierte in einem noblen Glas- und Stahlpalast, der früher mal Sitz der Stadtsparkasse Köln war (ja, ja, die Brüder ham's ja, Banker müsste man sein). Am Eingang eine gigantische Wand aus mindestens fünfzig übereinander gestapelten Fernsehern. Auf allen und aus allen Rohren RTL.

»Tut mir Leid, dass Sie warten mussten!«, stürmte Zeiler ins Büro und schüttelte mir die Hand. Er warf sofort den

Videorekorder an. Auf dem Bildschirm darüber erschien das gemütliche, weißhaarige Kassenpatienten-Gesicht von Pete Waterman, dem berühmten Produzenten von Kylie Minogue und Rick Astley.

Uppsala, dachte ich. Wenn der was mit der Sache zu tun hat, kann's nicht ganz verkehrt sein. Pete gehört nämlich mein ganzer Respekt. Bilanz seines ameisenartigen Schaffens: dreihundert Hits + eine halbe Milliarde verkaufte Platten = erfolgreicher als ich. Mein Meister quasi. Noch in einem anderen hatte er die Goldmedaille verdient, und ich musste mich mit Silber zufrieden geben: Pete mopste, hamsterte, recycelte und kopierte Songs noch fröhlicher als ich. Gab er auch gern öffentlich zu.

Da er selbst mit dem Thema »Easy-Klau à la Waterman« so locker-lässig umging, hatte er auch immer wieder viel Spaß daran, in dieser Hinsicht verkrampftere Kollegen zu outen. Der »Walkürenritt« von Wagner war seiner Meinung nach nur mit etwas elektronischem Geklingel aufgerüscht worden und hieß jetzt »You spin me around« von Dead or Alive. Ein Werk des deutschen Barockmeisters Pachelbel hatte, so war er sich sicher, für »Go West« von den Pet Shop Boys herhalten müssen. Und der Beatles-Song »Because« war auch nur eine aufgepeppte »Mondschein-Sonate«.

Punkte-Gleichstand herrscht zwischen Pete Waterman und mir nur in einer Hinsicht: Trotz seines Giga-Erfolgs ist er genauso umstritten wie ich. (Was für ein schönes Gefühl!)

Zurück ins Büro von Gerhard Zeiler. Auf dem Bildschirm verarztete Waterman gerade eine Kandidatin im schwarzen Schlauchkleid: »Hey, Baby, setz dich in dein Auto und fahr weg! Du singst grässlich.«

Hey, das bin ja ich, dachte ich spontan.

Als Nächstes erschien auf dem Bildschirm die Nummer 3918, ein Hänfling im rosaweißen Streifenhemd.

»What do you wanna sing?«, wurde er gefragt

»Never gonna give you up^k von Rick Astley«, war die Antwort. - »Oh, das hab ja ich geschrieben!«, freute sich Waterman, während der Hänfling schon anfing zu singen:

... nevergo-honna gi-hiveyou-hu up,
ne-never go-honna le-het you-hu dow-hown,
ne-never go-honna ru-hun arou-hounnd
a-hand deseereert you-huuuu...!«

Was folgten, waren weitere eine Minute neunundzwanzig Sekunden Kakophonie vom Feinsten. Körperliche Qualen auf der Streckbank waren nix dagegen.

»Mmmh«, meinte Waterman mit Übelkeit im Gesicht, »hab ich, glaube ich, doch nicht geschrieben.«

Gleich darauf ein hübscher Junge, die Nummer 1175 auf dem Sacco, der eine halbe Minute brauchte, bis er seinen Namen - »Gggggg...areth Gggggg...ates!« - raushatte. Doch Wunder-o-Wunder: Sein Singen war so grandios, dass ich nur dachte: Komm-zu-mir-ins-Studio, komm-zu-mir-ins-Studio ...

Und Waterman wie mein Echo: »Hey, Junge, du machst mir eine Gänsehaut!«

So ging das in einem fort. Was für eine geile Show, schoss es mir durch den Kopf. Endlich mal nicht dieses unerträgliche Ich-mach-mit-alien-Eideidei-Süßholz-Geraspel.

»Juhu, wo soll ich unterschreiben?«, jubelte ich. Dumm nur: Gerhard Zeiler hatte mir noch gar kein Angebot gemacht. Taktisch war das von mir natürlich superdämlich. Ich lebe in einer Branche, wo alles schachert wie auf einem Basar und seine Vor-und-zurück- Gummiband-Spielchen betreibt.

Aber der Meister meinte nur: »Okay! Bumm, Hand drauf! Sie machen für uns die deutsche Version von ›Pop Idol! Was wollen Sie haben?«

Ich nannte eine Summe, mit der meine kleine Estefania zu

Hause in Tötensen, wenn sie wollte, die nächsten zwanzig Jahre jeden Tag Fehlalarm bei der Polizei auslösen konnte.

»Okay, Herr Bohlen, sollen Sie haben! Ich will das so, fertig.«

So was hatte ich in fünfundzwanzig Jahren im Geschäft noch nicht erlebt. So schnell. Kein Hin und Her. Kein »Wir überlegen mal!«. Einfach bing, bang, bong, ab ist der Balkon.

Ein Hamster namens Olli

Drei Wochen später traf ich mich mit Tom Sänger, Zeilers rechte Hand und sein bester TV-Manager, im Hamburger In-Happi-Happi-Laden »Henzler & Henzler« zum Essen. Ich war überrascht: Ich hatte einen von diesen umtriebigen Fernseh-Menschen erwartet, die unheimlich viel dünne Luft quasseln, mit nichts dahinter.

Stattdessen saß da ein stiller, bescheidener, besonnener, hochsensibler Mensch vor mir, Typ: Tom Hanks, voll einfühlsam, den ich eher hinter seiner Briefmarken-Sammlung vermutet hätte, denn im knallharten TV-Business. Optisch ein bisschen die Luxusausgabe von Phil Collins.

Den entschlussfreudigen Top-Manager merkte man Tom Sänger erst an, als es ans Bestellen der Sushis ging: Ich das Modell »No Risk« mit jeder Menge Avoca'do, Soja-Sprossen und Sesam-Panade. Er das Modell »Challenge« mit fünf Kilo rohem Fisch. Dazu Fisch.

Was ich in dem Moment noch nicht ahnte: Ich schaute der goldenen Spürnase für Erfolg im Fernsehgeschäft in die Augen. Überdies: einem richtigen Freund. Für dick und dünn. Für gute und für schlechte Zeiten.

»Wen könntest du dir denn so als Moderator der Show vorstellen?«, tastete er sich ganz behutsam vor, als hätte ich die Eheberatung von »Pro Familia« aufgesucht.

Die meisten Leute, die nicht im Business drin sind, glauben ja

immer, dass es einen riesen Vorratsspeicher an guten Moderatoren gibt. Nach dem Motto: Eene, meene, muh, heut nehm ich dich. Und die anderen bitte wieder husch-husch zurück ins Körbchen.

Aber leider: Bei jedem neuen Format blättern die Sender-Chefs nur verzweifelt in ihren roten Adressbüchlein. Um dann doch wieder bei »TÜV« hängen zu bleiben: »Typische übliche Verdächtige«.

Dann müssen wieder Kerner, Beckmann, Jauch und Pflaume herhalten. Die Namen werden rumgereicht wie drei Tage alte Schnittchen.

»Ich wär ja für Olli Geißen«, meinte ich. »Der ist jung, der sieht okay aus. Der labert sich jeden Tag 'nen Elch in seiner Talkshow, aber die Leute stehn drauf.«

Eigentlich hatte es Olli Geißen gar nicht verdient, dass ich hier so dick seinen Promoter machte.

Für mich war das ein blasses Bürschchen. Auf Promi-Partys stand er immer wie bestellt und nicht abgeholt in der Gegend rum. Als ob er eine Tarnkappe aufhätte. Kein Schwein erkannte ihn. Als wir mal gemeinsam im Hamburger Nachtclub »J's« waren, grub Olli die ganze Zeit an einer brünetten Striptease-Tänzerin rum. Die kannte ich auch, weil sie mir schon mal im Hotel »Elysee« als Nonne in weißen Lackstiefeln die Beichte abgenommen hatte.

»Was ist denn das für 'ne Type?«, fragte mich die Dame leicht genervt, weil Olli wohl nicht locker ließ.

Und ich: »Kennste doch! Das ist der aus dem Fernsehen.« Und sie nur so: »Nee. Nie gesehen.«

Beruflich hatte ich Olli sogar schon zweimal Kloppe angedroht, weil er ein dreistes, freches Nagetier ist und sich gern auf Kosten anderer profiliert.

Das erste Mal gerieten wir bei einem Auftritt von Modern

Talking in Ollis »Big Brother«-Sendung aneinander.

»Bidde, bidde, Didää!«, hatte er mich in seinem breitesten Norddeutsch bekniert. »Lass dich doch anschließend noch von miär interviewen!«

»Ach, nee!«, versuchte ich ihn abzuschütteln. »Ich will da nur, ›Win the race‹ singen und wieder raus.«

»Aber das war echt bessäär für mich, wenn wir noch 'n paar Minuten quatschen. Mann, hab keine Angst, das wird voll easy!!!«, belatscherte er mich weiter. Wie er sich mir da zu Füßen warf, tat er mir Leid. Deshalb ließ ich mich breitschlagen.

»Hallo, Didää!«, begrüßte er mich anschließend wie abgesprochen auf der Talkcouch und grinste breit: »Du kannst ja eigentlich auch nich' singen.«

Was für eine Frechheit, was für ein kleiner, verschlagener Hamster! »Na, dann kannste ja mit Thomas Anders weiterreden!«, brach ich das Live-Interview ab.

Ich mein: Wenn ich jemanden zu mir nach Hause einlade, der eigentlich nicht kommen will, sag ich ihm dann zur Begrüßung: Ey, du siehst scheiße aus?

Dass ich nicht nachtragend bin, sieht man daran, dass ich noch mal als Talk-Gast zu Olli kam. Titel der Sendung diesmal: »Die zehn bewegendsten Ereignisse des Jahrhunderts«. Eingeladen waren zwei der »Superstar«-Finalisten, Daniel Küblböck und Gracia Baur, dazu ich.

»Oh, hallo Didää, gut, dass ich dich träffe«, machten Olli und seine Crew hinter der Bühne einen auf spontan, obwohl er sich das wahrscheinlich alles schon lange im stillen Kämmerchen ausgeknobelt hatte. »Heute bist du mal Äärster. Du kommst vor Gracia und Daniel auf die Bühne.«

»Nee, lass mal«, wehrte ich ab. »Besser ist, wenn erst Gracia geht, dann Daniel, ich zum Schluss. Irgendwie finde ich sonst die Reihenfolge verdreht. Ladys First. Du weißt schon!«

»Och Mensch, Didää, da bin ich ja traurig! Sei doch nicht so!«, ließ Olli den Geknickten raushängen. »Das sprengt mir abä jetzt voll das Konzept. Bidde, bidde, tu mir doch den Gefallen!«

Ich weiß nicht, warum, vielleicht bin ich einfach zu gutmütig. Vielleicht wollte ich auch einfach nur diesen ganzen »Didää«s entkommen. Jedenfalls: Ich ging als Erster.

Da wurde ich auch schon scheinheilig in Empfang genommen: »Eiy, Didää! Normalerweise lässt man aber den Läädys den Vortritt!« Na klasse, musste ich mich von diesem Penner echt vorführen lassen.

So schnell wie nach dieser Sendung habe ich selten zum Hörer gegriffen: »Entweder diese Hamster-Atrappe wird lang gemacht, oder ich trete nie wieder in irgendeiner RTL-Sendung auf«, schrie ich Tom Sänger in die Muschel.

»Beruhige dich, Dieter, kein Thema!«, kam es vom anderen Ende der Leitung zurück. »Ich regle das!«

Ergebnis: Die Sendung wurde ausgestrahlt und beim entscheidenden Satz die Begrüßungs-Musik so laut gedreht, dass der Zuschauer von Ollis tollem Kommentar nix mehr hören konnte.

Tom Sänger und ich diskutierten zwei Stunden lang auch noch alle möglichen Jury-Mitglieder durch. War voll deprimierend, weil uns ein Wunschkandidat nach dem anderen unter den Fingern wegbröckelte.

Anke Engelke nein, weil exklusiv bei SAT 1 unter Vertrag.
Sarah Connor nein, weil zu jung und deshalb nicht glaubwürdig.

Grönemeyer? Vergiss es. Unter seiner Würde. Macht der nie.

Hans nicht.

Franz nicht.

Zum Schluss blieben nur Nena, Sabrina Setlur und Inga Humpe übrig.

»Nö, nicht das Niveau von Sabrina«, kam es hochnäsig vom

Setlur-Management. Das fand ich erstaunlich. Ihr aktueller Marktwert lag bei gefühlten Minus null. Ich an ihrer Stelle wäre happy gewesen über jedes Angebot, das meine Karriere aus der Tiefkühltruhe rausgeholt und mich wieder ins Gespräch gebracht hätte. (Wenn Setlurs Management zumindest *eine* funktionierende Hirnzelle besitzt, dann müsste es jetzt, im Nachhinein, in den Wald gehen und sich gemeinschaftlich erhängen.)

Selbst Inga Humpe, von der man nach »Ich düse-düse-düse im Sauseschritt« zwanzig Jahre lang nichts mehr gehört hatte und die sich eigentlich geehrt fühlte sollte, trug sich mit schwersten Bedenken: »Nee, da kann ich mich ja nicht genug einbringen!«

Und wenn nicht der Künstler auf dem Holzweg war, dann war es manchmal auch RTL: »Nena? Die? Nee! Die ist irgendwie nicht trendy genug. Die kennen die Kiddies ja gar nicht mehr.« (War ja damals auch noch nix mit großem Comeback. Aber wie man sich täuschen kann.)

Es war zum Mäusemelken.

Zum Schluss rief auch noch Olli »Los Hamstros« Geißen bei Zeiler an und lehnte ab. »Keine Zeit!«, hieß es offiziell. Wobei klar war: Er hatte Angst, sich die Finger zu verbrennen. Außerdem schob er gern eine ruhige und übersichtliche Kugel: Zweimal die Woche zeichnete er seine »täglichen« Talk-Shows auf. Das hieß, am Tag bis zu drei Sendungen am Stück. Den Rest der Woche machte er sich einen lauen Lenz.

»Egal!«, bereitete Zeiler der Diskussion ein Ende. »Moderatoren und Jury sind eh nur die Statisten in der Sendung. Die Kandidaten sind die Stars!«

Mit Schokocreme im Bett

Währenddessen hockte ich immer mit Estefania zu Hause in unserem Schlafzimmer auf dem Bett und guckte einen 105-

Minuten-Video-Mitschnitt »Pop Idol« nach dem anderen. Jede Sekunde wurde das geiler.

Fernsehgucken sieht bei uns immer ein bisschen wie Kino aus. Schnucki macht ein großes Tablet fertig mit allem drauf, was dick und fett macht: Die Dreihundert-Gramm-Tafel von Milka. (Der Oberhammer! Ess ich an einem Abend so weg.) Dazu eine Schachtel »Professorino«. (Da muss ich noch nicht mal mehr die Kiefer bewegen.) Außerdem »Feine Nougat-Pastete« aus dem Geheim-Feinkostladen von Mutti Bohlen aus Oldenburg. (So naturweich, schmiert schon beim Angucken.) Und der Gipfel aller Genüsse: ein XL-Glas Nutella. (Klemme ich mir immer zwischen die Beine, dann mit dem Esslöffel rein - schleckschleck. Hier gilt die Formel: zwei Abende = ein Glas.) Gerade bei Letzterem muss ich sagen: Ist zwar kein Sex, aber kommt dem sehr nahe.

Das Tolle war: Irgendwie fühlten Estefania und ich uns beim Sichten der Videos total privilegiert. Alle anderen müssen nach dem Ende einer Sendung immer eine Woche bis zur nächsten Folge warten. Ich musste nur: »Hey, Estefania, kriech mal nach unten, und leg die nächsten Kassette ein!« sagen, und wir konnten die Fortsetzung schauen.

Wir waren wie gefesselt. Wir waren »Pop Idol«-süchtig. Wir konnten unsere Augen nicht mehr vom Bildschirm nehmen.

A-Backen zusammen und durch

Anfang September kriegte ich endlich den lang erwarteten Anruf: »Yeeeeees, Dieter! Das Team steht! Wir haben unsere Wunschkandidaten jetzt zusammen. Ab nach Köln.«

In einem Konferenzzimmer vom »Hyatt«-Hotel hatten sich um die zwanzig Leute versammelt. Abgesandte von RTL, UFA-Grundy und der BMG. Dazu die Creme de la Creme aus vier Monaten Moderatoren-Jury-Aussiebe-Prozess.

Auf dem Boden dahingebreitet: Eine ein Meter achtzig große Frau mit anspruchsvoller Horn-Brille, Birkenstock-Latschen und Woodstock-Flower-Power-Rock: Shona Fräser. Musik-Journalistin.

Daneben mit Tim- & Struppi-Charme und Oberlehrer-Brille: Thomas Bug, Radio-Moderator. Dem sah man gleich an der Nasenspitze an, dass er ums Verrecken keinen Song von Dieter B. in seiner eigenen Radio-Sendung spielen würde. Nicht intellektulös und anspruchsfüllig genug.

Himmel, Arsch und Zwirn: Wer waren bitte diese Gestalten? Die hatte ich unter Garantie in meinem ganzen Leben noch nie gesehen. Das sollten also jetzt die mir angekündigten hammermäßig aussehenden Trendsetter und Teenie-Idole sein? Die lustig-locker vor der Kamera plaudernden Sympathieträger? Und jetzt kriegte keiner von diesen Müsli-Sympathisanten überhaupt den Mund auf. Hilfe!

Dieter, wie-kommst-du-aus-dem-Vertrag-raus?-Raus-raus-raus-bloß-weg-und-tschiüss! Das war mein erster Gedanke.

Mein zweiter: Da muss dich dein Anwalt rausboxen! Wofür kriegt der Kerl schließlich sein Geld?

Ich habe an dieser Stelle vergessen zu erwähnen, dass mich alle, angefangen von meinen Eltern bis hin zu meiner dreizehnjährigen Tochter, vorher bestürmt hatten: »Papi, lass die Finger von dieser Sendung. Das ist Scheiße!«

Nun ist es so, dass meine Familie aus Prinzip gegen alles ist. Ich schreib ein Buch? »Papi, lass das, das wird nix!«

Ich mach 'ne Sendung? »Nein, Papi, nein!«

Ich plane einen Film? »Ooooooooooooooooooooooh jeeeh!«

Am liebsten würden die mich mit einem Knebel im Mund hinten im Garten an einen Baum binden. Die haben vor jedem neuen Projekt von mir Horror. Für die bin ich nur O-Gotti-Gott-

der-Paps-schon-wieder!

In dieser Sekunde erblickten meine entzündeten Augen einen Kopf mit explodierten Haaren: »Piep... piep-piep-piep... piep... Christoph Törfer... äh... Körfer« tickerte mein Großhirn. Ex-»BILD am Sonntag«-Redakteur, jetzt RTL-Pressesprecher. »Ach du Scheiße!«, meinte ich laut in den Raum. »Wenn du jetzt auch noch in der Jury sitzt, dann bring ich mich um!« Für den war nämlich alles, was ich musikalisch ausgeworfen hatte, akustische Umweltverschmutzung. Alle Wochenenden wieder hatte er mich mit tödlicher Pünktlichkeit niedergeschrieben.

Sehr schweigesames Schweigen im Raum. Alle Anwesenden machten auf toter Hund und warteten wohl darauf, dass irgendein anderer den ersten Mucks tat. Ich holte tief Luft. Okay, A-Backen zusammen und durch, Dieter, sagte ich mir. Ich muss gestehen: In der Sekunde hätte ich nie geglaubt, dass wir mit unserer Show mal *achtzehn* Millionen Zuschauer begeistern würden.

»Okay, ihr Schlaffis«, versuchte ich die Stimmung etwas zu heben, »sollte ein Witz sein! Dann erzählt mal! Was macht *ihr* denn hier so?«

Wieder kein Mucks. Ich hatte das Gefühl, ich rede Kirgisisch rückwärts. Dafür bildete ich mir ein, auf allen zwanzig Stirnen denselben Gedanken zu lesen: Dieser Ober-Macho hat uns gerade noch gefehlt. Jetzt zieht der seine Macker-Show ab. Und dann is' er hoffentlich bald wieder weg.

Und wie das immer so ist, wenn ich merke, dass mich alle gar nicht lieb haben, dann setze ich noch einen drauf und haue richtig auf die Kacke. Nach dem Motto: Hallo, hier ist der kleine Stinke-Dieter.

»Na, man merkt ja, dass ihr alle null Ahnung habt. Ich erklär euch jetzt mal, wie ich mir das so vorstelle.« (Ich sollte vielleicht mal eine Broschüre rausgeben: »Der kleine Fettknäpfchen-Führer - Wie bringe ich Leute von null auf

hundertachtzig?« Eine Million Tipps von und mit Dieter Bohlen.)

Auf der anderen Seite: Ganz so falsch lag ich mit meinen Befürchtungen auch wieder nicht. Von den Anwesenden hatte wirklich keiner so richtig Plan, was da eigentlich für eine Show geplant war.

»Also, passt mal auf«, erklärte ich. »Wir veranstalten einen Gesangswettbewerb. Das geht Stadt für Stadt, Runde für Runde. Es gibt ein Recall, Re-Recall, ein Re-Re-Recall.«

»Aha! Soso! Echt? Nein, wie toll!«, freute sich eine hammermäßig aussehende Blondine vorne aus der ersten Reihe: Michelle Hunziker. Es war offensichtlich, dass sie vorher kein einziges Drehbuch gelesen hatte. Ich hätte ihr an der Stelle auch erzählen können: »Pass auf, Schnucki. Das wird eine Jodelsendung, und zu gewinnen gibt's 'ne Palette Joghurt.«

Hier passierte, was ich während der Show noch hundertfünftausend Mal erleben sollte: Sprach man Michelle an, kitzelte das unter Garantie auch immer das Sprachzentrum von jemand anderem:

»Hey, Mönsch, Dieter, altes Haus! Toll, dass du da bist, Kumpel! Hey, wir kennen uns doch!«, meldete sich Garsten Spengemann zu Wort.

Ich kenn das schon: Komme ich irgendwohin und habe plötzlich ganz viele »Freunde«. Garsten und ich kannten uns aus dem Hamburger Nightlife, da pflegten wir eine klassische »Hallo-du-auch-hier-ra-ra-tschiüss-ich-geh-jetzt-Beziehung«. Netto-Rede-Zeit in drei Jahren: Zwei Stunden. Eine nette, harmlose Seele.

Die Castings

Vier Wochen später starteten die ersten Castings in Köln. Die alles entscheidende Gretchenfrage ist ja immer wieder (und da

führt kein Weg dran vorbei): Hast du eine schöne Stimme oder nicht? (Ich weiß, dass es zwischen den Kandidaten und mir da immer wieder leichte Unstimmigkeiten gibt.)

Um hier mal für Klarheit zu sorgen: Eine schöne Stimme hast du, wenn der liebe Gott bei deiner Stapellegung beschlossen hat: Der Ton, der aus deinen Stimmbändern rauskommt, soll wohlklingen. Aber das allein reicht noch nicht. Denn das Ding musst du noch schulen, trainieren und pflegen.

Wenn du dann schließlich im Casting den Mund aufmachst, gibt es nur zwei mögliche Antworten: »Trifft den Ton« oder »Trifft ihn nicht«. Da gibt es kein »Trifft vielleicht« oder »Trifft ein bisschen«.

Naturtalente wie Alexander fangen einfach an, punktgenau mitzusingen, wenn im Fernsehen oder Radio irgendwelche Songs laufen. Und für Leute wie Daniel Küblböck heißt es: Übing, übing, übing.

Eine ganz andere Frage ist natürlich, ob man eine Stimme »häbsch« findet. Der eine sagt: »Ich mag's, wenn's weibisch klingt - wie im Falle der Bee Gees. Der Nächste sagt: »Klingt ja furchtbar!«, wenn er die Kehltriller von Monserrat Caballe hört.

Deshalb: Auch wenn du eine Götterstimme hast. Auch wenn du sie bis zum Erbrechen trainiert hast: Schön singen ist a) Geschmacksache, und b) kommt noch ein ganz anderer Punkt hinzu: deine Nervosität. So kann die größte Begabung auch erst mal wie ein Rohrkrepierer klingen. An dieser Stelle ist das Talent der Jury gefragt. Große Stimmen bei so einem Wettbewerb herauszucasten hat eben auch was mit Intuition, Glück und Zufall zu tun. Da geht es um Schwingungen, da muss eine innere Stimme rufen: »Aufgepasst, Dieter, da steht jemand, der hat was!«

Judith Lefeber war so ein Fall. Die stand vor uns und sang so unterirdisch und grauenvoll, dass wir eigentlich schon dieses »Du bist draußen!« auf den Lippen hatten. Aber irgendwie hatte

sie was: Ein Strahlen in den Augen, eine Kraft, die von ihr ausging. Etwas ratlos guckte ich meine Mitstreiter an, dann meinte ich aus einem inneren Impuls heraus:

»Hast du noch irgendwas anderes zum Vorsingen?« Sie fing an, »The greatest love of all« von Whitney Houston zu singen. In einer ganz tiefen Tonlage. Und auf einmal war es, als ob da ein anderer Mensch stünde. Plötzlich stimmte alles: Die Wärme der Stimme. Der Klang. Der Rhythmus. Und je länger sie sang, desto mehr zitterte ich mit: Oje, oje. Gleich kommen die hohen Töne. Das kann sie nicht schaffen!

Aber sie schraubte ihre Stimme immer mehr in die Höhe. Echt super.

Look und Klamotten sind in einem Casting übrigens total unwichtig (auch wenn mir das immer keiner glauben will). Das kann man später alles hinbiegen und zurechtstylen. Bestes Beispiel: Joe Cocker, Rod Stewart, Meat Loaf. Alle eigentlich ziemlich unhäbsch. Auch Madonna sieht ungeschminkt aus wie die kleine Schwester von Ozzy Osbourne: Dunkle Ränder unter den Augen, strähnige Egal-Frisur. Aber nachdem sie von ein paar guten Visagisten verarztet worden ist, hat sie Topmodel-Qualitäten. Und auch Mode-Vamp Juliette sah bei ihren ersten Castings aus wie eine Norweger-Stute: dicke Ringel-Strick-Pullis, gelblonde Raspelhaare, pechschwarze Balken um die Augen.

Damit mich jetzt keiner falsch versteht: Ich will nicht behaupten, dass mich ein Minirock, aus dem zwei häbsche wohlgeformte Beinchen gucken, kalt lässt.

Trotzdem: Ich versuche mich in meiner Beurteilung der Kandidaten nicht beeinflussen zu lassen. Weder von sexy Stelzen noch von Tränen, noch von dem Reingesabbel Dritter.

Dennoch lag ich nächtelang wach und fragte mich: Hast du richtig entschieden, Dieter? Man urteilt hammerhart und schickt die Leute nach Hause. Später erfährt man dann, dass ein

bestimmter Kandidat extra fünfhundert Kilometer angereist ist und die ganze Familie das Sparschwein geplündert hat, um ihn neu einzukleiden. Das lässt einen schon ins Grübeln kommen. Man liegt wach im Bett und denkt: Dieter, war das richtig?

»Hoh-hoh-hoh!« und »Huh-huh-huh!« kam's auch immer von meiner kleinen Estefania, sobald ein männlicher Kandidat besonders attraktiv war. »Hast du die Augen gesehen, Dieter? Die Augen?«

»Mensch, verdammt!«, antwortete ich dann immer. »Ich bin Musiker, kein Optiker!«

Die trickreichsten und eifrigsten Bestecherinnen waren übrigens die Stewardessen von der Lufthansa. Erst reichten sie mir einen O-Saft, dann meinten sie: »Also, Herr Bohlen, den und den sollten Sie aber wirklich weiterkommen lassen. Der singt doch so schön!«

Shona und Thomas

Genauso wie die Kandidaten musste auch die Jury erst mal den richtigen Ton und Look finden:

Am Anfang waren wir wie ein Gespann dickintriger Kutschpferde, die alle in eine andere Richtung zogen und wieherten. Am Ende waren wir vier edle Rösser, die elegant ihren Aufgalopp machten. Das bedurfte allerdings einiger interner Kurskorrekturen.

Bei Thomas Stein und mir war das nicht so das Problem. Wir kennen uns schon seit hundert Jahren und wissen aus dem Effeff, wie der andere tickt und wie wir miteinander umzugehen haben. Anders bei Shona und Thomas II:

»Du kannst ja eigentlich nix, ich seh da schwarz!«, war Bugs Standardspruch zu den Kandidaten. Gern schob er auch noch hinterher: »Du singst so schlecht wie Thomas Anders!«

Das ging mir total auf den Keks.

»Mensch, Bug«, fiel ich ihm ins Wort, »du hast einfach keine Ahnung! Ich hab ein Leben lang nix anderes gemacht, als die Stimmen von Leuten zu beurteilen. Du hockst immer nur in deinem Radio- Sender und kriegst fertig produzierte Titel auf den Tisch!«

»Nee«, war Thomas stur, »das hört man doch! Der kann nix!«

So ging es noch sechsunddreißig Stunden weiter. Dann platzte mir wegen seines unqualifizierten Rumgenöles endgültig der Kragen.

»Du hast ja überhaupt kein Feeling in der Stimme!«, hatte er gerade unseren Alex niedergemacht. Am liebsten hätte ich ihm eine übergebraten.

»Pass mal auf, Bug!«, drohte ich ihm. »Noch so ein Spruch - Kinnbruch! Hör auf, hier auf dicke Hose zu machen! Du Radio-Fuzzi redest sowie die ganze Zeit nur Blödsinn.«

Wir einigten uns schließlich darauf, dass ich ihn nicht mehr Radio-Fuzzi nenne. Dafür ließ er Thomas Anders und die Kandidaten in Ruhe. Mensch, du kannst ja richtig viel!«, war ab sofort sein Standardspruch.

Ganz anders da meine kleine Miss Moneypenny alias Shona Fraser: »Du hast aber deine Haare hübsch geföhnt«, versuchte sie immer noch was Gutes an den Kandidaten zu finden. Selbst wenn wir anderen schon tot auf dem Fußboden lagen, weil uns das Gejaule die Stühle unterm Hintern weggerissen hatte. Im Gegensatz zu Bugie-Woogie war sie immer unheimlich lieb und bemüht.

Dafür hatte sie einen Spleen, was Flugzeuge anging. Mal weigerte sie sich, in Maschinen mit bestimmter Serien-Nummer zu steigen. Dann wieder war es der Propeller vorne rechts, der sie störte. Manchmal konnten wir keinen Flug finden, der ihre Zustimmung fand.

Total positiv überraschte mich, wie sie an ihrem Äußeren arbeitete und feilte: Nix mehr von wegen Öko-Husche. Über

Nacht zwirbelte sie sich zum englischen Vamp auf. Auch Bu-Hu legte ordentlich nach. Ich dachte, ich seh nicht richtig: Plötzlich hatte meine graue Lieblingsmaus Wimpern und Front-, äh... Bug-Behaarung.

»Ja, ja«, bestätigte mir seine Visagistin, »die färb ich ihm!« Außerdem huschte plötzlich ein spezieller Brillen- und Make-up- Berater durch seine Garderobe.

Jetzt, nach all den Monaten, würde ich sagen: Wir vier sind das Dream-Dream-Dream-Dream-Team. Wir haben uns total lieb und ergänzen uns super. Für die Zukunft halte ich zwei Doppel-Hochzeiten nicht für ausgeschlossen.

Papi Bohlens Casting-Tipps

Zum Schluss noch ein paar lieb gemeinte Tipps von mir für meine zukünftigen Kandidaten. What also machen in the Casting?

Hier vier eiserne Regeln:

- 1) Sucht euch den richtigen Titel aus! Während eines Casting- Tags begegnen mir oft fünfundvierzig Whitney Houstons, dreißig Janis Joplins und fünfhundert Mariah Careys. Alles voll anspruchsvolle Drei-Oktaven-Stimmen. Kann für die Kandidaten eigentlich nur in die Hose gehen. Und ich fasse mich immer an den Kopf und denke: Warum tun die sich das an? Wahrscheinlich ist die Denke: Singst einen möglichst schwierigen Titel, das beeindruckt die Jury. Falscher Fehler! Besser: »Hero« von Enrique Iglesias, »Life is a roller coaster« von Ronan Keating oder »On angels wings« von Westlife.



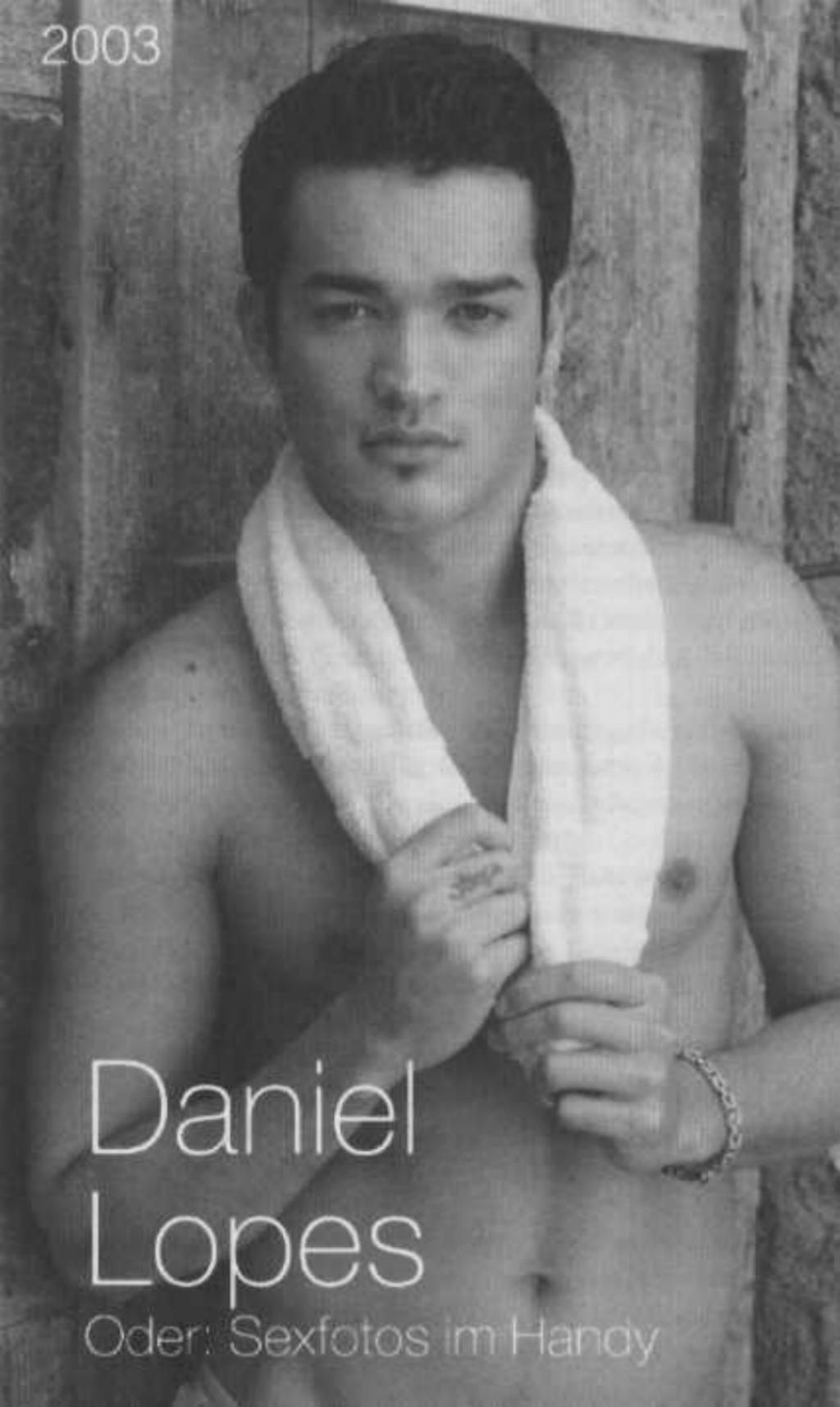
Auch Nektarios kann von der Titelwahl ein Lied singen: ein Riesentalent, super stimmgewaltig. Immer wenn man auf der »Superstars«-CD denkt: »Oh, wer ist das?«, dann ist es unter Garantie er. Aber: In der Motto-Show sang er irgendeinen Scheiß-Titel von Xavier Naidoo und katapultierte sich damit raus. Oder Alex, der wäre mit der deutschen Version von »Starlight Express« fast draußen gewesen.

- 2) Sei kritisch mit dir selbst. Wenn dir jemand sagt: »Du hast kein Talent!«, kann die Antwort nicht lauten: »Aber ich hab doch seit zehn Jahren Gesangsunterricht!« Das ist ja so, als wenn jemand dreißig Jahre lang Germanistik studiert und immer noch nicht schreiben kann. Akzeptiere: Das Portemonnaie' deines Gesangslehrers hat sich gefreut, und das war's.
- 3) Wenn du noch eine zweite Chance kriegst - verdammt noch mal! -, nutz die auch. Also: Hab einen zweiten Titel in petto. Häufig bitte ich nämlich die Kandidaten: »Mensch, sing doch noch ein anderes Lied!« und kriege dann zu hören: »Ich kann keinen zweiten Titel! Ich wusste ja nicht, dass ich das üben muss.«

Da kommt bei mir immer der Verdacht auf: Eigentlich wollten die ins Schwimmbad. Und dann ist ihnen auf dem Weg dorthin die Idee gekommen: Ach, machste halt noch einen Abstecher zum Casting.

- 4) Nimm harte Kommentare und Beurteilungen als das, was sie sind: als Teil eines Beruf, der noch härter ist als alles, was du bis dahin erlebt hast. Glaub nicht, dass das persönlich gemeint ist. Tatsache: lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Bist du gut, wirst du dich ohnehin nicht beirren lassen. Bist du schlecht, kommst du dadurch hoffentlich rechtzeitig zur Besinnung.

2003



Daniel Lopes

Oder: Sexfotos im Handy

Von allen zehn Finalisten war Daniel Lopes für mich derjenige mit dem größten Starpotenzial: Schöne Stimme, super Aussehen, leckerer Auftritt. Kurz: Niederegger Marzipan auf zwei Beinen. Doch leider stellte er auch Minus-Rekorde auf: In puncto Schleimeritis, Ellenbogen-Einsatz und Dummverkäufertum schlug er alles bis dahin Dagewesene um Längen.

Das erste Mal, als ich in seine Seele, schwarz wie Kaffeesatz, gucken konnte, war im Oktober hinter den Kulissen von »Superstars«.

Die Proben liefen, und wir warteten gemeinsam, dass es losging. Da wuselten Tonleute um uns rum, die Mikrofone festklipsten. Daneben Techniker, Kameraleute und Stylisten, die letzte Hand anlegten. Plötzlich kam das Thema auf Juliette. Er war zu dem Zeitpunkt gerade frisch mit ihr zusammen:

»Mann, die hat ja voll die hässlichen Silikondinger!«, nölte Daniel rum. »Als ich die das erste Mal in den Händen hatte, dachte ich, ich fass es nicht! Also, ey, wenn man sich den Busen schon machen lässt, warum dann nicht gleich 'ne Nummer größer?«

Sieh an, sieh an, dachte ich. Zu dem Zeitpunkt wusste nämlich noch keiner, dass ihre Brüste nicht ganz echt waren. Gleichzeitig wunderte ich mich, dass er Juliettes intimstes Geheimnis so freimütig ausplauderte, als handelte es sich um zwei Blasen an den Hacken.

Daniel konnte sich gar nicht einkriegen. Er sprach dabei so laut, dass es alle hinter der Bühne mitkriegten:

»Also, das mit den Titten, das ist ja nur das eine! Aber in der Kiste, also, da hab ich auch schon Besseres erlebt. Hat irgendwie nicht so gekickt. Ich weiß nicht, hätt' mir da echt mehr von versprochen.«

Er klang wie eine enttäuschte Hausfrau, die eigentlich »Schwartau Pflaumenmus« hatte kaufen wollen und sich bei »Spar« ein Glas »Kirsche« hatte aufschwatzten lassen. Das

passte alles so gar nicht zu seinen Interviews in BILD und »Bunte«, wo er den romantischen Träumer mit der Samtstimme und dem starken Charisma gab, der ach so verliebt war in seine Juliette.

»Tja«, meinte ich, »also ... vielleicht solltet ihr mal darüber nachdenken, dass ihr euch trennt? Vielleicht passt ihr einfach nicht so gut zusammen.«

»Nee, ey, mach dir mal keine Sorgen, Dieter!«, belehrte mich Daniel. »Ich bin ja nicht blöd! Ich hab da noch so das eine oder andere Eisen im Feuer. Das mit Juliette, das ist sowieso nur so nebenher.«

Zum Beweis griff er zu seinem Handy, mit dem man auch Fotos machen konnte. Wichtigterisch drückte er auf den Tasten rum. Dann hielt er mir stolz das Display vor die Nase. Darauf: ein Bild aus seinem privaten Speicher.

»Haste gesehen?«, fragte Daniel eifrig. »Das bin ich.« Dann zog er das Handy wieder weg, spielte erneut an den Knöpfen rum und hielt mir mit einem »Und wie findste das?« das nächste Foto unter die Nase.

So ging das in einer Tour. Dutzende von Bildchen hatte er da in seinem Handy gespeichert. Immer neue Frauen, immer neue Stellungen. Von hinten, von vorne, von der Seite, von links, von rechts, alles volle Kanone - im wahrsten Sinne des Wortes.

»Mann, wo hast du denn das abfotografiert?«, wollte ich wissen. »Aus welchem Porno ist das?«

»Nee, nee, biste bekloppt?«, tat Daniel entrüstet. »Das ist kein Porno! Das ist alles echt. Das bin alles ich! Guck doch mal auf den Finger da auf dem Foto.«

Ich guckte genauer hin. Auf jedem dieser Fotos war - quasi als Echtheitszertifikat - Daniels Finger zu sehen. Den zierte an der Wurzel ein kleines Tattoo, wie es auch Stricher gern tragen, die in Südamerika hinterm Bahnhof stehen.

»Mensch, Mensch, Mensch!«, meinte ich dann doch etwas geschockt. »Da bist du ja fleißig gewesen... Was sagt Juliette eigentlich dazu?«

»Och«, meinte er eifrig, »die hab ich auch schon fotografiert. Du musst Weibern halt zeigen, wo's lang geht. Bloß nicht lange mit denen ablabern!«

Ich bin zwar auch kein Kind von Traurigkeit. Aber das hier fand ich dann doch mehrere Nummern zu hart.

»Du, Juliette«, sprach ich sie mal bei Gelegenheit unter vier Augen an. »Meinst du eigentlich, das mit dir und Daniel, das ist so das Richtige...?«

»Och, weißt du«, meinte sie betont lässig, und man merkte, dass sie eine Unterhaltung über das Thema nicht wollte, »das interessiert mich nicht, was die anderen sagen. Die versuchen doch alle nur, den Daniel mies zu machen. Er ist 'n cooler Typ. Er sieht gut aus. Ist doch klar, dass die anderen ihm was am Zeug zu flicken versuchen, weil sie neidisch sind.«

Kurz bevor Daniel im Januar aus der Sendung flog, kriegten er und Daniel Küblböck sich mächtig in die Wolle. Die ganze Zeit schon hatte es unterschwellige Spannungen und Sticheleien zwischen den beiden gegeben. Daniel L. hatte nämlich spitzgekriegt, dass Daniel K. beim Publikum wunderbar ankam. Das machte ihn richtig fuchsig und passte so gar nicht in sein Weltbild:

»Du bist doch nur ein ganz armes Würstchen«, beschimpfte und verhöhnte er seinen kleinen Namensvetter eifersüchtig. »Du kannst doch überhaupt nicht singen! Wie siehst du überhaupt aus?«

»Ach, lass mich doch in Ruhe! Du arrogantes Sonstwas! Ich hab dir doch gar nichts getan! Hör auf, auf mir rumzuhacken!«, schrie Daniel K. zurück und lief weinend in sein Zimmer.

»Wenn du mal einen Tag in meinem Körper stecken würdest, dann wüsstest du, wie geil das ist!«, schickte ihm Daniel L. noch

höhnisch hinterher.

Ein paar Wochen später unterhielt ich mich auf einer Party in Köln mit Daniel Lopes' neuem Manager, meinem alten Spezi Graf Gerd Bernadotte. Ein harmlos aussehendes Dickerchen mit acht Dioptrien und gleichzeitig ein Strippenzieher und Schlawiner, wie er im Buche steht. Was seine beruflichen Glanztaten anging, so hatte er Naddel seinerzeit an die TV-Sendung »Banzai« vermittelt, wo man ihr die linke Brust wog.

»Du«, erzählte mir der immer zu einem indiskreten Schwätzchen aufgelegte Graf mit einem fröhlichen Glucksen im Hals, »du, an dem Tag, an dem der Lopes aus der Sendung geflogen ist, kam der doch glatt zu mir gelaufen: ›Ey, Gerd, gib mir mal fix tausend Euro, ich will mir ein paar Nutten aufs Zimmer bestellen!«

Wieder hatte ich das Gefühl: Komm, Dieter! Du musst Juliette warnen. Du musst ihr reinen Wein einschenken. Aber erklär mal einer Frau, die glaubt, es sei die große Liebe, dass der Typ sie nur hinhält. Sag ihr mal: »Du, der meint das nicht ernst! Der ist nicht gut für dich! Der benutzt dich nur! Der macht dir nur deshalb schöne Augen, weil er dich vielleicht noch zum Duettsingen braucht.«

Ich machte genau die gleiche Erfahrung wie beim letzten Mal: Rollläden runter. Ohren und Hirn geschlossen. Da wäre keine Sprache der Welt gewesen, die Juliette verstanden hätte.

Ich fand das zwar moralisch verwerflich, was Daniel da trieb. Aber ich bin schließlich nicht die Mutter Theresa von Tötensen. Insofern dachte ich: Okay, sollen die beiden so machen, wie sie denken. Sind ja auch erwachsene Menschen. Außerdem wollen wir nur zusammen Musik machen, nicht heiraten.

Aber dass Daniel Lopes ein Meister im Einseifen ist, musste ich dann am eigenen Leibe erfahren.

Zusammen mit den anderen »Superstar«-Finalisten wollten wir in meinem Studio in Tötensen das Album »United« aufnehmen.

Durch die Presse geisterten gerade so fiese Gerüchte wie »Daniel Lopes - Vergewaltigung, Scheinehe, totes Kind«.

»Danke, danke, Dieter! Wie toll, dass ich noch mit dir arbeiten darf!«, sagte er mit tiefer Inbrunst in der Stimme. »Danke, dass du mich trotz der ganzen Scheiße, die über mich in den Zeitungen steht, nicht fallen lässt. Du, wir sind jetzt Freunde fürs Leben. Ich find dich so klasse! Ich würde mich freuen, wenn ich noch ganz viel mit dir machen darf!«

Und dann - kennt man ja, wie zwei Männer das so machen - stießen wir die Fäuste zusammen wie zwei Hirsche ihr Geweih.

Komm, Dieter, dachte ich, vielleicht tust du ja wirklich Unrecht! Du weißt doch, wie die Reporter sind. Die saugen sich auch gern mal was aus den Fingern. Irgendwie sah ich ihn als neues Mitglied im Dieter-B.-Betroffenen-Club, wo Frauen Männern immer was anzuhängen versuchen.

Ich bereitete alles für die Aufnahme des ersten Songs »Freedom« vor, der von allen gemeinsam gesungen werden sollte. Nach einer halben Stunde wollte ich meine Schäfchen zusammentreppeln. Und wo war Daniel? Der lag zusammengerollt auf dem dreckigen Filzfußboden vom Aufnahmestudio und pennte. Das heißt: Ich nahm an, dass er pennte. Vielleicht zählte er auch die Milben im Teppich. So genau konnte man das nicht erkennen.

Mannomann, schlussfolgerte ich, der muss ja so was von kaputt und fertig sein. Ich machte mir tatsächlich und wahrhaftig ernsthafte Sorgen um ihn.

»Psssssssst! Seid mal nicht so laut! Dreht mal die Lautstärke runter«, meinte ich zu Nektarios, Vanessa, Gracia und Co., die gerade an den Mischpult-Reglern im Mixing-Raum rumfummelten und dabei gickelten. »Ihr seht doch, euer Kumpel hier ist so was von erledigt! Den muss man schonen. Lasst den bloß schlafen! Der braucht das.«

Dann zog ich aus lauter Mitleid auch noch meine Lederjacke

aus, knüllte sie zur Wurst und schob sie Daniel unter den Kopf.



Vier Stunden lang ruckte und rührte er sich nicht. Wenn wir zwischenzeitlich mal versuchten, ihn zu wecken, dann war er gar nicht ansprechbar. Wie im Delirium. Endlich, irgendwann gegen vierzehn Uhr, hatte Daniel seine Siesta beendet. Er rappelte sich hoch, zog die Arme nach hinten, machte laut »Uuuahh!«, und die Welt hatte ihn wieder. Und los ging's sofort wieder mit jeder Menge »Danke's«:

»Danke, Dieter, dass du mich so unterstützt! Danke, dass du so hinter mir stehst. Danke, dass ich mich ein bisschen ausruhen durfte.«

Eigens für Daniel hatte ich eine südamerikanische Nummer komponiert, Titel des hitverdächtigen Teils: »Today, Tonight, Tomorrow«. Zutaten: Spanischer Vokabel-Salat, Trommel, Gitarre und viel Salsa.

»Ja, super, dann wollen wir mal!«, sagte Daniel, ging ins Aufnahmestudio, zog sich die Kopfhörer ran, drückte sich die Muscheln auf die Ohren und machte das »Okay«-Zeichen. Ich machte »Okay« zurück und warf die Playback-Melodie an.

»... teeeeeeeeeeeeeeeeeeee qumimiimmmnnnnmmmero
... muuuuuuuuuuuuuucho
Doooooooooooooreeeeees...!«,

rührte Daniel los. Das ging dreißig Sekunden, vierzig Sekunden. Dann guckte Vanessa mich an. Guckte Gracia mich an. Guckte Nektarios mich an. Und alle dachten wir denselben Gedanken:

Mann, das klingt ja scheiße!

Ich stoppte das Playback und sprach über Lautsprecher aus dem Mixing-Raum ins Aufnahmestudio rein: »Hey, Daniel, hör mal zu. Wenn du Probleme mit der Melodie hast, versuch's doch mal mit ›un!‹, ›dos!‹, ›tres!‹, um warm zu werden. Dabei muss dein Zäpfchen bommeln. So ›trrrrres!‹, verstehst du? So wie Ricky Martin! Weißt du? So eriba-la-biba-caramba!!! So spanisch eben!«

»Nee, kann ich nicht!«, kam es von Daniel. »Ich komm ja gar nicht aus Spanien, ich komm nämlich aus Portugal!«

»Wie, aus Portugal? Das ist doch egal. Du wirst doch wohl ›unnnn!‹, ›doszsasz!‹, ›trrrres!‹ hinkriegen!«

»Nee, kann ich nicht«, beharrte er.

»Na, dann versuch halt was anderes!«, bog ich die Diskussion ab. Aus Erfahrung weiß ich nämlich: Aufregen im Studio bringt nix. Kannst schließlich niemanden zwingen, geil zu singen.

»Ja aber«, kam es auch hier zäh wie Kaugummi zurück, »... mir fällt nichts anderes ein...«

»Wir wär's mit ›Hey, Chica! Chaka-chaka?‹, versuchte ich ihm auf die Sprünge zu helfen und swingte dabei aufmunternd mit dem ganzen Oberkörper. »Komm, so, ich mach's vor: ›... heeeeeey ... cccchaka!!!«

Nach ein paar trostlosen Versuchen, die alle klangen, als ob eine zahnlose Omi »höö ... scha-scha« nuscheln würde, erlöste ich ihn schließlich: »Komm, Daniel, lass mal gut sein! Muss

reichen. Daraus krieg ich schon irgendwie was Latino-mäßiges zusammengebosselt.«

Tief drin war ich total enttäuscht. Ich hatte die größten Erwartungen in Daniel und seine Stimme gesetzt. Und in dem Moment wurde mir klar: Das wird nie im Leben ein zweiter Ricky Martin, höchstens ein Martin Ricky. Mehr nicht.

Des Rätsels Lösung, warum Señor Lopes so schrottig gesungen hatte, kam mit einem Telefonanruf drei Tage später.

»Rat mal, wo unser kleiner Freund Daniel gerade ist!«, forderte mich der Graf zu einem fröhlichen Quiz auf.

Und ich so: »Wie meinst du das? Wo soll der schon sein?«

»Also, der steht jetzt gerade mit dem Farian in Miami im Studio und nimmt Latino-Musik auf.«, band mir der Graf freudig auf die Nase.

Rums, das saß. Das schlug dem Fass den Boden aus. Ich konnte es nicht fassen. Ich war sprachlos, maßlos enttäuscht. Da hatte sich Daniel keine vierundzwanzig Stunden, nachdem wir die Fäuste gegeneinander geboxt hatten, mit seinem Hintern in ein Flugzeug nach Florida gesetzt, um mit Frank Farian zusammen eine CD zu machen.

Dass es ausgerechnet Frank Farian war, zu dem er geflogen war, machte die Sache noch viel schlimmer. Frank war für mich nämlich so etwas wie ein Vorbild, ein Hero aus vergangenen Zeiten. Früher, als ich noch ein kleiner unbedeutender Produzent war, wollte ich immer so erfolgreich sein wie er: Nummer eins mit Boney M., Nummer eins mit Milli Vanilli. Es gab keinen Menschen, der so fleißig war wie er. Ein echtes Arbeitstier.

1985, bei meinem Blue-System-Videodreh »Love Is Such A Lonely Sword« auf Ibiza, lernten wir uns kennen. Den ganzen Tag hatte ich auf einem Klavierhocker im kalten Wasser gehockt und auf einem brennenden Flügel rumgeklimpert. Jetzt lud Frank zu einem fröhlichen, warmen Umtrunk ein.

Als wir ankamen, saßen neben ihm schon zwei Leute: Zur Linken: Freundin Milli. Besondere Kennzeichen: a) feuerrote Haare, b) schneeweisse Haut, c) ein riesengroßes Herz, das schnell verzieh, wenn ihr Schatz mal wieder mit ein paar blutjungen Mulattinnen das Singen geübt hatte.

Zur rechten: »Formel I«-Moderator Kai Böcking: eine Art Thomas Fritsch in jung, der mir von der ersten Sekunde an ein Dorn im Auge war, weil er a) zu gut aussah und b) Naddel ganz offensichtlich total auf ihn abfuhr.

Ich gönnte mir erst mal ein Bier.

Nach drei weiteren Bieren und fünf Schampus bekam ich meine schnurrigen, kuscheligen fünf Minuten (das ist immer so, wenn ich einen im Tee habe). Und weil Naddel die ganze Zeit mit diesem doofen Kai rummachte, schnappte ich mir zum Trost Milli: Ich stemmte sie in die Luft und wirbelte sie einmal rundum.

Naddel interessierte das gar nicht: Aus den Augenwinkeln konnte ich beobachten, wie Kai und sie vertraut in ihrer Ecke glückten und wie zwei verliebte Teenager kicherten.

Nun bin ich nicht der Typ Mann, der sich dazustellt und sagt: »Redet mal lauter, ich versteh ja gar nichts!«

Aber von jetzt auf gleich kriegte ich schlechte Laune. Und ich überlegte, ob Naddel mit dem eventuell und überhaupt ... Aber nein, Dieter, versuchte ich mich zu beruhigen, die liebt ja dich.

Ohm, ja... Aber man weiß ja nie, sagte eine andere Stimme in meinem Kopf. Vielleicht ja doch...

Nach zehn Minuten Überlegen war ich genau da, wo ich vorher auch war: Ich war rasend eifersüchtig.

Während ich so vor mich hin kochte, traf mich über den Tisch hinweg der mucksche Blick von Farian: Du Schwein hast meine Freundin angetatscht!, stand da in seinen Pupillen zu lesen. Das erschütterte mich zusätzlich. Ich mein: Eher würde ich schwul

werden, als einem armen, alternden, bedürftigen Freund das Mädel abspenstig zu machen. Den Rest des Abends ließ ich mich einfach nur noch voll laufen.

Es war schon sechs Uhr morgens, als Naddel und ich wieder in unserem Hotel landeten. Böcking, den alten Glitsch-Aal, hatten wir immer noch an der Backe. Er wohnte zufällig im selben Hotel. Breit wie ich war, meinte ich: »Ich fffffahr nicht mit dem Ffffffahrstuhl, ich geh zu Ffffffuß!« Ums Verrecken wollte nicht noch in der engen Kabine mit diesem Böcking auf Tuchfühlung gehen müssen.

In der Sekunde waren Naddel und Kai auch schon - schwupps! im Aufzug drin und riefen mir noch über die Schulter zu: »Ja also... tschüss, Dieter! Wir sehen uns dann oben!«

Ich war als Erster im fünften Stock. Nach mehrfachem Fehlgestöpsel schaffte ich es endlich, die Tür aufzuschließen. Mit dickem Schädel ließ ich mich aufs Bett plumpsen und pennte - krzzzzzzz! sofort ein.

Um halb sieben wachte ich wieder auf, weil jemand an die Zimmertür klopfte: Naddel.

»Mmmmmensch«, machte ich sie mit schwerer Zunge an, »wwwwwwo bist du gewesen?«

»Joa«, meinte sie nicht minder breit, »Kai und ich ... wwwir sind im... Ffffffahrstuhl stecken geblieben...«

Ich weiß bis heute nicht, was da wo stecken geblieben ist. Jedenfalls hatten wir eine riesen Diskussion, die Naddel einfach damit beendete, dass sie sich aufs Bett legte und wegratzte.

Zurück zu Señor Lopes: Abgesehen davon, dass so eine CD gegen alle mit RTL abgeschlossenen Verträge war: Sie war auch eine riesen Sauerei gegenüber allen anderen »Superstar«-Finalisten. Die mussten nämlich mit ihrer eigenen CD so lange warten, bis die erste Scheibe des Siegers ein halbes Jahr auf dem Markt war. Um ihm nicht die PR streitig zu machen. Das scherte Daniel nicht. Er und Frank versuchten durch die Hintertür, den

Rahm bei DSDS abzuschöpfen. Ohne Rücksicht auf Verluste.

Jetzt schien auch klar, warum Daniel nicht »un, dos, tres!« trällern konnte. Warum er überhaupt so schlecht gesungen hatte, dass die Aufnahmen mit ihm nicht zu gebrauchen waren. Ein abgekartetes Spiel. Er wollte sich aufsparen für Farian. Es ging um Exklusivität.

Wie vorsätzlich hinterhältig feige. Da guckte er mir in die Augen und sagte: »Wir sind die weltallerbesten Freunde! Lass uns die nächsten zehn Jahre zusammen arbeiten!« Und genau zweiundsiebzig Stunden später hatte er wahrscheinlich genau denselben Satz in Miami zu Frank Farian gesagt.

Später erfuhr ich: Frank Farian hatte seine übliche Star-Päppel-Masche abgezogen: Er hatte Tattoo-Lopes mit seinem zweihunderttausend-Euro-Rolls-Royce vom Flughafen abgeholt. Dann war er mit ihm in sein Millionen-Euro-Studio gefahren. Um ihm dann in bunten Bilder zu erzählen, wie er aus ihm nicht Un-Dos-Tres-Ricky-Martin, sondern Schmacht-Stöhn-Seufz-Enrique-Iglesias machen würde.

Drei Jahre zuvor hatten sie sich übrigens schon mal gemeinsam an einem Album versucht und ordentlich die Finger verbrannt. Ein Ultra-Flop, den gerade mal achthundert Leute kaufen wollten.

Mit dem neuen Album »For you« versprachen sie sich jetzt endlich den Giga-Erfolg. Farian war sich seiner Sache so sicher, dass er auf einen Schlag sechshunderttausend CDs pressen ließ (mit einer solchen Masse traut sich sonst nur noch Madonna an den Start). Vorab ließ er sogar (was völlig unüblich ist) für jeden einzelnen Song auf dieser CD ein Video drehen (siebenhunderttausend Euro).

Außerdem schaltete er noch eine ganzseitige Anzeige in der BILD-Zeitung (zweihundertfünfzigtausend Euro). Summa summarum machte das: eins Komma zwei Millionen Euro Kosten.



Daniels Motivation bei alledem war klar: Er wollte die schnelle Kohle sehen. Farian seinerseits ging's darum zu beweisen, dass er der beste und schlaueste Produzent der Welt war. Und beide gemeinsam wollten sie Rache nehmen an RTL. Daniel dafür, dass er rausgeflogen war. Frank dafür, weil man ihn nicht in die DSDS-Jury gelassen hatte. Für fünfhundert Euro hatte er sich nämlich die deutschen Namensrechte an »Pop Idol« sichern lassen. Damit bot er RTL folgenden Deal an: Liebe Leute, ihr könnt den Namen gern benutzen. Nur! Ich möchte in der Jury sitzen. Wenn nix mit Jury, dann auch nix mit Namen.

Auf solche Wild-West-Methoden steht RTL natürlich überhaupt nicht. »Wir lassen uns doch nicht erpressen!«, erklärte Gerhard Zeiler und taufte die Sendung einfach um in »Deutschland sucht den Superstar«.

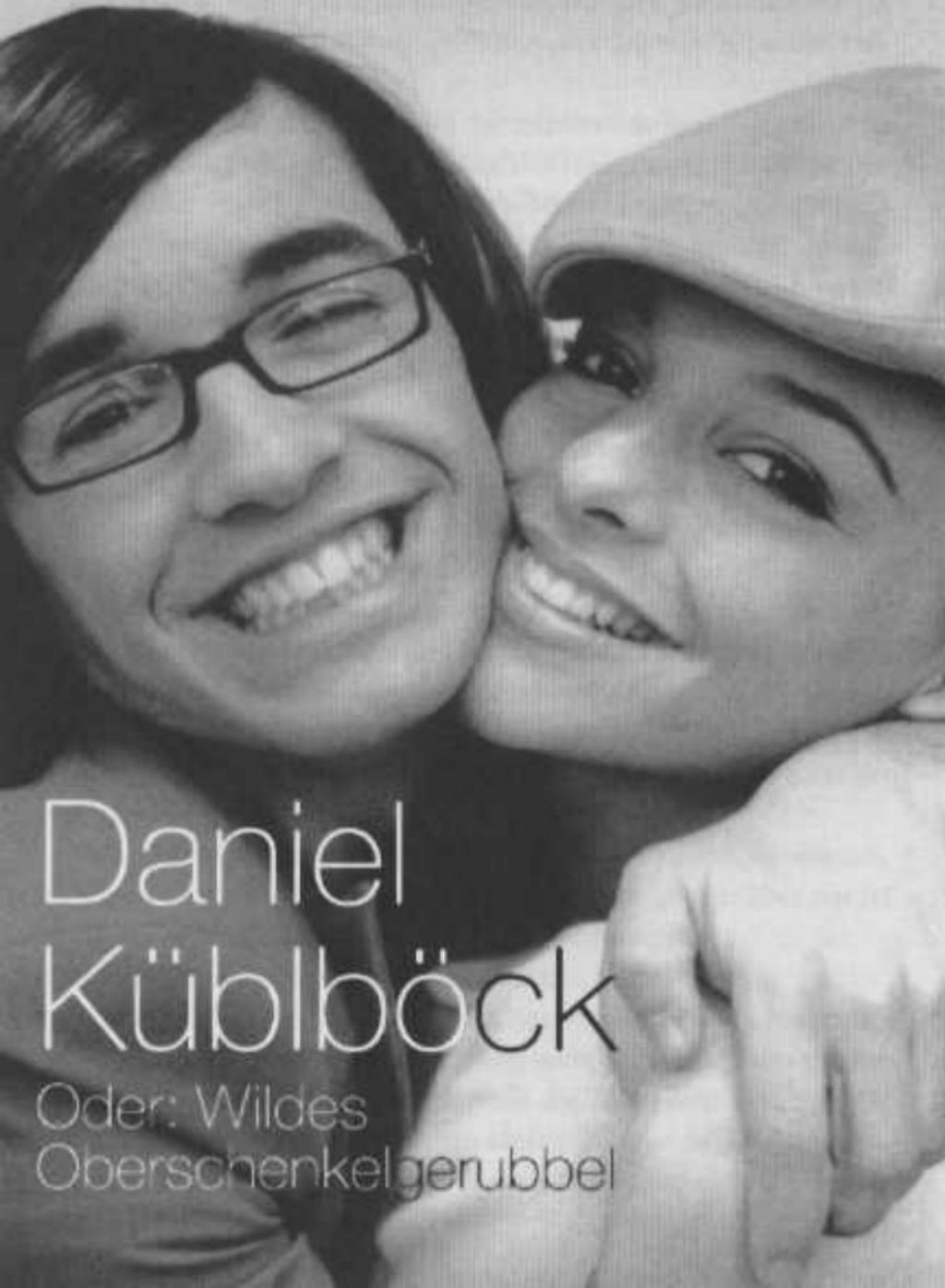
Das mit dem Rachegedanken funktionierte übrigens nicht so wirklich: Die erste Single-Auskopplung »Shine on« ging schon nach einigen Wochen sang- und klanglos unter. Die zweite »I love you more than yesterday« war sogar nur eine Woche auf Platz hundert und flog dann aus den Charts. Von den sechshunderttausend CDs musste Farian schließlich fünfhundertsiebzigtausend wieder zurücknehmen. Auf die kann man sich jetzt mit dem Hintern setzen. Sie wurden anschließend geraspelt und geschreddert und zu Parkbänken in der Slowakei verarbeitet.

Vom lieben Daniel Lopes habe ich mittlerweile schon Dutzende SMS-Nachrichten gekriegt: »Können wir uns nicht sehen, Dieter?« - »Hättest du nicht Zeit für ein Treffen, Dieter?« - »Lass uns doch miteinander reden, Dieter!«

Hier jetzt meine Antwort:

Falsche Entscheidung, Daniel! Dumm gelaufen. Hast deine Chance verpennt (im wahrsten Sinne des Wortes). Viel Glück für die Zukunft. Aber ohne mich.

2003



Daniel Küblböck

Oder: Wildes
Oberschenkelgerubbel

Als Daniel das erste Mal vor der DSDS-Jury stand, dachte ich spontan: Singen - lala. Aber Show - oha! Irgendwie hat der was. Fragt sich nur: was?

Da war so mir-nix-dir-nix ein talentiertes schräges Vögelchen zu uns ins Casting reingestolpert. Ein echtes Unikum. Ein Nicht-Sänger mit Stimme. Eine Personality, die Wiedererkennungswert hatte. Ein unangestrengter Spaßmacher. Also ließen wir ihn ins Recall kommen. Nach dem Motto: Schaun wir doch mal, was der noch so auf der Platte hat. Wir konnten zu dem Zeitpunkt nicht ahnen, wie wichtig Daniel für DSDS werden würde...

Schon nach ganz kurzer Zeit begriff ich: Hoppela, Dieter! Diesen kleinen Bayern hast du aber voll unterschätzt! Da baute er sich nämlich gerade mit seinen ein Meter fünfundsechzig vor mir in meiner Garderobe auf und meinte kackfrech:

»Ey, Herr Bohlen, du und ich, wir müssen uns mal unterhalten.«

Ich war erst mal baff, aber gleichzeitig dachte ich auch so: Mensch, das Kerlchen hat Mut. »Also, wenn du immer zu mir sagst ›Kermit, der Frosch‹«, regte er sich auf, »das tut mir total weh! Ich bin nicht ›Kermit der Frosch‹. Und ich möchte auch nicht mehr, dass du ›Kermit, der Frosch‹ zu mir sagst!«

»Pass mal auf!«, antwortete ich. »Ich hab in der Sendung ›Kermit, der Frosch‹ eigentlich zu ganz jemand anderem gesagt. Aber das ist dann an dir hängen geblieben. Dafür kann ich nichts.«

Daniel guckte einen Moment verwirrt.

»Okay! Trotzdem find ich das nicht gut, wenn du immer sagst, ich könnte nicht singen! Meiner Meinung nach kann ich schon singen. Und was heißt das eigentlich, ›ich treffe die Töne nicht‹? Ich treff die schon! Und wenn das ein bisschen anders klingt, wie ich das mach, dann klingt das halt ein bisschen anders! Ist doch alles Geschmackssache!«

Ich schluckte und wollte gerade antworten, da legte Daniel noch mal schnell nach: »Ach ja, und wo wir gerade dabei sind! Das wollte ich dir auch noch mitteilen! Für die Sendung ist mein Plan der: Ich will mindestens unter die ersten drei kommen. Später könnte ich moderieren. Ich könnte in Kinofilmen spielen. Ich glaube, ich bin ein guter Entertainer.«

In der Sekunde hatte ich erstmalig das Gefühl: Mann, der will das mit aller Macht. Plötzlich fiel mir auch wieder das Gejammer der anderen Kandidaten ein: »Manno, wir können nicht schlafen, der Daniel, der ist die ganze Zeit nur am Singen-Üben! Das geht uns auf den Keks.«

Irgendwie konnte ich mich total in diesem Daniel wiederentdecken. Wir waren seelenverwandt. Da war dieses gleiche »Das schaff ich!« in den Augen wie bei mir damals. Auch mich hatten vor fünfundzwanzig Jahren die alten Säcke von den Plattenfirmen wegzubeißen versucht wie einen lästigen Floh im Pelz: »Ey, zieh Leine! Lass uns in Ruh! Du kannst nicht singen! Deine Stimme klingt kacke! Du nervst!«

Es ist das ewig alte Lied. Die Plattenbranche stöhnt zwar: »Mach, wir wollen mal was Neues, was Innovatives!« Steht dann aber einer da, der anders singt und anders aussieht, ist der Mut der Herren Entscheidungsträger gerade im Klo auf Tauchstation. Und plötzlich wurde mir unangenehm bewusst: Der besserwisserische, dreißig Jahre ältere Sack, der keinen Believe hatte, der war auf einmal ich.

Zwei Wochen vor den Aufnahmen zum »Superstar«-Album »United« schickte ich allen zehn Finalisten eines meiner berüchtigten Demo-Tapes zu: Zwölf nigelnagelneue Kompositionen - gesingt, instrumentiert und aufgenommen by Vati Bohlen. Dazu ein Brief: »Hier! Bitte schön! Anhören und auswendig lernen. Wir nehmen am Soundsovielen das »Superstar«-Album auf.«

Als dann alle bei mir im Studio in Tötensen versammelt

waren, hörte ich nur ein einziges Gestöhne und Gejammer. Vanessa quengelte: »Mensch, wir hatten doch viel zu wenig Gelegenheit, unsere Titel einzubüben!« Andrea jaulte: »Ich hab die Melodie vergessen!« So ging das in einer Tour: Alles scheiße. Eigentlich kenn ich die Nummer gar nicht! Und ich weiß auch nicht, wie ich heiße.

Der Einzige, der da stand, der genau so wenig Zeit gehabt hatte wie alle anderen und der nichts zu meckern hatte, war Kermit, der Frosch. Der kannte jede der zwölf Nummern von A bis Z auswendig. Obwohl sein Englisch nur solala war, hatte er den Text top drauf. Wusste exakt, wie die Melodie ging. War überhaupt super-hyper-mega motiviert.

Der wollte singen, der drängelte sich ans Mikro, der fragte: »Oh, kann ich den Part nicht auch noch übernehmen?« - »Und den auch?« Am liebsten hätte er jede Nummer von vorne bis hinten alleine gesungen. Im Vergleich dazu sangen die anderen mehr oder minder lax ihr Ding runter und waren froh, wenn sie wieder in die Küche zum Rauchen konnten.

Irgendwann um Mitternacht - wir hatten fast zehn Stunden nonstop an dem Album gearbeitet - kam ein allgemeines »Puuuuh!« aus der Gruppe.

»Mensch!«, meinte Nektarios. »Ich bin total erledigt!«

»Ja, fix und fertig!«, klinkte sich Juliette gleich ein. »Wir brauchen mal 'nen Break.«

»Okay«, meinte Mr. Küblböck, »wenn jetzt alle sowieso 'ne Pause machen, dann leg ich mich direkt mal ein halbes Stündli aufs Ohr. Sagt Bescheid, wenn's weitergeht!«

Er machte einen auf hasta-la-vista-amigos, dann schob er ab Richtung Mercedes-Nightliner-Bus. Den hatte die Plattenfirma BMG den »Superstar«-Kandidaten vor die Tür gestellt, damit sie sich bei Bedarf etwas ausruhen konnten.

Nach einer halben Stunde, in der ich mit Gracia, Daniel Lopes, Nicole und Alexander in der Küche gesessen hatte, musste ich

mal auf die Toilette. Mensch, Dieter, dachte ich, wennste jetzt schon aufstehst, guckste bei der Gelegenheit gleich mal, was der kleine Daniel so treibt.

Und siehe da: Anstatt wie angekündigt Matratzen-Horchdienst zu machen, saß er in eine Bankreihe geklemmt, neben sich auf dem Sitz den Kassettenrekorder, und war wie ein Wilder am Üben.

»Ich dachte, du wolltest schlafen, Daniel«, meinte ich zu ihm.
»Ja, aber! Ich konnte diese Stelle hier noch nicht gut genug.«

Natürlich fand ich Daniels abgedrehtes Gerede von »Positive Energie!« auch erst recht gewöhnungsbedürftig, aber die Wahrheit dahinter ist: Der Junge war einfach clever. Er schnallte viel früher als alle anderen Kandidaten: Wenn ich mich da hinstelle und mein Titelchen so trällere, wie alle anderen ihr Titelchen trällern, dann bin ich mit ICE-Tempo draußen. Also sorgte er für eine gute Show auf und auch hinter der Bühne. Zu »Top of the Pops« in Köln zum Beispiel erschien er als eine Art schwuler Robin Hood: Enges gestreiftes T-Shirt mit tiefem Ausschnitt. Dazu knappe weiße Hosen, die kurz unter dem Knie endeten. Alles Abteilung knock-di-knock.

Das fand ich dann doch des Guten zu viel: »Mensch, Daniel!«, versuchte ich's ganz behutsam. »Ich hätte da noch ein paar hübsche T-Shirts in meiner Garderobe. Wirf da doch mal 'nen Blick drauf! Vielleicht gefällt dir ja was davon...«

»Nö, danke...«, meinte Daniel nur.

Okay, dachte ich, meine Klamotten sind ihm wohl zu normal. Vielleicht kann er sich ja für die T-Shirts von Estefania erwärmen: »Du, die Estefania hat aber auch ein paar super geile Sachen dabei! Wirf da doch mal 'nen Blick drauf...«

Daniel wühlte ein bisschen in Estefanias Koffer rum. Dann guckte er auf und meinte wieder: »Nö!«

Na ja, wer nicht will, der hat schon! Soll er halt in seinem Tucki-Tuck-Ken-Outfit auftreten. Mit diesem Gedanken

beendete ich meine junge Karriere als Fashion-Berater.

Nun verstehe ich ja, dass jemand trotz guten Zuredens seinen eigenen Kopf behält. Doch selbst als Minuten später aus Versehen heißer Kaffee auf Daniels jungfräulich weiße Hose spritzte, zog er das verdammte Ding nicht aus. (Übrigens: Der Kaffee kam von mir. Ich hatte ihn versehentlich angerempelt.) Akutes Problem in diesem Moment: Die Sendung sollte in ein paar Minuten losgehen.

»Hey, gebt mir schnell was anderes!«, hätte ich ja an seiner Stelle gerufen.

Doch nicht so Daniel. »Nee, ich will aber diese Hose!«, schmollte er. »Diese Hose und keine andere Hose.«

Das Ende vom Lied war: Irgendein Regie-Assi rubbelte mit einem Pril-Lappen wie wild an Daniels Oberschenkel rum. (An anderen Stellen musste er übrigens auch noch erste Hilfe leisten.) Schließlich kam noch das Plätteisen zum Einsatz, um alles trockenzudampfen. (Wohlgemerkt: Ohne dass Daniel zu irgendeinem Zeitpunkt diese vermaledeite Scheiß-Hose ausgezogen hätte.)

Als dann alle »Superstars« der Reihe nach wie die Entchen auf der Bühne erschienen, machte das Publikum bei Alexander und Co. jeweils artig »klatschikowski«. Bei Daniel allerdings - »trampel-trampel!«, »johl-johl-johl!« - ging die Post ab. Dazu noch ein paar Plakate: »Daniel, mach mir ein Kind!«

Manchmal führte Daniels Spiel mit den Geschlechtern - unterstützt durch Nana-Mouskouri-Brille und Föhnfrisur à la Dagmar Berghoff - auch zu total skurrilen Verwechlungen:

So waren wir mal zu dritt mit »Superstar«-Kollegin Gracia in die RTL-Sendung »Die zehn bewegendsten Ereignisse des Jahrhunderts« eingeladen. Außerdem Gäste: Top-Model Heidi Klum, Sepp Meier, Peter Ustinov und Sir Bob Geldof. Letzterer sollte mal wieder über seine »Live Aid«-Geschichte von Anno domini 1985 plaudern.

Geldof kam rausgeschlurt auf die Bühne - die dreckigsten Fingernägel, die ich je gesehen hatte, und Haare, als ob die Würmer drin rumkrabbelten. Erst küssste er Gracia, weil er sah: *Aha, Titten! Frau! Küsself! Dann sah er Daniel und dachte wohl: Aha, lange Haare! Mädchen! Auch küsself! Und knutschte ihn volle Kanone ab.*

(Wobei ich gestehen muss: Wenn Daniel und ich uns begrüßen, dann umarmen wir uns auch. Ich hab ihm sogar schon mal einen Kuss auf die Wange gegeben - aus Versehen. Fand ich gar nicht so schlimm. Und außerdem: Wenn Bob Geldof Daniel küssen darf, dann ich erst recht.)

Wer jetzt jedoch denkt: >Aha, ich hab den Daniel durchschaut!<, der irrt total. Es geht bei ihm nicht nur um Show und Schrägliebe. Wenn er sich bunt gedresst wie ein Kanarienvogel präsentiert, entspricht das durchaus seinem Schönheitsideal. Was das angeht, ist er sogar hoch eitel und sehr verletzlich:



Wochen nach dem Ende von »Superstars« war Daniel mit Estefania im UFA-Kino am Hamburger Gänsemarkt. Daniel versteht sich mit Estefania super, quasi von Frau zu Frau, auf die hält er ganz große Stücke. Und sie mag ihn auch sehr, er weckt

in ihr mütterliche Beschützer-Instinkte. Die zwei wollten sich gerade Tickets für »Good bye, Lenin« kaufen

»Ey, du alte Schwuchtel, hau ab hier! Oder wir machen dich platt!«, schrien irgendwelche Macho-Türken durchs Foyer.

»Oh, du bist doch der aus ›Superstars‹! Kannst du uns nicht ein Autogramm geben?«, tippten ihm gleichzeitig irgendwelche dunkelhaarigen Mädels auf die Schulter. Ganz offensichtlich die Freundinnen der Rumbrüller.

»Mensch, ihr könnt mich alle mal!«, schrie Daniel fassungslos. Er war total verletzt und verließ das Kino, ohne Autogramme, aber auch ohne »Good bye, Lenin«.

So was ist natürlich immer nur der Anfang. Ich krieg da ein ganz mulmiges Gefühl. Ich weiß ja, wie das mit Thomas Anders und Modern Talking in den Achtzigern war. Wenn Thomas auf die Straße ging, dann klatschte ihm der Flying Shit nur so um die Ohren: »Äh, du schwule Lippenstift-Sau! Wir hauen dir auf die Fresse, du blöde Tunte!«

Mit dem Resultat, dass Thomas nicht mehr gerne nach draußen ging. Und Daniel, der wahnsinnig gerne Schottenrökchen und lustige Ringelpullis trägt, der einen Kulturbetel hat, in dem bestimmt mehr Düfte und Cremes drin sind als im Schminktäschchen von Victoria Beckham, der piekst natürlich auch das Macho-Zentrum.

Das Einzige, was Daniel selbst an seinem Äuferen stört, sind seine Öhrchen (wobei ich finde, dass das ganze süße Öhrchen sind. So, klappklapp - halt etwas präsenter).

Irgendwann rückte er mal raus mit der Sprache:

»Sag mal, Dieter«, meinte er so, »würdest du dir an meiner Stelle die Ohren verschönern lassen?«

»Also, ich weiß nicht«, antwortete ich ihm. »Ich find die nicht schlimm. Aber wenn du willst - kostet vielleicht tausendfünfhundert Euro. Und wir finden garantiert auch einen

Sponsor. So >www.osterhasen.de<...«

Wobei: Auf solche Scherzchen konnte Daniel ja gar nicht lachen. »Wie meinste denn das?«, kam es gleich unsicher. So machte ich es mir zur Angewohnheit, bei Telefonaten immer »Oh-Danny-Boy-wie-ist-mein-kleiner-Danny-denn-heute-drauf?« in die Leitung zu singen.

Neben Ehrgeiz und Verletzlichkeit zeichnet Daniel noch eine dritte Eigenschaft aus: Cleverness.

Jeder kleine Pupser in der Musikbranche, der vorhat, in drei Jahren mal eine Single für Mexiko-Nord aufzunehmen, hat mindestens fünfundzwanzig Anwälte und drei Manager. Das ist der Fluch der Branche. Und der Grund, warum vielversprechende Karrieren schon nach den ersten Schritten beendet sind: Viel zu viele Leute, die in ein und demselben Brei rumröhren. Nicht so bei Daniel Küblböck.

»Pass auf, Daniel«, erklärte ich ihm mal, »wenn deine Plattenfirma dein Album vor deiner zweiten Single raus bringt, dann ist das super blöd für dich. Diese Single hat nämlich keine Chance mehr auf Platz eins der Charts. Denn wenn alle schon das komplette Album besitzen, wer kauft dann noch im Nachhinein einen einzelnen Song?«

»Aha! Soso! Mmmh-mmmh!«, machte Daniel.

Dann stellte er sich mit seinen siebzehn Jahren vor die gesamte Geschäftsführung der BMG - zusammen eineinhalb Jahrhunderte alt - und schmiss die komplette Marketing-Strategie über den Haufen: »So«, meinte er, »das wird jetzt genau so gemacht, wie ich mir das vorstelle! Erst die Single, dann das Album. Da könnt ihr euch auf den Kopf stellen.«

»Jawohl! Kein Problem! Sofort doch!«, riefen alle und machten Bückling, dass es in den Bandscheiben krachte.

Ich staunte nicht schlecht. Einen Tag vorher hatte ich noch mit dem obersten Geschäftsführer der BMG Berlin, meinem Freund Andy Selleneit, telefoniert. Wir hatten uns tüchtig in die Wolle gekriegt.

»Nee, nee!«, hatte Andy gemeint. »So und nicht anders! Erst Album, dann Single!« Und alle meine »Das ist ja wohl voll bescheuert!«-Argumente waren an ihm abgezischt wie Wasser auf einer heißen Herdplatte.

Daniel hatte instinktiv die Lage richtig gepeilt und klug mit seinem Image gespielt: Der Typ ist unkalkulierbar. Wenn wir jetzt nicht ja sagen, dann fliegen uns die Verträge um die Ohren. Dann sagt er: ›leckt mich!‹ und geht zurück auf seine Kinderpflegestation. Das war wohl die vorherrschende Meinung.

Zum Vergleich: Eine Woche später hielt ich »Superstar«-Gewinner Alex den identischen Vortrag: »Rarara! Brabrabra! Erst deine zweite Single, dann das Album, Alex - alles andere ist tödlich!«

»Ja, klasse, Dieter, danke für den Tipp!«, sagte Alex. »Mein Management wird sich da jetzt drum kümmern!«

Und was war? Als Erstes erschien das Album. Die spätere Single landete nur auf einem schwachen neunten Platz.

»Das kann nix, das Management von Alexander!«, regte sich Daniel dauernd auf. »Die schaden ihm! Die machen nur Murks!«

Bei all seinem Ehrgeiz und seiner Cleverness war Daniel nämlich kein Egoist, sondern er hatte auch noch ein ausgeprägtes Helfersyndrom. (Gepaart mit einem kleinen Spritzer Verliebtheit, was Alexander anging.) Von Anfang an herrschte große Sympathie zwischen den beiden. Daniel fühlte sich als die Mama von Alex, obwohl der zwei Jahre älter war als er. »Der Alexander, der ist nicht lebensfähig allein. Ich muss da

sein. Ich muss ihm beistehen!«, erklärte er mir immer wieder. Gern auch kaufte er Alex Geschenke.

Sogar seine eigene Karriere stellte er für Alex hintan. Ging es um das Erscheinungsdatum einer seiner Singles, fragte er mich immer: »Sag mal? Können wir denn an dem und dem Tag wirklich rauskommen? Oder schadet das vielleicht der Platte von Alexander?«

Aber als Alex während der »Superstar«-Tournee in einem Artikel verriet: »So sieht meine Traumfrau aus«, explodierte Daniel regelrecht. Er warf die Arme in die Luft wie eine Diva und schimpfte: »Mit dir rede ich kein Wort mehr!« Dann warf er eine Rolle Prinzenkekse nach Alex. Und ließ als Zugabe noch ein paar Erdnuss-Flips folgen. Danach versöhnten sie sich aber wieder.

Bis Daniel in Köln an Alex' Hotel-Zimmer vorbeiging: Durch die geschlossene Tür hörte er das Stöhnen einer Frau. Er lauschte ein paar Sekunden, dann drehte er vollkommen durch und trommelte an die Tür, bis Alex die Tür aufriss. Woraufhin er auf Alexander weitertrommelte: »Du Schuft! Du Verräter!« Nach einem kurzen Handgemenge flüchtete Daniel aus dem Hotel und lief völlig verzweifelt, einsam und weinend durch Köln. So bekam er nicht mit, dass Alexander nur einen Porno auf »Pay TV« geguckt hatte.

Auch zwischen Daniel und Finalistin Gracia war es anfänglich heiße Liebe. Mittlerweile ist es Gazpacho - kalte Gemüsesuppe.

Bei ihrem Ausscheiden aus dem DSDS-Finale zerdrückte er noch dicke Krokodilstränen. Schon acht Wochen später meinte er zu mir: »Ey, Dieter, die ist irgendwie voll komisch geworden. Die schmust sich immer an mich ran und ist ganz lieb und säusel-säusel, wenn die Kamera läuft. Und ist die Kamera aus, rückt sie wieder ab.«

Diese Erfahrung hinterließ wohl Spuren. Im seinem TV-Werbe-Spot für »Müller Milch« sollten ursprünglich drei seiner

»Superstar«-Kolleginnen als Komparsinnen mitspielen und dafür je zwanzigtausend Euro kriegen.

Als es darum ging, welche drei, kriegte ich jeden Tag einen neuen Anruf von ihm: »Also, die muss wieder raus wegen dem und dem. Und die muss wieder raus wegen das und das! Dafür nehmen wir die und die!« Schlussendlich waren alle draußen.

Es ist noch gar nicht so lange her, da war ich mit Daniel im Studio. Er sang eine Strophe. Dann guckte er zu mir rüber und fragte stolz, »Na, wie findest du das?«

»Och ja, ganz gut...«, meinte ich.

»Das ist nicht gut, das ist klasse!«, brüllte Daniel mich daraufhin an. »Sag mir, dass das klasse ist!«

»Ja, Daniel, das ist oberklasse! Da ist ganz, ganz toll!«, schrie ich.

»Ja, aber... passt der Titel überhaupt zu mir?«, fing Daniel jetzt an zu zweifeln. Dann guckte er antwortheischend in die Runde.

»Ja, absolut«, beruhigte ich ihn, »das ist der Hammertitel schlechthin für dich!«

Ich hoffe inständig, dass Daniel der »Superstar«-Gedanke nicht zu Kopf steigt. Seine Karriere begann nämlich nicht bei zwanzig Prozent, sondern gleich bei zweihundert: vierzehn Millionen Zuschauer, über Nacht auf Platz eins der Charts, Doppel-Doppel-Doppel-platin. Das ist wie die Spitze vom Mount Everest, wo's vorne und hinten und überhaupt nur noch runtergehen kann.

Im Moment fängt Daniels Karriere gerade ein bisschen an zu schlingern. Bei der »Comet«-Verleihung im August in Köln wurde er sogar ausgebuht. Aber ich möchte nur daran erinnern: Das ist den No Angels nach ihrem ersten Jahr in der Branche genau an derselben Stelle auch passiert. Bei solchen Veranstaltungen wimmelt es halt von beinharten Xavier-

Naidoo- und Grönemeyer-Fans. Die würden sich eher die Hände abhacken, als bei einem Daniel Küblböck zu klatschen.

Ich mag Daniel. Ich glaube an ihn. Und ich bin davon überzeugt, dass Deutschland in ihm ein großes neues Comedy- und Show-Talent gefunden hat. Im Endeffekt entscheiden Publikum und Schicksal über seinen Erfolg. Ganz wichtig ist, dass er jetzt die richtigen Weichen stellt.

Aber egal, was du machst, Daniel: Halt die Ohren steif, mein Kleiner! Ich werde für dich da sein.



2002

Michelle Hunziker

Oder: Grrroße Sorrge
um Miss Popo

Ich bin ja Italien-Fan: Ich schleck für mein Leben gern an Tiramsu, Gelato und Panna Cotta rum. Klar, dass so was Süßes wie Michelle auch auf meinem Speiseplan steht. (Kleiner Scherz, da passt schon Estefania auf.)

Die Leidenschaft für leckere Italo-Häppchen teile ich übrigens mit Thomas. Der legte in der Garderobe gleich mal das Händchen auf die Po-Ebene und machte den Daumen-Druck-Test. »Kicher! Kicher!« (Thomas), »Kicherrrrrrrrrrrrrrr! Kicherrrrrrrrrrrrrrr!« (Michi).

Von Anfang an machte ich mir große Sorgen um Michelles Gesundheit: Als ich nämlich in der Zeitung las, dass sie dreihunderteinundachtzig Tage keinen Mann hatte, dachte ich: Mensch, Dieter! Ogottogott! Lebensbedrohender Notstand! Die kann ja nachts nicht mehr ruhig schlafen, die arme Frau! Der musste helfen!

Auf der anderen Seite wunderte ich mich schon. Denn seit Minimum dreihundertzweinundachtzig Tagen wuselte da so eine Art Feuerwehrmann um Michelle rum:

»Mein Assistente Marrrrrrrrrrrrrrco!«, hatte sie ihn mir vorgestellt.

Als wir dann die ersten gemeinsamen Presse-Fotos machten, ging er dann auch immer pflichtbewusst dazwischen, damit ja kein Brand entstand.

»Basta! Basta! Stopiletto!«, rief er unermüdlich, wann immer ich Michelle seiner Meinung nach ein Sekündchen zu lang umarmte. Hey, bleib mal locker, Junge, dachte ich. Auf der anderen Seite - geht ja nix über eifriges Rettungspersonal...

Mehr als einmal dachte ich: Hey, Dieter! Dass Michelle so tapfer das Fähnchen der Keuschheit hochhält, muss mit ihrem starken, starken Glauben zu tun haben. In Interviews verkündet

sie ja gerne: »Nein. Ich bin katholisch und glaube an Gott. Ich bin nicht in einer Sekte. Das ist alles Quatsch!«

In diesem Zusammenhang möchte ich zum Ausdruck bringen, wie toll ich das finde, dass die Kirche mittlerweile Mitgliedsausweise verteilt. Die haben sich sogar so ein duftes Firmenlogo ausgedacht: Eine weiße Rose. Genau die zierte jetzt die Rückseiten von Michelles Autogrammkarten.

Pssst! Zur Zeit schreibe ich übrigens gerade einen Brief an den Papst:

Lieber Johannes Paul,

dein Firmenlogo gefällt mir total gut. Nur: Per Zufall ist mir neulich aufgefallen, dass diese komische Italo-Sekte »Krieger des Lichts« genau dasselbe Symbol verwendet. Ist das nicht witzig???

Also, lass dir mal ganz schnell das Copyright sichern. Nicht, dass es zu bösen Verrrrrrrrrrrrrrrrrrrrwechselungen kommt!

Dein Bruder Dieter

(Ich geh auch demnächst wieder in die Kirche, versprochen.)

Diese dreitausend ... äh ... dreihunderteinundachtzig sexfreien Tage (ich komm da schön ganz durcheinander, meine Hände zittern auch immer, wenn ich diese Zahl tippe) scheinen Michelle irgendwie auf die Lachmuskeln geschlagen zu sein. Während sie am Anfang noch so viel gackerte, dass ich manchmal dachte: >Die hat bestimmt Lachgas inhaliert!<, ist dieses mitreißende Tausend-Watt-Strahlen jetzt über Nacht plötzlich wie ausgeknipst.

Dafür hat sie von einem Tag auf den anderen einen unheimlichen Wachhund mit untertassengroßen Augen bekommen. Hört irgendwie auf den Namen Donna Sektella del Mafiello (oder so ähnlich) und ist eine Sonder-Züchtung mit nur

zwei Beinen. Seither gilt, wo Michelle geht und steht, das Sandwich-Prinzip: Donna Sektella rechts, Marrrrrrrrrrco links, die Michi dazwischen. (Nebenbei ist Donna Sektella auch noch ihre neue Maskenbildnerin. Dafür musste die alte RTL-Visagistin holterdipolter gehen.)

Neben Michelle, dem nimmermüden Arbeitstier (allein drei Shows in Italien, gerüchteweise auch erste Moderations-Ambitionen in Honolulu, Ulan Bator, Transsilvanien und der Serengeti), gibt es auch noch Michelle, das Muttertier. Es berührt mich zutiefst, wenn ich sehe, wie sie bei all ihrem Arbeitsstress immer noch Zeit findet für intensive liebevolle Gespräche mit ihrem Töchterchen Aurora. Wie sie mit wenigen, wohl platzierten Worten ihr volles Herz, ihre ganzen Muttergefühle zum Ausdruck bringt: »Psssssscht! Sei doch mal endlich leise! Ich muss arbeiten!«

Und dass Michelle eine wahre Vollblut-Mama ist, merkte man auch gleich daran, wie nah ihr die Gefühle und Tränen der Kandidaten gingen. Unvergessen ihr Einsatz bei Daniel Küblböcks Heul-Attacke, als Kollegin Gracia rausgewählt wurde:

»Ich mach das alles nicht mehrrrrrrrrrrrrrrrrr mit!«, sagte sie mit angespanntem Gesicht und tief betroffen. Wir guckten uns alle etwas überrascht und ratlos in die Augen (so als ungehobelte teutonische Klötze fehlen uns natürlich diese speziellen italienischen Mama-Gene). Michelle, die Professionelle, hinwegerissen von ihren Emotionen.

Doch Gott sei Dank (ich hatte mir schon Sorgen gemacht): Zwei Minuten später, hinter der Bühne und ohne Kameras, ging's Michi schon wieder besser. Kleine Scherzchen hier, kleine Späßeken da. Giggel-giggel. Gackel-gackel.

Ja, ja, Eros muss wirklich traurig sein, dass er diese wunderbare Frau und Mutter verloren hat.

»Übrrrrrrrigens, Dieterrrrrrrrr«, erklärte mir Michelle gleich

ungefragt, »ich will ja kein Geld von Errrrrrrrros! Also von Errrrrrrrros will ich übrrrrrrrrrigens kein Geld! Geld? Ich? Von Errrrrrrrros? No, no!«

Und wann immer ein Reporter in der Nähe war, ging's in kristallklarem Deutsch weiter: »... kein-Unterhalt-kein-Unterhalt-kein- Unterhalt-kein-Unterhalt-kein-Unterhalt-kein...«

»Ist das nicht toll?«, meinte ich voll aufrichtiger Bewunderung zu Estefania. »Endlich mal eine Frau, die weiß, was sich gehört! Die sich nicht auf Kosten des Mannes gesundstößt!«

Ein paar Wochen später gingen Estefania und ich mit ein paar BMG-Leuten futtern. (Bei dieser Plattenfirma ist übrigens auch Eros unter Vertrag.) Ich schwärzte mal wieder davon, wie klasse ich das fände, dass Michelle so bescheiden und so anständig sei.

»Tja«, gab mir einer von denen Nachhilfe, »'nem nackten Mann kann man ja auch nicht in die Tasche fassen! Michelle will nix von Eros, weil da auch nix ist. Der hat ein paar riskante geschäftliche Transaktionen hinter sich, und die sind unglücklich gelaufen. Seitdem ist's bei Eros kohletechnisch ein büsch'n eng.«

»Außerdem«, verklickerte mir ein anderer, »musst du das auch mal so sehen, Dieter! Eros ist in Italien ein National-Heiligtum. Michelle weiß ganz genau, dass sie ihn nicht abzocken oder ausnehmen darf. Dann ist sie dort unten durch. Dann kann sie ihre Karriere knicken.«

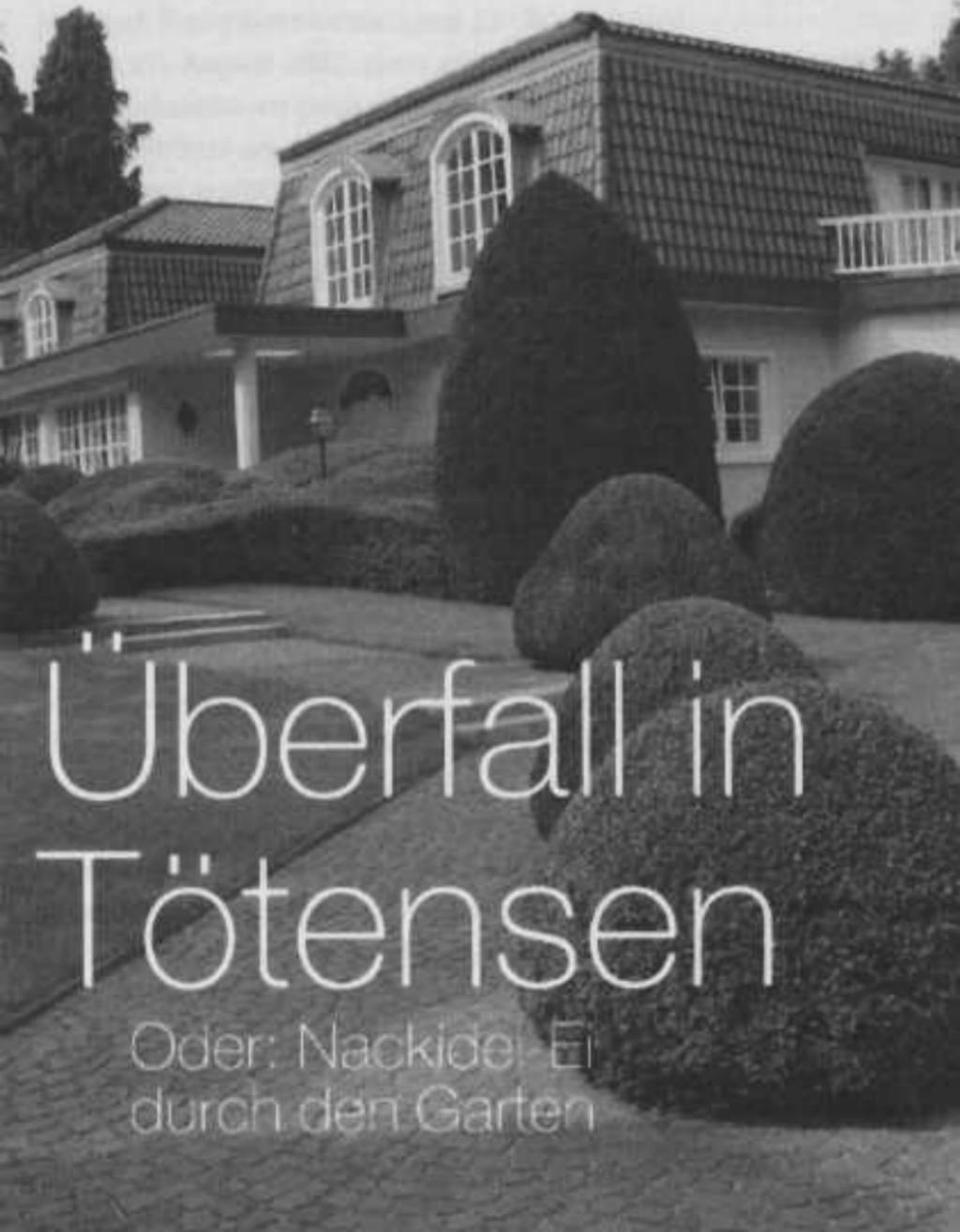
»Du«, zog Michelle Estefania irgendwann mal beiseite, »man muss selbständig sein, du musst an deinerrrr eigenen Karrrierrre arrrrrrbeiten! Ich wollte immerrrrrr, dass mich die Leute als Michelle H. sehen, nicht als die Frrrrrrrrrau von Errrrrrros! Psssst! Weißt du was? Den hab ich absichtlich immerrrrrr alleine zu Parrrrrtys gehen lassen!«

Ja, ja, liebe Michi! Du hast es wirklich faustdick hinter den Öhrchen. Ist ja auch okay. Doch wehe, wehe, ich erwisch dich

noch mal bei dem Versuch, meine kleine Estefania zu versauen!
Dann peng! Die bleibt nämlich zu Hause.

P.S.: Neulich hast du in einem Interview verraten, dass ich unbedingt eine CD mit dir aufnehmen will. Weißt du was, du kleiner Schlingel, du? Ich hab voll die Bauklötze gestaunt. Bei diesem Gespräch zwischen uns beiden war ich nämlich niemals anwesend.

2002



Überfall in Tötensen

Oder: Nackide-Ei
durch den Garten

Um punkt elf Uhr abends gehen Estefania und ich immer oben im ersten Stock in die Heia. Es sei denn, ich komme meinen vorehelichen Pflichten nach, oder Estefania manikürt mir die Fingernägel. Dann kann es auch mal 23 Uhr 3 werden.

Am 27. August 2002, einer ausgesprochen lauschigen Sommernacht, schauten wir noch ein bisschen »Tagessthemen« mit Uli »Die Nase« Wickert an. Der hatte an dem Abend ein ornithologisches Sex-Thema am Wickel:

»*Storchenplage im Elsass -
die französischen Adebars rammeln zu viel*«

Was so ein hochseriöser Nachrichten-Mensch ist, dem steht halt auch mal der Sinn nach Vögeln. Über diesen erhellenden Einsichten ratzten wir weg.

Sommerliche Temperaturen sind in der Villa Rosengarten immer eine große Herausforderung. Estefania und ich sind nämlich die Voll-Schisser - ich der Unterschisser, sie der erste Sieger -, und wir fürchten uns ganz fürchterlich vor Furchteinflößend Furchtbarem: so Kettensägenmörder, entlaufene Eingeweide-Fetischisten und marodierende Kopf-ab-Freaks. Nur nebenbei sei hier erwähnt: permanenter Futtergeber für unsere Ängste: Nur drei Häuser weiter von uns ist ein Krankenhaus für psychologische Problemfälle.

Aus diesem Grunde haben wir eine Alarmanlage.

Aber diese Alarmanlage funktioniert nur, wenn alle Fenster, Türen und Schotten dicht sind. Aber als ob das allein nicht schon das Schlafzimmer zum Grill machen würde, habe ich auch noch eine Allergie gegen Klimaanlagen. Keine dreißig Sekunden, und es kribbelt zwischen meinen Augen und neben der Nase, als ob Ameisen eingezogen wären. In meinem Kölner Stamm-Hotel »Hyatt« lass ich deswegen auch schon mal nachts um drei den Techniker antanzen, damit er das blöde Gebläse ausstellt. Und alle Chauffeure Deutschlands hassen mich, weil sie in ihren schwarzen Ledersitzen den garantierten Ankleb-Tod

sterben. Aber bei mir gilt die Maxime: Klimaanlage aus, oder ich bin raus.

Mit meiner Angst war das übrigens nicht immer so: In meiner Zeit mit Naddel zum Beispiel herrschte das ganze Jahr bei uns in Tötensen »Tag der offenen Tür«: alle Fenster sperrangelweit offen. Und nachts vergaß ich sogar, die Haustür abzuschließen. Das liegt daran, dass Nadja eine Frau ist, die das Wort »Grusel« nicht kennt. Die guckt »Freddy Krüger - Axtmassaker im Mädchenpensionat« und haut sich anschließend ein Kotelett in die Pfanne. Das holte mich in meiner Angsthasen-Welt immer ein bisschen auf den Teppich zurück.

Und noch einem anderen Umstand hatte ich es damals zu verdanken, dass ich mich in Sicherheit wiegte und keine Angst vor Einbrüchen hatte: nämlich eine schicksalhafte Begegnung in der Hamburger Trend-Disco »Kontor«.

Eines Abends vor fünf Jahren hatte mich da ein Typ von der Seite angequatscht - sehr attraktiv, so meine Haare und meine Statur.

»Du, ich hab dir was zu erzählen!«, grinste er mich breit an.

Und ich so: »Na, da bin ich aber gespannt.« Auf Partys wollen mir nämlich immer alle möglichen Leute alles Mögliche verteilen.

»Nur wenn's dich interessiert«, kam es lapidar zurück, »ich bin derjenige, der all die Überfälle auf dein Haus in Quickborn organisiert hat.«

Dazu muss man wissen: In Quickborn war ich 1991 gleich drei Mal in Folge ausgeraubt worden. Beim ersten Mal betäubte man Naddel und mich im Schlaf mit Gas. Als wir morgens zu uns kamen, waren die Möbel weg. Beim zweiten Mal nutzten die Diebe einen Malediven-Urlaub, um die Bude leer zu räumen. Und beim dritten Mal siebten sie die Reifen, Polster und Kühlerhaube meines nigelnagelneuen 500er-Coupe-Mercedes mit über hundert Messerstichen, weil sie sich über die

Wegfahrsperrre ärgerten.

»Ach, du spinnst doch!«, tat ich den Kerl als Dummschwätzer ab, der sich bloß wichtig tun wollte.

»Ja ... also ... wenn du das meinst...«, kam es ganz bedächtig zurück, »... aber erinnerst du dich noch an deine ... Cartier? Da fehlte doch der blaue Rubin, mit dem man sie aufzieht... Und die CD-Covers waren alle bekritzelt. So von wegen *>Toller Refrain<* oder *>Gitarre in der zweiten Strophe klasse<*. Das hat echt Probleme bereitet, den Schrott zu verscherbeln...«

Völlig perplex schnappte ich nach Luft. Das alles war Wissen, das ausschließlich der Dieb haben konnte.

So viel Dreistigkeit auf einem Haufen hatte ich noch nicht erlebt. Auf der anderen Seite hatte ich mir Einbrecher immer als hässliche Vollidioten vorgestellt. Aber der hier war ein richtig cleveres, hübsches Kerlchen.

»Och«, ließ er wie zufällig fallen, »ich bin heute Abend mit Freunden unterwegs - alle in derselben Branche wie ich. Und da drüben steht mein allerbester bester Freud. Der sitzt ein wegen Totschlags. Heute hat er Freitag.«

»Geil!«, schluckte ich. »Ich liebe Partys!« Aber im Geiste sah ich mich schon mit Bleigewichten an den Füßen auf dem Grund der Alster. Bloß jetzt nix Unüberlegtes tun.

Wir unterhielten uns weiter.

Dabei stellte sich raus, dass Mr. Langfinger aus guter Familie kam, sogar Abi hatte.

»Warum machst du das?«, wollte ich wissen. »Warum gehst du nicht 'nem normalen Job nach?«

»Och, einfach keine Lust!«, kam es zurück. »So kann ich viel schneller viel mehr Geld verdienen.«

Das Dumme war: Je länger wir redeten, desto sympathischer wurden wir uns.

»Ey«, meinte er zu mir, »ich dachte immer, Bohlen ist ein

dummes Arschloch. Aber jetzt find ich dich eigentlich ganz nett...«

»Und weißt du was?«, fiel ich ein. »*Ich* dachte immer, dass der Typ, der mein Haus überfällt, ein dummes Arschloch ist. Aber ich finde dich auch ganz nett.«

Zugegeben: Eine total bekloppte und absurde Situation. Aber ich erzähl ja nur, wie es war. Vielleicht machte das die Angst, dass mein Hirn anders funktionierte. Vielleicht war es aber auch mein Schädelbasisbruch, den ich als Kind erlitten und der alles in meinem Kopf etwas durcheinander gewürfelt hatte.

Nach zwei Stunden Gespräch steckte er mir noch, dass er mein neues Haus in Tötensen auch schon total ausbaldowert hätte: Wo welches Auto, wo die Alarmanlage, wie am besten rein und wann wieder raus.

Ich fragte ihn, ob er mich nicht - vielleicht, eventuell, nur wenn's ihm keine Umstände bereiten würde - in Zukunft erst mal in Ruhe lassen könnte.

Und er so: »Ey, mach ich Dieter, gebongt! Dafür krieg ich aber zehn signierte CDs.«

Guter Deal, dachte ich. Und vielleicht hält er sich dann in Zukunft bei seinen Einbrüchen in Quickborn an Mike Krüger.

Bis auf ein weiteres Mal - die Übergabe - sah ich ihn nie wieder. So viel zum Thema, warum ich mich in der Villa Rosengarten sicher fühlte.

Dann zog Estefania bei mir ein. Sie ist ja noch ganz klein. Und wie das bei Welpen so ist: Die haben bei allem und jedem Schiss. Seither sind wir zwei Schisser gegen den Rest der Welt und klammern uns schon beim »Lassie«-Gucken Trost spendend aneinander. Und dieses Jahr steht uns bestimmt auch noch die goldene Club-Mitgliedskarte vom Polizei-Notruf Tötensen ins Haus. Für die eintausendfünfhundert Fehlalarme, die Estefania ausgelöst hat, weil im Keller mal die Heizung »pfffft!« gemacht hat.

Die netten Herren in Grün waren bestimmt schon häufiger bei mir in der Villa als meine Kinder. Ein teurer Spaß. Für jedes Mal ausrücken kassieren die gleich hundertsiebzig Euro. Reißt natürlich riesige Löcher in unsere Haushaltskasse. Aber für Puschi tu ich alles. Dafür überleg ich, ob die Polizei in Zukunft fest bei uns einzieht. Dann sparen sie sich die Anfahrt.

Dann diese besagte August-Nacht. Es war vielleicht kurz nach ein Uhr nachts, als plötzlich von irgendwo unten ein mordsmäßiges Gepolter und Gesplitter zu hören war. Derart laut, dass Estefania und ich mit einem Schlag gerade wie zwei Bleistifte im Bett saßen und uns schlaftrunken anglotzten. Zumindest versuchten wir zu glotzen - war ja stockdunkel.

Einbrecher? Einbrecher!

Ich sprang aus dem Bett. Wegen der Hitze trug ich oben rum nur T Shirt, unten rum war Free Rotation angesagt. Mein Herz machte »ta-tumb!-ta-tumb!-ta-tumb!« wie in einem Edgar Wallace. Ich rannte zur Badezimmertür und machte einen auf Dr. Horch.

Nichts!

Ich drehte mich um und sah gerade noch die nackte Estefania an mir vorbei in Richtung abgeschlossene Schlafzimmertür pesen. Mensch!, dachte ich. Verdammte Scheiße! Die Alarmanlage ist gar nicht losgegangen. Während ich am Fenstergriff ruckelte, um den Mechanismus künstlich auszulösen, hörte ich, wie Estefania den Schlüssel im Schloss umdrehte und die Tür öffnete.

Dann erklang auch schon das schrille »Diiiii-jjiiiih-jjiiiih-jjiiiih!« der Alarmanlage, ergänzt von einem hysterisch flackernden roten Licht an der Brüstung vom Balkon. Na, wenn das nicht Furcht einflößend und Einbrecher abschreckend war, wollte ich nicht Dieter heißen.

In der Sekunde hörte ich durch den ganzen Lärm hindurch eine dunkle fremde Stimme vom Wohnzimmer aus hochrufen:

»So, wir kommen jetzt nach oben!«

Dann ein »Ka-lonk!«, weil Estefania die Tür zugeschmissen hatte, und ihr verzweifelt hysterisches Schreien »Raus! Raus!«, während sie schon zum Balkon lief.

Schlagartig war mir klar: Das hier waren nicht diese ganz normalen fünffach vorbestraften Feld-, Wald- und Wiesen-Halunken, die man üblicherweise in seiner Wohnung begrüßen darf. Die hätten längst feige Fersengeld gegeben. Das hier mussten Gesetzlose der allerfiesesten Sorte sein: Zu allem entschlossene Räuber. Brutale Mörder.

Es kam mir nicht in den Sinn, darüber nachzudenken, dass das ja ein hochfeiner Zug der Täter sein musste, vorher die Treppe hoch zu rufen, sodass ich noch Zeit hatte, mir eine Hose anzuziehen, damit ich nicht nackt sterben musste.

Innerhalb von Sekunden-Bruchteilen schoss mir der Schweiß aus den Poren wie aus einer Sprinkleranlage. Ich hatte wirklich Todesangst.

Als echter Cowboy von Tötensen habe ich natürlich Maßnahmen für den absoluten Notfall getroffen:

1.) Ein Schreiben im Safe vom Notar, dass Verona meiner Beerdigung fern zu bleiben hat. 2.) Und eine Wumme im Nachttisch: so für Emergency-Pengpeng, damit ich nicht ganz kampflos von dieser schönen Erde scheiden muss.

Nach all den Überfällen auf mich in Quickborn war ich zunächst bei der Polizei in Pinneberg vorstellig geworden. Höflichst hatte ich hier um eine Waffenbesitzkarte nachgesucht: »Vergessen Sie's!« war zurückgekommen. Dabei hatte man mich angeguckt, als hätte ich gesagt: »Ich bin John Wayne und will auf Einhornjagd gehen.«

So traf es sich gut, dass mein Nachbar und guter Tennis-Buddy auch bei der Bullerei arbeitete (höherer Dienst versteht sich, keiner, der Knöllchen schrieb). Ein Mann mit Herz für zitternde kleine Pop-Komponisten.

»Komm mal rüber!«, hatte er mich auf ein Stückchen Kuchen eingeladen. »Kannste überhaupt schießen?«

Ich: »Nee.«

Und er so: »Na, dann ist wohl das hier genau das Richtige für dich.« Ich taperte ihm hinterher in den Keller, wo er ein Waffenarsenal wie für den Dritten Weltkrieg besaß. Hier zog er als Akt der Nachbarschaftshilfe eine doppelläufige Schrotflinte hervor.

»Vier Quadratmeter deckst du damit ab!!!«, erklärte mir mein Nachbar nur trocken. Dann machte er »pffffft!« durch die Zähne wie ein Föhn.

Nicht, dass ich nicht für bedienungsfreundliche Technik wäre, aber das Gerät machte mir doch irgendwie ein bisschen ein mulmiges Gefühl.

»Und-und-und... wenn damit schon mal jemand ermordet worden ist?« Jetzt hatte ich fast noch mehr Angst als ohne Waffe. »Dann-dann... muss *ich* ja in den Bau.«

»Nee, nee«, beruhigte mich mein Tennis-Buddy, »alles sauber.«

In besagter Nachttisch-Schublade, wo meine hübsche kleine Kanone eigentlich auf ihren Einsatz hätte warten sollen, hörte ich jetzt beim Aufziehen nur das »Klacker-di-klack!« und »Roller-di-roll« der Ersatz-Patronen. Außerdem erwühlten meine Finger zwischen lauter Taschentuch-Müll fünfundzwanzig Fläschchen mit Nasentropfen und das Lieblingsfoto von meiner Oma.

Langsam wird's eng. Wie ein Bekloppter rannte ich rüber zum Kleiderschrank. Mir fiel ein, dass ich als verantwortungsbewusster Vater nicht hatte riskieren wollen, dass meine Kiddies beim Spielen auf eine scharfe Waffe stießen. Ganz oben hinter den Wintersachen wurde ich fündig. Leider war ich nicht plietsch genug, auch gleich was zum Dödel-Verhängen mitzunehmen.

Estefania war schon raus auf den Balkon und von hier aus weiter auf ein Terrassendach. Kaum hatte auch ich das Dach erreicht, sprang hinter mir eine massive Gestalt auf den Balkon. Ganz offensichtlich der Körper zu der Stimme an der Treppe.

Mein Killer.

In der Sekunde war mir klar: jetzt oder nie. »Hol Hilfe!«, schrie ich der nackten Estefania zu, dann machte es »knack!« und »plumps«, weil sie drei Meter tief in die Rhododendren gesprungen war. Ich richtete das Gewehr auf die Wolken und drückte ab. Ein Knall wie bei einer Hochhaussprengung. Der Sensenmann schmiss sich auf den Boden. Ich warf meinerseits die Waffe weg und sprang Estefania hinterher in die Botanik.

Ich wühlte wie um mein Leben zwischen den Büschen, weil ich fürchtete, Estefania könnte sich beim Sprung ein Bein gebrochen haben, kriegte aber nur Erde, irgendwelche Gülle und eine Gießkanne zu fassen. Die ist bestimmt runter zum Teich, dachte ich. Über die Brücke rüber und dann Richtung Tötensen. Das war die einzige Möglichkeit, das Grundstück zu verlassen. Wir haben nämlich rund um unser hunderttausend Quadratmeter großes Areal drei Meter hohe Nato-Zäune mit Stacheldraht obendrauf. Ich lief ihr hinterher, über Pferdekoppeln, durch den Wald, über ein paar Äcker. Alles, wie gesagt, immer noch bimmelbammel. Denn nachts um halb zwei haben die Herrenausstatter bei uns auf den Weiden in Tötensen leider geschlossen. Und dabei immer die Angst im Nacken, dass mich meine Mörder erwischen oder ich mit meinem besten Teil im Stacheldraht hängen bleibe.

Erst nach einem Kilometer Gerenne wie ein Karnickel wurde ich ein bisschen ruhiger. Jetzt finden die dich nicht mehr, Dieter, redete ich mir gut zu. Gleichzeitig merkte ich, dass ich blutete wie ein Schwein. Zwei Fingernägel waren komplett abgerissen, überall hatte ich Aua und Schürfwunden, aber meinem kleinen Bohlen ging es Gott sei Dank gut.

Endlich: das erste Haus von Tötensen! Mit der einen Hand klingelte ich, die andere hatte ich eine Etage tiefer. Niemand machte auf. Verdammte Scheiße, dachte ich. Was ist hier los?

Ich rannte weiter zum zweiten Haus. Wieder nichts.

Endlich, beim dritten, hatte ich Glück: Die Lichter sprangen an, ein Mann im Pyjama und mit zerwuscheltem Haar machte mir auf.

»Ach Mensch, Herr Bohlen!«, begrüßte er mich, als ob er's gewohnt wäre, dass mitten in der Nacht nackte Männer bei ihm an der Haustür Sturm klingelten. »Was ist denn los?« Wahrscheinlich dachte er, ich wollte ihn zu einer Nacktparty im Wald einladen.

Und ich atemlos: »Ich muss: telefonieren! - Ich brauch: Hose!«

Während ich die 110 wählte, drückte mir mein Gastgeber einen Herren-Slip mit kleinen farbigen Hubschraubern drauf in die Hand.

»In meinem Haus ist eingebrochen worden. Ich glaub, ich sollte entführt werden. Und meine Freundin ist auch weg«, setzte ich den Beamten kurz ins Bild.

»Ja, wir sind bereits informiert. Eine Einsatzstaffel ist unterwegs. Auf ihrem Grundstück wird wild rumgeschossen«, kam es willywichtig aus der Leitung. »Wir haben außerdem die Information, dass ihr Sohn Marc mit einem Lungenriss im Haus liegt. Er kann sich nicht mehr bewegen und stirbt.«

»Nee«, meinte ich, »spinnen denn hier jetzt alle? Das muss totaler Quatsch sein. Ich komm grad von dort. Der Einzige, der da schießt, bin ich. Und da liegt auch niemand rum und stirbt.«

»Nee, da stirb einer«, beharrte der Beamte.

Jetzt fuhr mir der Schreck doch in die Glieder. Ich zitterte wie Espenlaub, rang um Fassung: »Halt, stopp, alles wurscht!«, schrie ich in den Hörer. »Ich ruf jetzt erst mal bei meiner Ex-

Frau an. Die kann mir vielleicht sagen, wo mein Sohn steckt.«

Ich hatte eine reichlich verschlafene Erika in der Leitung, die nicht verstand - »Ist Marc da? Sag! Ist Marc da? -, warum ich sie da um zwei Uhr zwölf am Morgen so anblaffen musste.

»Ja, klar«, kam Erika nach zwei unendlichen Minuten zurückgeschlurft, »der Marci liegt hier und ist am Schlafen.«

Ich rief wieder bei der Polizei an.

Es stellte sich raus, dass irgendein Voll-Spinner unter dem Decknamen »Marc Bohlen« eine getürkte E-Mail-Botschaft an ein fremdes Mädchen im Internet verschickt hatte. Die hatte daraufhin mit den Worten: »Ich hab grad mit Dieter Bohlens Sohn Kontakt gehabt. Der krepiert!« hysterisch bei der Polizei angerufen. Die Polizei wiederum nahm das zum Anlass, Einsatz in Manhattan zu spielen, war über den Zaun gesprungen und hatte ein Fenster zerdeppert. Das war der Krach gewesen, den wir gehört hatten.

Estefania fand sich mitten in der Nacht splitterfasernackt und herzerweichend weinend vor der Tür irgendeines Barons aus der Nachbarschaft wieder. Und ich musste einen fremden Hubschrauber-Slip waschen und bügeln.

Rein theoretisch ist das alles ja sehr lustig. Aber rein theoretisch hätte es auch sein können, dass Bohlenski einen Polizisten vom Dach schießt. Oder die Polizei den Dieter.

Diese ganze Pleiten-, Pech- und Pannenshow brachte mir eine Strafe von 47.500 Euro wegen unerlaubten Waffenbesitzes ein (das muss ein Normalo zahlen, wenn er ganze Dörfer ausrottet). Und Estefania eine Neurose. Sie schläft seither total unruhig, leidet an Albträumen. Wir mussten für viele hunderttausend Euro die Villa Rosengarten zum Fort Knox hochrüsten, mit Überwachungskameras und Infrarotsensoren. Nur an den Krokodilen in den Gräben züchten wir noch.

Eine Frage sei an dieser Stelle erlaubt: Abgesehen davon, dass ein Anruf genügt hätte, um festzustellen, dass mein Sohn Marc

gar nicht bei mir wohnt - warum haben diese Bullen-Rambos nicht einfach das Tatü-Tata auf dem Dach eingeschaltet? Das kann man sich, selbst wenn man am entsprechenden Tag auf der Polizeischule geschwänzt hat, ganz toll bei »Derrick« abgucken.

1985



Rex Gildo

Oder: Klärende
Klo-Gespräche

»Joa, soag oamoal, servussss, Dieter!«, wienerte es eines Morgens galant aus meiner Telefonleitung. Monti Lüftner, seines Zeichens mein Boss bei BMG-Ariola und geschäftlich voll auf Zack. In Deutschland hatte er Cat Stevens, Boney M., Tina Turner und Amanda Lear groß gemacht. »I hoab do oane Froage ...«

Die »Froage« hörte auf den Namen Rex Gildo und war einer der vielen Pflegefälle, die Monty auf seiner musikalischen Intensivstation hatte.

»Tatst dich kimmern um den Rex? Der hoat schoan loange Zeit koan Hit mehr gehoabt. Koannst den net oamoal produzieren?«

»Ach nee, Monti«, versuchte ich meinen Kopf noch in letzter Sekunde aus der Schlinge zu ziehen, »lass mal stecken.« Aber zu spät.

»Ach, kommt er hoalt mal bei dir vorbei«, hörte ich schon das Taxi vorfahren. »Dann tatst du ihn dir onschaun.«

Man konnte fast mitstoppen, da klopfte es auch schon an die Tür vom Studio in Hamburg-Eimsbüttel. Zähne weiß wie Schnee, Haare schwarz wie Ebenholz und ein Teint wie ein »Wienerwald«-Hähnchen: Et voilà! Sexy-Rexy-Hexy Gildo! Beim Anblick seines ketchuproten Sakkos mit Einstekttüchlein à la Zirkus Sarasani wurd's mir spontan warm, aber nicht ums Herz. Es war ein offenes Geheimnis in der Branche, dass der Herr nicht so wirklich auf Frauen stand. Was im Prinzip wunderbar war. Denn wenn es nach mir ginge, würde es rein schwule Platten- und Videofirmen geben. Kein Hetero hat diesen Riecher für Trends und einen so tausendprozentigen Geschmack. Wobei: Wenn ich mir Rex anguckte, musste man den letzten Punkt noch mal diskutieren.

»Guten Tag, Dieter! Schön, dich zu sehen«, reichte mir Rex die Hand und lächelte. Er war so was von höflich, im Prinzip der Traum jeder Schwiegermutti.

»Mensch, bist du braun!«, entfuhr es mir. Man weiß ja: Ich denke selten nach, bevor ich den Mund aufmache. »Sag, warst du ein Jahr im Urlaub, oder hast du auf der Sonnenbank gepennt?«

»Quatsch, was glaubst du?!«, war sexy Rexy mega entrüstet. »Das ist alles Natur! Meine Ur-Großomi, die war nämlich Italienerin. Daher kommt das alles.« Dann lächelte er wieder.

»Psst! Dieter!«, zog mich in der Sekunde mein Toningenieur Luis Rodriguez erschrocken beiseite, als er Rex im Flur stehen sah. »Müssen wir uns das wirklich geben? Wir sind hier doch jetzt nur noch europamäßig unterwegs.«

Tatsächlich waren die Zeiten vorbei, als ich Leute wie Marcel Mardello (nicht zu verwechseln mit Sardello Mortadella) und Elmar Gunsch für die Garmisch-Partenkirchner Charts produziert hatte. Ich war jetzt der große Dieter Bohlen, der den neuen Modern-Talking-Sound erfunden hatte. Die Euphorie war riesig. Alle in der Branche glaubten, ich könnte auch aufs Tonband pupsen, und das würde ein Hit.

»Komm, Ohren zu und durch!«, meinte ich zu Luis. »Den kriegen wir jetzt auch noch verarztet!«

Nun hieß ein Titel meines ersten Modern-Talking-Albums »Do you wanna«. Und da ich ja ein praktisch veranlagter Mensch bin, hatte ich beschlossen: Den trällert dir der Rex jetzt einfach auf Deutsch! »Du ich lieb dich« sollte das Stück heißen und passte damit wunderprächtig in die Gildo-»Du«-Kollektion: »Du bist mein Wunder«, »Ich will, dass du willst«, »Nur du und sonst gar nichts«, »Sag, hast du heut schon mal geliebt?« Dudi-dudi-hudi-wudi.

»Pass auf, Rex«, sagte ich zu ihm, wie ich das auch zu einer Madonna oder Christina Aguilera sagen würde, wenn die bei mir im Studio stünden, »bevor wir anfangen, muss ich erst mal deine Stimme hören, um zu wissen, wo ich dran bin. Sing mir doch mal was vor.«

Rex schien so mittelbegeistert von meiner Idee. »Wie jetzt, vorsingen?«, fragte er lächelnd.

»Ja, so ›Im Frühtau zu Berge!‹ Irgendwas in der Art.«

»Also, ich weiß nicht...«, meinte er und lächelte weiter.

»Du, ich muss mal eben für Königstiger!«, entschuldigte ich mich. Vor den Klos stand gerade Fryderyk Gabowicz, der »Bravo«- Fotograf, rum und langweilte sich.

»Was ist'n der Gildo für 'ne Knalltüte?«, beschwerte ich mich.
»Der will ja noch nicht mal vorsingen!«

»Hey, mach dich locker! Das kriegste schon hin!«, beruhigte er mich.

Nachdem ich gepinkelt hatte, taperte ich zurück ins Studio, wo mir Rex entgegenkam und jetzt seinerseits - mit einem Lächeln versteht sich - auf dem Klo verschwand. Fünf Minuten später war er wieder da und hatte - wie sollte es anders sein? - ein Lächeln auf dem Gesicht.

»Du«, zog mich Fryderyk beiseite, »der Rex hat mich gerade auf dem Klo angesprochen. Er sagt, er sei jetzt seit fünfundzwanzig Jahren im Geschäft, aber so was habe er noch nicht erlebt! Vorsingen wie Hans-Franz! Nach fünfzig Hits! Er sagt, gleich sei er weg, und du könntest dir die Zusammenarbeit in den Hintern schieben.«

Ich schaute zu Rex rüber, der immer noch lächelte, als ob's dafür Geld geben würde. Ohne Fryderyk hätte ich bestimmt gedacht: Mensch, wie toll gefällt's dem hier doch in deinem Studio.

Okay!, sagte ich mir. Rex will einen Song mit dir aufnehmen, weil die Plattenfirma das will. Und ich will das, weil die Plattenfirma das will. Also wollen wir das jetzt beide. Was Hanne Haller, Gildos Ex- Produzentin, hingekriegt hat, das kriegst du doch wohl auch noch hin, Dieter!

»Naja, Rex«, sagte ich mit einer Stimme, sanft wie der Wolf

zu den »Sieben Geißlein«, der Kreide gefressen hat »hast ja eigentlich Recht! Was soll das bringen, mit dem Vorsingen? Lass uns gleich anfangen!« Na, wenn das nicht Honig um den Bart war, dann wusste ich nicht, was schleimen hieß.

»Ja, super, Dieter!«, freute sich Rex. Dann stülpte er sich die Kopfhörer über. Irgendwie war die Situation schon ein bisschen krank: Statt laut »Arschloch!« zu schreien, was seinem Ego bestimmt ganz gut getan hätte, machte er einen auf Grinsemann & Söhne. Er war nicht in der Lage zu zeigen, wie es wirklich in ihm aussah.

Ein bisschen waren das auch die Spuren von fünfundzwanzig Jahren Showbiz, wo du zu jedem Heck und jedem Radio-Onkel super nett sein musst, damit die deine Songs spielen. Und allen musst du immer suggerieren: Mir geht's hammermäßig, und in Peru bin ich die Nummer eins in den Charts.

»Du, sag mal«, gab ich nicht auf, ihn ein bisschen aus der Reserve zu locken, »dass da in deinem Alter die Haare noch so schwarz und dicht sind, das find ich ja voll klasse!«

»Ja, ja!«, fing Rex gleich an. »Also, das mag vielleicht aussehen wie ein Toupet! Aber das ist kein Toupet! Alle fragen mich immer, ob das ein Toupet ist! Aber nein! Kein Toupet!«

Es war, als ob der Papst einen zu überzeugen versuchte: »Nein, ich bin nicht katholisch!« Überhaupt beschlich mich das Gefühl, dass bei Rexi-Schnexi das Wörtchen »ja« im Wortschatz fehlte. Statt »Ja, Toupet« und »Ja, Sonnenbank« kriegte man nur irgendwas vom Pferd erzählt.

»*Du, ich liiiiiieb dich!*«,

seufzte Rex ins Mikro.

»... ich spür Verlaaaaangen
neu anzufaaaaangen,
ich seh den Zaaaauber deiner Aaaaaugen,
du lässt mich spüuuuuüüüren,
ich kann's riskiiiiiiieren

... dideldi und dideldu!

Oje, oje, dachte ich. Das klang ja, als ob man ein Kilo Bananen pürierte. Ein bisschen klebrig, ein bisschen hula-chiquita. Rex sang noch femininer als Thomas Anders (was schon eine Leistung war). So viel Schmalz war kaum auszuhalten.

Dabei war er unglaublich professionell. Wann immer ich ihn aufforderte: »Wiederhol bitte diese Strophe!« oder: »Den Refrain brauch ich noch mal!«, antwortete er: »Kein Problem« und schaltete sein Gehirn auf Rewind. Sagen wir mal so: Hätte ich ihm gesagt »Sing den Titel noch drei Monate!«, dann hätte er den Titel auch noch drei Monate gesungen.

Wobei ich an dieser Stelle mal eine Lanze für mich selbst brechen muss: Im Prinzip bin ich der netteste und humanste Produzent von der ganzen Welt. Ich würde nie sagen: »Du klingst aber scheiße.« Nicht so wie Frank Farian und Michael Cretu, die ihre Künstler manchmal fünf Tage denselben Titel singen lassen: »Ja, da hinten, das >t< am Ende, das muss weicher! Und das >d<, das will ich viel härter!« Nach zehn Mal »Du ich lieb dich« nahm ich Rex aus der Pflicht: »So, danke, das war's!«

»Na, dann wollen wir mal hoffen, dass das ein großer Hit wird!«, verabschiedete sich Rex, wieder mit einem artigen Händeschütteln.

»Und ich werde mich um ein paar Fernsehauftritte für den Song kümmern«, versprach ich noch.

Als »Du ich lieb dich« nach drei Tagen fertig abgemischt war, spielte ich das Ding meinem Freund Andy am Telefon vor:

»Sag mal, wenn ich das jetzt rausbringe unter meinem Namen schmeißen die Leute dann mit Tomaten nach mir?« Ich war mir voll unsicher.

Und Andy so: »Ach nee!!! Quatsch!!! Wie kommst du denn darauf?«

»Ja, also, das ist so schlecht, ich find, das kann man gar nicht veröffentlichen!«

»Also, du schon wieder!«, entgegnete Andy. »Immer voll die Unke! Das wird schon!« Natürlich glaubte er auch an den Mythos vom Hit-pupsenden Dieter Bohlen.

Der Song kam raus und war: ein Hammer-Hammer-Hammer-Hammer-Hammer-Flop. Verkauf: fünftausend Singles. Das lag sogar noch unter Rex' vorletzter Single. Voll peinlich war mir das. Ich machte fünfundvierzig Kreuzzeichen, dass mein Name nicht mit auf dem Cover gestanden hatte.

Damit war Rex' und meine musikalische Ehe per sofort geschieden. Irgendwie klärte sich unser Verhältnis dadurch aber auf wundersame Weise. Wir waren zwar immer noch keine Freunde, aber wir freuten uns, wenn wir uns sahen. »Mensch, Rexi, alte Socke«, begrüßte ich ihn immer mit Schulterklaps, »sind im Solarium mittlerweile die Birnen durchgebrannt?«

Worauf er lachte, als ob ich einen guten Witz gemacht hätte.

Manchmal lallte er auch, was egal war, denn es unterschied sich inhaltlich nicht wesentlich von dem, was er sonst so redete. Das mag hart klingen, war aber die Wahrheit. Bräune hin oder her, unter der ganzen strahlenden Gesichtsfarbe war er ein ziemlich verletzter Mensch mit einer grauen Seele. Ein knapp fünfzigjähriger Mann, der immer noch so tat, als ob er zwanzig wäre. Und der, wenn er Glück hatte, gebucht wurde, um zum dreimillionsten Mal »Fiesta Mexicana« zu singen.

Der Zufall wollte es, dass Rex und ich denselben Fahrer hatten, einen freundlichen, weißhaarigen Herrn namens Heinz Armlang. Heinz Armlang hatte zwei Hobbys: rauchen (ungefähr drei Schachteln am Tag) und schludern (keiner war so im Bilde wie er).

»Sag mal«, meinte ich eines Tages zu ihm, »wovon lebt Rex Gildo eigentlich? Der hat keine Hits mehr und keine Auftritte. Das passt irgendwie nicht zusammen.«

»Ach«, meinte Heinz, »keine Sorge! Der Rex ist saniert, dem gehören ganze Häuserzeilen in München.«

»Ja wunderbar!«, meinte ich. »Aber warum tut er sich denn diesen Zirkus dann noch an?«, wollte ich wissen.

Eigentlich war Rex nämlich vergönnt, was nur einem Prozent aller Künstler nach einer Karriere vergönnt ist: Er konnte, wenn er wollte, hasta la vista sagen und der Branche für alle Zeiten den Rücken kehren. »Warum setzt der sich nicht einfach zur Ruhe? Der ist ja kein Doofmann! Der hat doch längst gerafft, dass er sich immer mehr seinem musikalischen Ende nähert«, fragte ich Armlang.

»Tja, wie gesagt, um Geld geht's nicht!«, meinte der nur. »*Da* gibt's keine Probleme. *Die* gibt's mehr so zweierbeziehungs-technisch. Der Rex steht nun mal unheimlich auf junge Männer. Das darf nur keiner wissen. Und er hat Angst, wenn er aufhört zu singen, verliert er seine Attraktivität.«

Nun haben sich die Zeiten mittlerweile geändert. Aber als Schwuler war Rex 1985 noch gezwungen, das totale Doppelleben zu führen und sich an die Moralvorstellungen zu halten. Das war nicht so wie heutzutage bei einem Klaus Wowereit, der einfach dazu steht, dass er von einem »Street Day« zum nächsten »Gay Day« reist. Damals wurde ja schon »Der goldene Schuss«-Moderator Lou van Burg vom ZDF gefeuert, weil er sich als verheirateter Mann eine Geliebte leistete.

Rex musste ständig aufpassen, dass nicht am nächsten Tag in der BILD-Zeitung stand: »Gildo mit Typen erwischt«. Nach außen gab er eisern den schnieken Frauenhelden. Wenn er in der »Hitparade« auftrat, stand da ein Spalier kreischender Mädels, die ihm verliebt weiße Rosen überreichten und dabei einen Blutsturz kriegten. Während Gildo wahrscheinlich die ganze Zeit nur dachte: »Ach, wenn ihr doch nur Jungs wärt!«

Privat umgab er sich dann mit immer wieder neuen

»Sekretären«, »Assistenten« und »Chauffeuren«.

Quintessenz war, dass Rex die Bühne nicht suchte um des Geldes willen, sondern weil ihm das die Prominenz brachte, die er brauchte, um junge Männer zu beeindrucken.

So nach und nach erzählte mir Heinz das ganze Drama: Dass er Rex immer zu irgendwelchen Schützenfesten und Gehörlosenveranstaltungen fahren musste, wo er fünftausend Mark für einen Abend kriegte. Dass dieser Mann, der es gewohnt gewesen war, über große Showtreppen zu laufen und vor zehntausend Zuschauern aufzutreten, oft durch den Matsch von hinten ins Zelt kriechen musste. Dass er das Gegröle von achthundert besoffenen Schützenfestbesuchern nur ertragen konnte, wenn er vorher zehn, zwanzig Jägermeister geladen hatte.

Wahrscheinlich kann sich das ein Normalsterblicher nicht vorstellen, wie unendlich weh das tut: Wenn man mal den Himmel geschnuppert hat. Und plötzlich ist da nur noch der Geruch von Zigaretten, Bier und Schweiß. Ein Horror. Und wie ein Boris Becker begreifen muss: ›Ich werde nie wieder Wimbledon gewinnen‹ und darüber nicht glücklich sein kann, genauso muss ein Künstler leben lernen mit der Erkenntnis: ›Ich werde nie wieder einen Hit haben‹. Viele killt das.

Immer häufiger wurde Rex von irgendwelchen Veranstaltern verklagt, weil er torkelnd von der Bühne gefallen war. Bei einem Auftritt auf der MS Europa lag er minutenlang lallend auf der Erde. Die Weihnachtsfeier eines Wäsche-Versands hatte er mit zwei Litern Riesling und einer halben Flasche Rotwein in der Birne lahmt gelegt.

Auf Mallorca verabschiedete er sein Publikum mit den Worten: »Sssschönen... Abend nnnnoch...! Un' fffffrohe Wwwwiehnacht'n!« Allerdings war Hochsommer. Fragte man ihn: »Wie war's?«, erzählte er einem: »Die Mädchen werfen BHs und Höschen auf die Bühne. Die wollen alle mit mir ins Bett.«

Dabei standen unten im Publikum nur ein paar Halbstarke, die rumpöbelten.

Er war wie eine Parodie seiner selbst und lebte unerreichbar auf dem Gildo-Planeten. Wenn ihn ein Reporter im Interview fragte: »Mensch, Rex, sag mal, trinkst du nicht ein bisschen viel?«, wiegelte er ab wie alle Alkoholiker: »Ich trink doch nur so ein bis acht Gläschen nach dem Auftritt! Ich versteh die ganze Aufregung nicht! Bernhard Brink säuft bestimmt doppelt so viel wie ich.«

»Rex muss endlich mal zur Wahrheit stehen und klipp und klar sagen: ›Ja, ich saufe. Und außerdem trage ich ein Toupet‹«, lästerte Bernhard via Zeitung zurück.

Man schämte sich ein bisschen für beide.

Vierzehn Jahre nach unserem Zusammentreffen, genauer gesagt: am 23. Oktober 1999, stürzte sich Rex Gildo aus einem Badezimmerfenster acht Meter in die Tiefe. Bilanz seines Lebens: fünfundzwanzig Millionen Platten und zehn Tanklaster Alkohol. Vorher soll er noch geschrien haben: »Ich will nicht mehr den Clown spielen!« Wahrscheinlich das erste Mal in seiner Karriere, dass er wirklich den Mund aufmachte und die Wahrheit sagte. Nur leider zu spät.

A black and white photograph of singer Nena. She has shoulder-length, wavy hair and is wearing a light-colored, fuzzy-trimmed jacket over a dark top. She is holding a microphone and looking slightly upwards and to her left. The background is dark with some bright, out-of-focus lights.

1982

Nena

Oder: Birnchen im
Dekolleté, Teddies
unter den Achseln

Im Sommer '82 führten mich meine Pilgerreisen in Sachen Musik mal wieder zur BMG nach Berlin. Wer mich sah, hatte richtig was zu gucken. Unter Styling verstand ich damals nämlich Trainingshose, tief dekolletiertes Unterhemd und jede Menge Goldkettchen. Dazu rasierte ich mir die Brusthaare weg. Im Prinzip sah ich aus wie ein türkischer Zuhälter, nur in Blond.

Zusammen mit jeder Menge Aktenköfferchen-Trägern und frustrierter Büro-Tussen purzelte ich in Berlin-Tempelhof aus der Lufthansa-Maschine. Passend zu meiner Asi-Montur und als Statement gegen die Welt im Allgemeinen und im Besonderen trug ich eine »Woolworth«-Tüte in der Hand, in der sich eine Demo-Kassette mit einem brandneuen Titel befand. Den wollte ich bei meiner Plattenfirma in der Wittelsbacher Straße zu Gehör bringen.

Per Zufall traf ich draußen auf dem Weg zu den Taxen Gabriele Susanne Kerner, genannt Nena.

Sie hatte damals gerade ihren Giga-Karriere-Durchbruch mit »Nur geträumt«. Und ich war eine unbedeutende Wurst, die für Bernhard Brink und Elmar Gunsch kleine Songs schreiben durfte. Das Einzige, was von mir bislang in die Charts gegangen war, war ein Instrumental-Song von Ricky King.

Es war gerade mal ein paar Wochen her, da hatte ich Nena das allererste Mal bei der Sendung »Beat Club« mit Uschi Nerke und Mike Leckebusch in Bremen singen hören. Ich selbst war mit Ricky King und seinen Tänzerinnen da. Die hatte die Requisite in blaue 50-Liter-Müllsäcke aus Plastik gesteckt. So ließen sie zum Refrain »Ahoi, Aye, Aye, Capt'n« die aromadicht verpackten Popos kreisen.

Nena kam nach uns. Zu dem Zeitpunkt war sie noch eine vollkommen unbekannte musizierende Lehrerstochter aus Hagen. Ihre Gesangsdarbietung war ein bisschen atemlos, im herkömmlichen Sinne hatte sie auch keine schöne Stimme. Aber was mir fast die Sinne raubte, war dieser rattenscharfe roter

Leder-Minirock, den sie trug. Dazu die dunklen Haare, diese junge und frische Art. Ich dachte nur: Was für eine geile Frau!

Auch alle anderen, die da im Studio rumstanden, Männer wie Frauen, waren voll begeistert. Endlich mal eine Künstlerin, die auf der Bühne volle Action machte, rumturnte und keine Angst hatte zu schwitzen. So was kannte man damals nicht, das hatte was Elektrisierendes. Die einhellige Meinung aller Anwesenden: »Das Mädel wird ein ganz großer Star. Die kommt ganz groß raus!«

Schon damals, vor zwanzig Jahren, hatte Nena etwas, das viel wichtiger ist als eine Drei-Oktaven-Stimme: einen totalen Wiedererkennungswert, einen Stimmband-Frischebonus. Du brauchtest sie nur eine Sekunde singen zu hören und wusstest sofort: Nena! Dieses seufzende Atmen, das daran lag, dass sie keine Gesangstechnik hatte und nicht wusste, wo sie Luft holen musste, war ein Geschenk. Es machte sie authentisch, das war dieses absolute »So bin ich halt«. Und es gab eben keine zweite Sängerin, die auch so klang wie Nena. Genauso, wie es niemanden gab, der später auf so vielen »Bravo«-Titeln war wie sie. Bestimmt vierundfünfzig Mal. Eine Teenie-Ikone.

Auch wenn du sie heute hörst, 2003, hat sie immer noch diesen babymäßigen Sex-Appeal in der Stimme. Keiner käme auf die Idee, da singt eine fünfundvierzigjährige Frau. Maximum achtzehn, würde jeder sagen. So modern und mädchenhaft klingt sie. Kurzum: Nena ist geil.

»Huhu!«, kam Nena 1982 auf dem Flughafen auf mich zu. Ich selber wäre bestimmt viel zu feige gewesen, sie anzusprechen. »Mensch, wir kennen uns doch aus dem ›Beat-Club!«

Sie hob die Arme, um mir zuzuwinken. Sie trug Schweißbänder um die Handgelenke, und ich sah, dass sie zwei kleine putzige Teddies unter den Achseln hatte. So genommen, gaben wir ein hervorragendes Paar ab.

Zum zweiten Mal fand ich: Hey, die sieht ja richtig süß aus!

Wenn du mal ein Großer bist, Dieter, dann würdest du bestimmt, öhm, gern mal mit der... zusammen singen.

Sie war ganz unglaublich locker. Ist ja auch klar, wenn du so viel Rückenwind hast wie sie zu dem Zeitpunkt. Ich selbst hätte mich nie im Leben getraut, sie anzusprechen. Ich hätte wahrscheinlich nur aus den Augenwinkeln zu ihr rübergeschielten: Guck mal! Nena da! Geil!

»Wo willste denn hin?«, wollte Nena wissen.

Und ich so: »Ja, in die Wittelsbacher Straße.«

»Mensch, komm!«, meinte Nena. »Mein Cabrio steht draußen vor der Tür, ich hab gerade jemanden zum Flugzeug gebracht, ich nehm dich mit in die Stadt rein.« Ich habe diese Szene noch wie einen Film vor dem inneren Auge, als ob's gestern gewesen wäre. So beeindruckt war ich, dass diese süße, kleine, sexy Biene mich auf eine Spritztour in ihr Auto einlud.

Vor dem Flughafen-Terminal stand das angekündigte Cabrio. Kein schniekes Angeber-Modell, eher so die Abteilung Punk: ein lustiges, kleines, ausländisches Hutschefidel mit jeder Menge aufgeklebtem und festgebundenem Tüdelüt.

Der Tag war superheiß, Nena kletterte hinters Steuer. Ich warf meine »Woolworth«-Tüte auf die Rückbank und rutschte auf den kunstledernen Beifahrersitz, den die Sommersonne auf 95 Grad hochgrilliert hatte. Nena rodelte den ersten Gang rein und los ging's.

Toll war: Kaum waren wir ein paar Sekunden unterwegs, blähte der Fahrtwind Nenas Oberteil voll Obelix-mäßig auf. Ich konnte wunderbar von der Seite reingucken. Ich setzte mich extra ein bisschen quer und luscherte wie ein Chamäleon: Das rechte Auge in Fahrtrichtung, das andere links in Nenas Achseldekollete. Man will ja sehen, was da so im Hemdchen hängt. Siehe da: Zwei herzallerliebste kleine Williams-Christ-Birnchen, ready for pflücking. Um mich beim Spannen nicht ertappen zu lassen, guckte ich Nena ab und an natürlich auch in

ihre hübschen Augen.

Was für eine tolle Frau! Dabei hatte ich ein Problem, das sonst andere mit mir haben. Ich konnte nicht mehr richtig differenzieren: Fand ich den Menschen vor mir jetzt toll, weil er Nena war? Oder fand ich ihn toll, weil er toll war? Egal. Es stimmte einfach alles. Der fröhlich bommelnde Busen, Nenas Lachen, der Sommerwind. Sie war so das klassische No-Limits-Girl, das deinen Kopf, dein Herz und deine Träume auf Reisen schickt. Bumm! Ich verliebte mich in sie. Von mir aus hätten wir gleich bis Paris weiterfahren können.

»Und was machst du so in Berlin?«, begann Nena eine Unterhaltung.

»Ich hab da einen neuen Song am Start für Andreas Gramer«, antwortete ich. »»Halle HSV. Zu wenig Schlaf. Zu viel Kaffee« heißt der. Der kommt voll gut. Geht garantiert in die Charts. Den will ich der Plattenfirma vorspielen«, machte ich mich ein bisschen wichtig.

»Hey cool«, meinte Nena charmant. »Und sonst so?«

»Ja, ich produzier auch noch für The Teens.« Katja Ebstein und Bernd Clüver ließ ich lieber gleich weg. »Und du so?«

»Ja«, meinte Nena, »ich lebe jetzt fest in Berlin. Das läuft richtig gut mit meiner Karriere momentan. Aber das ist nicht das Wichtigste. Wenn ich Bock drauf hab, dann kiffe ich eine und häng einfach nur ab. Ich finde, das Leben muss auch Spaß bringen.«

Ich beneidete sie um diese Leichtigkeit, dieses Über-den-Dingen-Stehen, ihre Faulheit. So nach dem Motto: Wenn mir danach ist, fahr ich auch mal acht Monate in die Sahara. Scheiß auf die Karriere. Für so was war ich viel zu pflichtbewusst. Dafür bosselte ich viel zu verkniffen und panisch am Erfolg. Wäre ich wie Nena, wäre ich nicht da, wo ich heute bin. Aber ich wäre wahrscheinlich zufriedener.

»Hey, weißt du was, du bist echt der Knaller!«, machte ich ihr

prompt ein Kompliment. Und wenn der alte Dieter erst mal gefühlig wird, dann das volle Pfund: »Nein, ehrlich! Das hab ich von Anfang an gedacht. Echt mega! Hab ich übrigens auch dem Mike Leckebusch gesagt.«

»Mensch, das ist ja richtig nett von dir!«, kam es mit diesem typischen Nena-Lachen zurück. Mit uns, das war wie gesucht und gefunden. Wie Ping und Pong. Wie ab in die Kiste, dachte ich so. Ihre Art, wie sie positive Energie versprühte, turnte mich wirklich an.

Wir redeten uns in Fahrt: »Du bist eine richtig heiße Nummer«, meinte ich.

Und Nena so: »Ja, ich find dich auch richtig scharf.«

Schließlich fuhren wir statt zur BMG in die Wittelsbacher Straße zu Nena nach Hause.

An dieser Stelle, liebe Neugierige, muss ich euch leider enttäuschen. Ich habe ein bisschen die Übersicht verloren. So viele nette Frauen in meinem Leben! Ich kann mich beim besten Willen nicht mehr dran erinnern, ob Nena und ich noch ein Käffchen getrunken und Briefmarken angeschaut haben.

Wie ich so bin: Aus den Augen aus dem Sinn. Nena und ich haben uns die letzten sechzehn Jahre ja auch nicht gesehen. So kam mir auch nie die Idee, mal nachzufragen.

Im Dezember 2002, es war der RTL-Jahresrückblick bei Günther Jauch, standen wir uns dann plötzlich Nase an Nase gegenüber. Man soll die Braut schmieden, solange sie heiß ist. Eine tolle Chance, unsere Bekanntschaft ein bisschen aufzufrischen.

»Mensch, super, dass wir uns mal wieder sehen!«, ging ich auf Nena zu. Ich freute mich ehrlich und von ganzem Herzen.

»Oh, der Dieter!«, freute sich Nena zurück. Dann lachte sie noch genauso wie vor tausend Jahren. »Wie geht's dir?«

Mittlerweile sind wir beide ja voll die braven

Familienmenschen geworden. Weil ich nicht mit der Tür ins Haus fallen wollte, fingen wir an, uns über Kinder zu unterhalten. Nena hatte sich auch hier kein Stück verändert.

»Also, ich hab nichts dagegen, wenn meine Kiddies kiffen«, erklärte sie mir. »Ein kleiner Joint ist doch ganz lustig.« Der Apfel fällt halt nicht weit von der Mama. So talkten wir uns ein bisschen warm.

»Du ...«, ergriff ich nach fünf Minuten die Gelegenheit beim Schopfe. Ich musste meinem Gedächtnis auf die Sprünge helfen. Nicht zu wissen, ob oder ob nicht - so eine Unsicherheit will man ja als Mann auf keinen Fall mit ins Grab nehmen.

»... Nena ... sag mal...! Was ich mich schon paar Mal gefragt habe: Was haben wir denn sonst noch so bei dir zu Hause gemacht? Du weißt schon, an diesem Tag damals...«

»Mensch«, brach sie in schallendes Gelächter aus, »das müsstest *du* doch eigentlich noch wissen, Dieter ...« Dann guckte sie leicht vorwurfsvoll. »... dass du dich *daran* nicht mehr erinnerst, beleidigt mich aber!«

Nun standen da leider ziemlich viele Leute um uns rum, deswegen konnte ich ihr nur ins Ohr flüstern: »Mensch, Nena, sag doch mal, haben wir...«

Doch in diesem Augenblick - eine Mikrosekunde, ein Nanogramm von der alles entscheidenden Antwort entfernt - zupfte mich Fußball-Star Michael Ballack am Ärmel und redete auf mich ein: »... meine Frau... dein Buch... Autogramm... brubb-brubb!«

Meine Restfrage an Nena » ... schon mal gerattert?« blieb mir im Hals stecken.

Verdammte Scheiße, verflixt und zugenäht, dachte ich. Das gibt's doch gar nicht!

Um das Tohuwabohu in meinem Kopf komplett zu machen, schubste mich jetzt auch noch eine Frau mit wichtigem Headset

auf dem Kopf Richtung Bühneneingang:

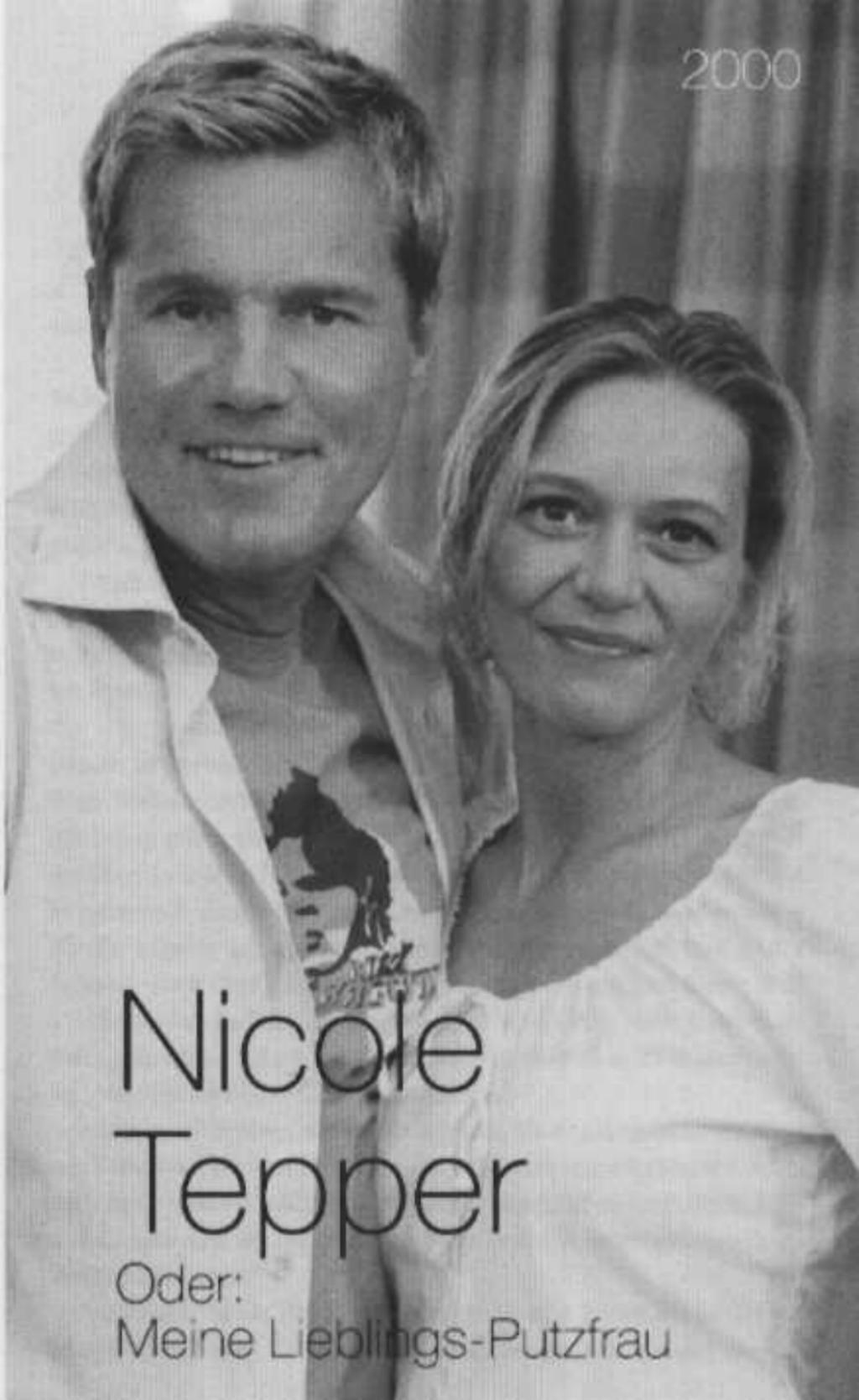
»... begrüßen Sie mit mir: Dieter Bohlen ...!«, hörte ich die letzten Fetzen von Günther Jauchs Ansage aus dem Lautsprecher schnattern. Dann wurde ich von der Headset-Tante auch schon auf die Bühne geschoben. Hier empfing mich Jauch mit seinem gespielten Quelle-Katalog-Lächeln: »Na, Dieter, dein Buch ist ja auch nicht mehr auf Platz eins. Das ist ja nur noch auf Platz zwei.«

Batsch! Watsch! Klasse Beginn für ein Interview. Ich hab ja bekanntlich nur zwei Hirnzellen. Die eine war noch bei Nena, die andere beim letzten Brubb-Brubb von Michael Ballack. Und jetzt obendrauf dieses Jauch'sche Auftakt-Foul. Das war zu viel. »Öh ... ja«, stotterte ich doof rum. Na danke! Diese Sendung konnte ich abhaken.

Am meisten wurmen mich im Nachhinein zwei Dinge: Für eine solche Performance habe ich den »Jahresrückblick« von Kerner abgesagt, in den ich eigentlich viel lieber gegangen wäre. Krasse Fehlentscheidung. Und zweitens: Ich habe immer noch kein Ja oder Nein auf meine Frage an Nena.

Liebe, kleine, süße Nena. Hilfe! Bitte rette mich! Gib mir eine Antwort. (Aber nur, wenn's ein Ja ist.)

2000



Nicole Tepper

Oder:
Meine Lieblings-Putzfrau

Am 9. Mai 2003 forderte ich meine Fans auf: »Kommt in mein neues Buch! Gewinnt ein Kapitel. Schickt mir eure Geschichte.«

Säckeweise gab's Zuschriften. Drei Tage lang hab ich gebuddelt und geschmökert und Höhlen in die Papier-Haufen gegraben. Dabei musste ich immer wieder schmunzeln, manchmal auch den Kopf schütteln und mindestens dreihundert Mal *Oijoiroi! Was für schöne große... äh... Augen!* denken.

Dennoch: Nicht die nackigste Blondine hat gewonnen. Sondern meine Gewinnerin ist: Nicole Tepper, eine tutto completto bekleidete Putzfrau aus Gelsenkirchen. Ihr Brief war der, der mich am meisten bewegt und berührt hat:

Nicole ist sechsundzwanzig Jahre alt und eine ganz tolle, tapfere Frau. Sie hat fünf Kinder, was an sich schon eine reife Leistung ist. Ich bin ja selbst stolzer Papa von drei Kindern und kann mich nur wundern, wie Nicole das alles gewuppt kriegt. Überhaupt: Wenn alle Frauen nach fünf Schwangerschaften noch so klasse aussehen wie Nicole, möchte ich mit meiner kleinen Estefania sofort und in der Sekunde auch fünf Kinder. (Allerdings frage ich mich an dieser Stelle schon: Hat die Pille etwa noch nicht ihren Weg nach Gelsenkirchen gefunden? Psssst! Im alleräußersten Notfall soll's ja auch helfen, ein Pflaster übers Dingens zu kleben.)

Aber egal! Nicoles Geschichte beginnt, als sie selbst noch ein kleines Kind war. Da wurde sie von ihrer Mutter mit Klobürsten, Kleiderbügeln und Handfegern nach Strich und Faden verprügelt. Einmal musste sie mit einem blauen Auge in die Schule. Dazu wochenlanger Hausarrest.

Nun habe ich als Kind auch ab und an eine hinter die Löffel gekriegt. Aber: Seine Kinder so grob zu misshandeln gehört meines Erachtens mit Steineklopfen nicht unter dreißigtausend Jahren bestraft.

Als ob eine Terror-Mutter nicht genügen würde für so ein junges Leben, lernte Nicole noch vor ihrem achtzehnten

Geburtstag ihren späteren Mann kennen: ein Kerl der Gattung Schluckspecht. Sie zogen zusammen, und wieder gab's Dresche. Überdies hing der Knabe den ganzen Tag arbeitslos zu Hause rum. Wenn sich Nicole (rackerte nachts für fünfzehn Mark die Stunde, um tagsüber für ihre Kinder da zu sein) bei ihrer Schwiegermutter (Leben von der Stütze + Gicht + zuckerkrank) deswegen beschwerte, kriegte sie nur zu hören: »Brauchst doch auch nicht zu arbeiten. Geh nach dem Amt, dann kriegste alles bezahlt.« Nicole schuftete trotzdem weiter. (Mehr Nicoles und weniger von diesen Schwiegermüttern - und Deutschland ginge es bedeutend besser!)

»Du, Dieter«, hat Nicole mir gestanden, »deine Musik hat mir in düsteren Stunden Kraft gegeben!«

Damit hat sie mir den schönsten Satz geschenkt, den man einem Komponisten schenken kann: Dass ich die Seele eines Menschen mit meiner Musik berühre. Und Nicole hat noch etwas gesagt, das mir mehr bedeutet als jedes Bundesverdienstkreuz: »Dass ich mich jetzt überwinde, von meiner unschönen Vergangenheit zum ersten Mal zu reden, liegt an dir, Dieter. Du nimmst auch nie ein Blatt vor den Mund. Deine direkte, offene Art hat mir meine Ängste genommen.« Danke, Nicole.

Von ihrem nichtsnutzigen Knilch hat sie sich ja Gott sei Dank vor zwei Jahren getrennt. Das ist schon mal ein ganz wichtiger Schritt in die richtige Richtung. Jetzt kämpft Nicole als allein erziehende Mutter darum, dass es ihren Kindern mal besser geht als ihr. Ich denke, sie hat eine realistische Chance. Die Nicole Tepper, die mir begegnet ist, ist eine hochintelligente Frau. Was ihren Job als Putzfrau angeht, ist sie hirnmäßig völlig unterfordert. Mit ihrem Talent, sich auszudrücken und zu formulieren, könnte sie Michelle Hunziker problemlos Sprach-

Nachhilfe geben. Und wenn ich mir so unsere Aufnahmeleiter beim Fernsehen angucke: Die tun auch nix anderes als Leute rundsabbeln, damit sie zur richtigen Zeit am richtigen Ort sind.

So was könnte ich mir auch für dich, Nicole, vorstellen! Also: Nur Mut. Sag bei deinen nächsten Bewerbungen, dass du die klasse Nicole vom Dieter bist. Und wenn sie dir nicht glauben, halt ihnen einfach unser Buch unter die Nase.

Zum Schluss, Nicole: So, wie du mir zwei wichtige Sätze geschenkt hast, will ich dir auch zwei liebevolle, Mut machende Sätze mit auf den Weg geben:

Ich glaub an dich. Und du glaub auch an dich!

Dein

A handwritten signature in black ink, appearing to read "Bob Dylan". The signature is fluid and cursive, with the name "Bob" on top and "Dylan" below it.

PERSONENREGISTER

- Abd El Farrag, Nadja 13ff., 18ff., 42, 86ff., 89f., 92,125f., 150,184f., 219,253,258f.,284
Ackermann, Lutz 186,188
Adams, Bryan 16,21
Aguilera, Christina 296
Alexander (Klaws) 167,242,245f., 267,269,272f.
Alexandra (Nefedov) 140
Ammer, Michael 117,119,121,125, 133f., 139ff., 142ff., 145
Anders, Claudia 53ff., 68,76
Anders, Thomas 37,39ff., 45ff., 53ff., 65ff., 68ff., 71ff., 74ff., 78ff., 150,178,185,189f., 236,244f., 270,298
Anderson, Pamela 111
Andrea (Josten) 266
Armlang, Heinz 300f.
Astley,Rick232f.
Bahn, Uwe 186,188
Bailack, Michael 310
Balling,Nora45ff., 185
Beals, Jennifer 101
Becker, Boris 199,301
Beckham, Victoria 271
Beckmann, Reinhold 235
Belmondo, Jean-Paul 48
Berghoff, Dagmar 126,269
Bernadotte, Graf Gerd 253f., 257
Black,Royll3
Blanco, Roberto 18
Böcking, Kai 258f.
Bohlen, Edith 117,210,213,238ff.
Bohlen, Erika 207,221ff., 228,291
Bohlen, Hans 117,210,239f.
Bohlen, Marc 18,68,92,97f., 207, 289ff.,292
Bohlen, Marielin 18,68,92,97f., 199f.,207,239f.,289
Bohlen, Marvin Benjamin 18,68,92, 97f., 207,289
Bremke, Horst-Wolfgang 183ff., 186, 188
Brink, Bernhard 302,305
Bug, Thomas 239,244f.
Burg, Lou van 301
Caballe, Montserrat 242
Cara, Irene lOlff., 104ff., 107f.
Carey, Mariah 195ff., 198ff., 246
Garnes, Kim 104
Cartwright, Ben 86
Clüver, Bernd 308
Cocker,Joel6,243
Collins,Phill86,234
Connor, Sarah 237
Gramer, Andreas 308
Cretu, Michael 299
Deneuve, Cath^rine 48
Deutscher, Dran 113,208
DJ Bobo 108
Ebstein, Katja 308
Effenberg, Stefan 94
Elvers, Jenny 119ff., 131f., 134f., 139
Engelbert 103
Engelke, Anke 237
Engler, Hartmut 13ff., 16ff., 19ff.
Falco (Hölzl, Johann) 173ff., 176ff.,
Farian, Frank 28f., 257ff., 260,262, 299
Feldbusch, Verona 134,150,190, 215,288
Fräser, Shona 239,244f.
Fritsch, Thomas 258
Gable, Clark 104
Gabo 197
Gabowicz, Fryderyk 177,297
Gates, Gareth 233
Geissen, Oliver 235ff., 238
Geldof, Bob 269
Gildo, Rex 295ff., 298ff., 301f.

- Gracia (Baur) 236,255f., 267,269,
 273,279
 Grimaldi, Stephanie 45ff., 48ff., 195
 Grönemeyer, Herbert 205,237,274
 Gunsch, Elmar 296,305
 Haffa, Florian 160f., 163,168
 Haffa, Thomas 160ff., 163,168
 Haller, Hanne 297
 Hanks, Tom 234
 Hannover, Caroline von 46,50
 Hannover, Prinz Ernst August von 50
 Hasselhoff, David 158
 Heck, Dieter Thomas 101,215f.
 Heck, Hilde 215f.
 Heesch, Anna 146
 Heino 13
 Herman, Eva 183ff., 186ff., 189ff.
 Hernandez, Marina 139,141ff., 144ff.
 Herr, Trude 79
 Hertel, Stefanie 79
 Homam, Reza 126
 Houston, Whitney 16,243,246
 Humpe, Inga 237
 Hunziker, Michelle 241,277ff., 280,
 Iglesias, Enrique 199,246,260
 Janina (Youssefian) 120f.
 Jauch, Günther 235,309f.
 Jeanette D. 219ff., 222ff., 225ff., 228
 Jeschke, Anne 73
 Joop, Wolfgang 37ff., 40ff.
 Joplin, Janis 246
 Judith (Lefeber) 242
 Juhnke, Harald 204ff., 207ff., 210
 Juliette (Schoppmann) 243,251ff.,
 254,267
 Junot, Philippe 46
 Jürgens, Udo 213f.
 Keating, Ronan 67,246
 Kelly, Grace 46,104
 Kennedy, John F. 46
 Kerkeling, Hape 113
 Kerner, Johannes B. 159,197,235, 310
- Kindervater, Jürgen 165f.
 King, Martin Luther 157
 King, Ricky 305
 Kiso, Götz 102,104f., 107f.
 Klitschko, Wladimir 140
 Klum, Heidi 269
 Kohl, Helmut 27
 Körfer, Christoph 240
 Kowalke, Rüdiger 187f.
 Krüger, Mike 286
 Küblböck, Daniel 236,242,253, 265ff.,
 268ff., 271ff., 274,279
 Küster, Estefania 53ff., 56ff., 59,61,
 68,73f., 93f., 157f., 167,190,205,
 213,233,238,244,268,270,277,
 279f.,283,286f.,289ff.,313
- Lagerfeld, Karl 39
 Lear, Amanda 295
 Leckebusch, Mike 305,308
 Lindenberg, Udo 13f.
 Lopes, Daniel 251ff., 254ff, 257, 259f.,
 262,267
 Lüftner, Monti 295
 Madonna 243,260,296
 Mardello, Marcel 296
 Martin, Ricky 256f., 260
 Martino, Al 66,103
 MeatLoaf 243
 Meier, Sepp 269
 Minogue, Kylie 232
 Moshammer, Rudolph 39
 Mouskouri, Nana 269
 Mozart, Wolfgang Amadeus 175
 Müller-Westernhagen, Marius 186,
 205
 Mutter Theresa 254
 Naidoo, Xavier 246,274
 Nektarios (Bamiatzis) 246,255f., 267
 Nena (Kerner, Gabriele Susanne)
 237,305ff., 308ff.
 Nerke, Uschi 305
 Nicole (Süssmilch) 267
 Norman, Chris 103

- Ockers, Tom 188f., 191
Omi Bohlen 107,178,213,289
Osbourne, Ozzy 243
Pachelbel, Johann 232
Papst Johannes Paul II. 278
Pflaume, Kai 235
Price,Katiel39
Raab, Stefan 69,149ff., 152ff., 197
Ramazotti, Aurora 279
Ramazotti, Eros 279f.
Raschke,Rudil7f.
Ricke, Kai-Uwe 167
Riewa, Jens 117ff., 120ff., 123ff., 126ff.
Rodriguez, Luis 199,296
Sänger, Tom 234,236f.
Schiffer, Claudia 160
Schmid, Gerhard 167ff.
Schmidt, Harald 197
Schrowange, Birgit 126
Schwarzenegger, Arnold 102
Selleneit, Andy 68f., 79,149,163, 186,188,272,299
Setlur, Sabrina 237
Siegel, Ralph 15,17
Sinatra, Frank 66,207
Sommer, Ariane 119
Sommer, Ron 163ff., 167
Spengemann, Garsten 146,241
Stahnke, Susan 119
Starck, Philippe 161
Stein, Thomas 244,277
Stevens, Cat 295
Steward, Rod 243
Tappe, Detlef 189f.
Tepper, Nicole 313ff.
Turner, Tina 16,295
Ustinov, Peter 269
Van Gogh, Vincent 180
Vanessa (Struhler) 255f., 266
VarelUsabelllllf.
Verena(Veihl)119
Voller, Rudi 118
Waalkes,Ottol54
Wagner, Richard 232
Waterman,Pete232f.
Weischenberg, Sibylle 37 ff., 40
White, Jack 158ff., 163
White, Janine 158
Whittaker, Roger 80
Wickert, Ulrich 188,283
Wowereit,Klaus301
Zahlmann, Burghard 68,70,76
Zeiler, Gerhard 231ff., 234,238,

BILDNACHWEIS

S.7: O2 / Wolfgang Wilde; S.11: Mönkebild; S.23: privat; S.35: Wolfgang Wilde, Hamburg; S.43: Angeli / BILD; S.51: BILD / Andreas Thelen; S.60: Red Point / BILD; S.63: Stefan Pick / Roba Press; S.77: ddp / Matzerath; S.81: Fryderyk Gabowicz / The Beat Photo Studio, München; S.91: Roba Press; S.99: BILD; S.109: Jirka Jansch; S.115: BILD / Rike; S.129: Sven Simon, Essen; S.137: Garsten Witte / defd - Max; S.147: Cinetext / RM; S.155: dpa / Erwin Eisner; S.171: dpa / Votava; S.181: BILD / Andreas Thelen; S.193: privat; S.201: Suzy Stückl / Kindel & Reinisch / BILD; S.211: privat; S.215: action press / PS Press; S.217: privat; S.229: BamS / Beck / Face to Face; S.247: BILD / Andreas Thelen (2x); S.249: Red Point / BILD; S. 255: BILD; S.261: Fryderyk Gabowicz / The Beat Photo Studio (2x); S.263: Daniel Biskup / Boehmmedia.de; S.275: privat; S. 281: BILD / Andreas Thelen; S.293: ullstein / Breuel-Bild; S.303: Cinetext / Max Kohr; S.311: BILD / Peter Müller

Bildteil 1

Foto 1 +2: Fryderyk Gabowicz / The Beat Photo Studio
Foto 3: privat
Foto 4: Fryderyk Gabowicz / The Beat Photo Studio
Foto 5+6: privat
Foto 7+8: Stefan Pick / Roba Press
Foto 9: Wolfgang Wilde
Foto 10: s.Oliver / Gabo

Bildteil 2

Foto 1-7: Fryderyk Gabowicz / The Beat Photo Studio
Foto 8+9: Stefan Pick / Roba Press
Foto 10: privat
Foto 11: Breuel-Bild
Foto 12: RTL
Foto 13: BILD
Foto 14-16: RTL

Bildredaktion: Sonja Storz